

M

M

Echo aus den Missionen
der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

Organ der Bruderschaften vom Hl. Geist
und von den Sieben Schmerzen Mariä

Achtzehnter Jahrgang
Januar bis Dezember 1917

Knechtsteden Station Dormagen (Rhpr.) 1917
Druck und Verlag des Missionshauses

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Aus unsern Häusern

Die Unsern im Felde

Aus unserer Kriegschronik

Verein für das Missionshaus Knechtsteden

Aus unsern Missionen

1. Deutsche Kolonien

1. Apostolisches Vikariat Bagamoyo D. O. A.

2. Apostolisches Vikariat Kilimandscharo

3. Apost. Vikariat Kamerun (Pallottiner)

2. Andere Missionsgebiete der Väter vom Hl. Geist

Apost. Vikariat Senegal

Apost. Präfektur Unternigeria

Apostolisches Vikariat Zanzibar

Apostol. Vikariat Sierra Leone

Unsere gefallenen Helden

Bücher und Blätter

1. Missionsliteratur

2. Andere Literatur

Bilderverzeichnis

1. Religiöse Bilder

2. Bilder aus unsern Missionen

Deutsch-Ostafrika

Westafrika

3. Die Unsern in Kaisers Rock

4. Sonstige Personenaufnahmen

Jan.-Febr. 1917 18. Jahrgang Heft 1 u. 2

Echo aus den Missionen der Väter vom Heiligen Geist



Willy Stucke (Bonn) Ges. f. christl. Kunst (München)

Majestas Domini

Von Straßburg an die Somme

Zum 2. Februar, dem Gedächtnistage des Ehrwürdigen P. Libermann

Am Gnadenort des hl. Hauses von Loretto hatte Libermann Erleuchtung, Berufsklarheit und auch Genesung gefunden von seiner vieljährigen epileptischen Krankheit. . . .

Das Herz voll Dank und Jubel, kehrte er nach einmonatlicher Abwesenheit in das heilige Rom zurück. Dort wartete seiner ein Brief aus der Heimat. Erfreuliches, Unerwartetes hatte ihm sein Bruder zu melden: „Der hochwürdigste Herr Bischof Dr Räß von Straßburg hat sich angelegentlich nach Dir und allen Deinen Verhältnissen erkundigt: als er erfuhr, daß sich Dir Schwierigkeiten wegen des Empfanges der hl. Weihen entgegenstellen, äußerte er den Wunsch, Dir die Hände aufzulegen, und fügte bei, er erwarte Dich hier sobald als möglich, um Dir die Subdiakonatsweihe zu erteilen."

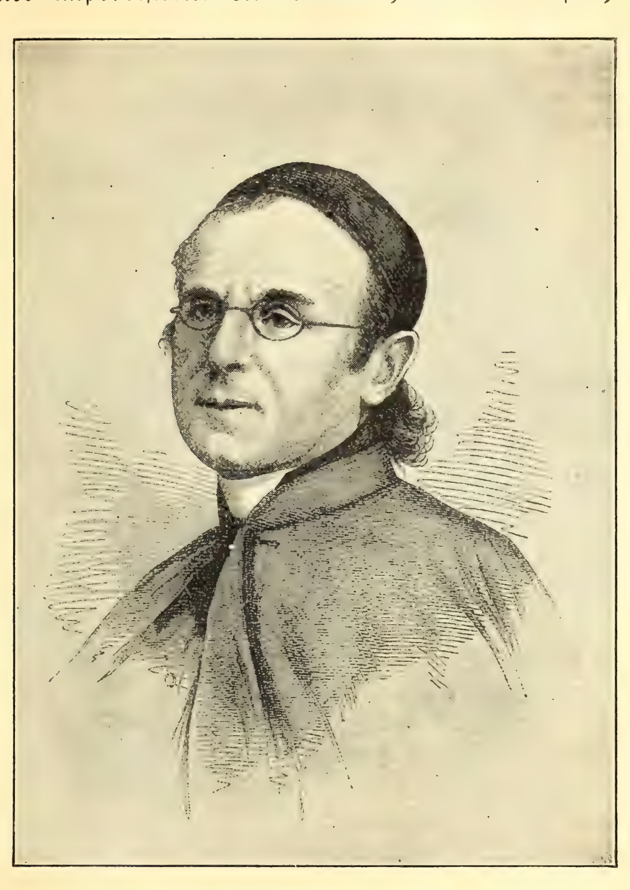
Läßt sich eine fröhlichere Heimfahrt denken? Am 8. Januar 1841 trat er die Rückreise an, diesmal direkt der näheren Heimat zu, dem tannendurchrauschten und rebengekrönten Vogesenland. Da werden wir den „Ordensstifter" wieder auf der Schulbank sehen, werden nach zehnjähriger Unterbrechung den Rabbinersohn wieder unter Hörern der Theologie antreffen, bis der liebe Gott abermals eingreift und ihn endgültig an seinen Posten stellt.

Noch bevor Libermann in Straßburg anlangte, hatte der Feind alles Guten bereits tüchtig gegen ihn gearbeitet, hatte, wie immer, gewühlt, gemaulwurft. Diesmal bei keinem geringeren, als bei dem hochwürdigsten Herrn, der ihm so hochherzig die Aufnahme in seinem Seminar zugesichert hatte. Die Schuld allerdings trifft ganz andere Schultern.

Irgendwo war Bischof Räß mit Personen zusammengetroffen, die — ob aus Bosheit oder Voreingenommenheit, das bleibe dahingestellt — jedenfalls sehr abfällig über Libermanns Vorleben und Vorhaben abgeurteilt haben müssen; ihn als einen flatterhaften, unbeständigen Menschen hinstellten, der nirgends bleiben könne, als einen Intriganten schilderten, der nach Rom gegangen sei, um den Hl. Vater zu täuschen, die Weihen zu erschleichen und der Dinge mehr. Die Wirkung dieser niedrigen Verleumdungen blieb nicht aus. Den Ärmsten ließ man wissen, daß Bischof Räß nicht mehr geneigt sei, ihn zu weihen. Der Schlag traf nicht bloß seine Person, insbesondere auch sein Werk; daher hielt es Libermann für Pflicht, die Sachen richtig zu stellen. Er tats mit Glück. Eine kleine Rechtfertigungsschrift aus seiner Feder zerstreute nicht nur alle Vorurteile,

sondern gewann ihm auch die volle Gewogenheit des Bischofs zurück. Die Pforten des Seminars standen wieder offen. Am Tag vor Aschermittwoch (1841) trat er ein.

Selbigen Tags hatte, in der üblichen Erholungszeit, ein lustiger Student von einer improvisierten Rednerbütte herunter mit solch ergötzlicher Natürlichkeit den Rabbinertypus nachgeahmt, daß die ganze Versammlung mit lautem Gelächter Beifall zollte. Nachträglich konnte es nun den Anschein gewinnen, als sei die Spitze dieser Aufführung gegen den neuen Ankömmling, den bekehrten Juden, gerichtet gewesen. Dem war nicht so; und wenn auch — Libermann wäre nicht der Mann gewesen, sich dadurch verletzt zu fühlen. — Unschuldige Scherze zur rechten Zeit und am rechten Ort hat er nie gehaßt, im Gegenteil.[1] Allen fiel gar bald der milde Ausdruck seines einfachen, gesammelten Wesens auf, seiner heiligmäßigen Bescheidenheit. Kam er in das gemeinschaftliche Studier-



P. Ignaz Schwindenhammer, 2. Generalsuperior

[1] Der „lustige Student" war kein anderer als der spätere Pater Pangratz, der als Kantonpfarrer in die Libermannsche Genossenschaft eintrat und mehrere Jahre am Wallfahrtsorte Marienthal (Erzdiözese Köln) tätig war, bis der Kulturkampf die Väter vom Hl. Geist als jesuitenverwandt aus Deutschland verwies.

zimmer, so verrichtete er zunächst mit großer Sammlung sein Gebet, stellte dann das Kruzifix, von dem er sich niemals trennte, vor sich hin und studierte, wie wenn er versenkt wäre im Gebet, so daß man förmlich Scheu trug, in seiner Nähe Geräusch zu machen, um ja nicht dieses fromme, betrachtende Studium zu stören. Binnen kurzem waren alle voller Hochachtung gegen ihn und nicht wenige holten sich bei ihm vertrauensvoll Rat und Aufmunterung.

„Einmal nur," so erzählt ein Studiengenosse, „wurde Libermann von unserem Professor der Dogmatik aufgerufen und befragt. Ehrfurchtsvolle Stille herrschte im Saal, und die Antwort erfolgte so ruhig und bestimmt, so bescheiden und genau, daß alle seine soliden theologischen Kenntnisse bewunderten. Der Professor sprach denn auch seine volle Zufriedenheit aus in einem solchen Ton des Wohlwollens, wie wir es selten genug zu hören bekamen."

Da der Aufenthalt im Seminar als direkte Vorbereitung auf die höheren Weihen gedacht war, darf es nicht besonders auffallen, daß Libermann daselbst mehr ein Leben der Zurückgezogenheit als des brüderlichen Zusammenlebens führte. — Nur einem Seminaristen gegenüber trat er aus dieser Reserve heraus. Und zu diesem Einen zog ihn, gleich in den ersten Tagen, geheimnisvolle Seelenverwandtschaft mächtig hin. Es waren zwei gleichgestimmte Seelenharfen im Streben und Wollen nach priesterlicher Heiligkeit.

Ignaz Schwindenhammer hieß der junge Mann. Er stammte aus einer achtbaren und echt christlichen Familie des Ober-Elsaß, (aus Ingersheim bei Colmar). Schon in früher Jugend entschlossen, sich dem Dienste des Herrn zu weihen, trat er ins Seminar mit dem ernsten Verlangen, ein Priester nach dem Herzen Gottes zu werden; ein Verlangen, das ihn antrieb, die Glut beglückenden Eifers in den Reihen seiner Mitschüler immer mächtiger auflodern zu helfen. Es hatten sich denn auch die Eifrigsten zu diesem edlen Wollen bereits um ihn geschart, stille Mehrer des heiligen Feuers.

Karfreitagsweihe führte diese beiden Männer auf immer zusammen. Die letzten, schwermütigen Klänge der traurig-schönen Abendmetten waren eben verklungen. Karfreitagernst und -stimmung, dem selbst leichte Weltkinder sich nicht ganz zu entziehen vermögen, lag eindrucksvoll über Haus und Hof. Draußen trübe, kalte Regenschauer, in den Herzen aber glühende, beseligende Heilandsliebe. An der üblichen freien Erholung, die dem Gottesdienst folgte, nahmen an diesem Tag verhältnismäßig nur wenige teil; sie zogen es eben vor, still für sich, den wuchtigen Eindrücken, welche die feierliche Passionsandacht unfehlbar in gemütstiefen Seelen auslöst, nachzusinnen und sich ihren eigenen Gedanken hinzugeben.

So trafen sich auch Libermann und Schwindenhammer in einer

abgelegenen Wandelhalle, jeder in Gedanken vertieft. Schon waren sie einigemal schweigend an einander vorübergegangen; nun aber sprang plötzlich der zündende Funke über, denn es brannte das Herz in ihrer Brust, und der Herr war mit ihnen! Vom großen Leidenstag, von Eifer, Priestertum, vom übernatürlichen Leben sprachen sie, und Libermann tat's mit so viel Wärme und Innigkeit, daß Schwindenhammer, zu Füßen des Kreuzes, Gott inbrünstig dankte, einen solchen Freund und Vater gefunden zu haben.

Von nun an legte Ignaz alle seine Zweifel dem Konvertiten vor, holte bei ihm Rat und Aufklärung in Sachen des geistlichen Lebens, erschloß ihm blütengleich sein Innenleben. Und Libermann hinwieder vertraute seinem Freund das Geheimste an: seinen Kommentar über das Johannesevangelium, sowie seine kleinen Abhandlungen über das innere Leben. Mit ihm besprach er, wie mit Mitbegründern, die intimsten Angelegenheiten des jungen Missionswerkes, die Aussichten und Hoffnungen, die es mancherorts erweckte, aber auch die vielen Befürchtungen, Schwierigkeiten, ja Anfeindungen, die der geplanten Negermissionierung vielerorts entgegengebracht wurden.

Damals freilich kam es Schwindenhammer entfernt nicht in den Sinn, daß auch er eines Tages einen so großen Anteil an diesem Missionswerk nehmen sollte. Im Plane Gottes aber war gerade er zum zweiten Generalsuperior der Libermannschen Kongregation bestimmt, um administrativ zu vollenden, was sein Freund großzügig gegründet hatte.

Indessen nahte die Zeit, wo die höheren Weihen erteilt wurden. Am Samstag[1] vor dem Dreifaltigkeitssonntag, den 5. Juni 1841, empfing Libermann die Subdiakonats- und am 10. August desselben Jahres die Diakonatsweihe. Beide aus den Händen des hochwürdigsten Koadjutors Dr Räß. Aus seiner Tageskorrespondenz nur zwei kurze Auszüge. Sie gestatten wieder einen erschütternden Einblick in den hl. Ernst seines Lebens:

„Seit diesen Morgen bin ich Diakon. Ich vermag es nicht auszudrücken, was der liebe Gott an mir getan hat. Ich bitte Sie, für mich das hl. Meßopfer darzubringen, damit diese große Gnade

[1] 68 Jahre später fand, auch an einem Samstag vor Dreifaltigkeits-Sonntag — am 5. Juni 1909 — im Priesterseminar zu Straßburg eine erhebende Feier statt. Im Beisein der hochwürdigsten Herren Bischofs Dr Fritzen und Weihbischofs Dr Zorn von Bulach, des hochw. Domkapitels und der Professoren der kath.-theol. Fakultät sowie einer Ehrenvertretung der Kongregation der Väter vom Hl. Geist wurde daselbst eine Büste des ehrw. P. Libermann feierlich enthüllt. Das in weißem karrarischem Marmor ausgeführte Denkmal ist ein Werk des berühmten Bildhauers Colombo.

in meiner Seele nicht unfruchtbar bleibe und daß sie zum Heile vieler werde. Jetzt ist mein Verlangen, etwas für die Ehre Gottes zu tun, grenzenlos. Sollte ich jetzt ohne Beschäftigung bleiben — es würde mich betrüben, ich müßte ja das Talent vergraben, das ich empfangen habe. Beten Sie also für mich, denn ich habe trotz des göttlichen Erbarmens große Furcht. Im übrigen: Gottes Wille möge geschehen!

Früher hatte ich eine große Neigung, mich dem einsamen Leben zu weihen. Das ist jetzt vorbei. Ich habe mich ganz der Vorsehung Gottes überlassen, und wir wollen abwarten, was unser Herr zur gelegenen Zeit verfügen wird."

Und an einen anderen Freund:

„Nie habe ich eine rechte Vorstellung vom Diakonat gehabt. Man muß die Weihe selbst empfangen haben, um etwas davon zu verstehen. Es ist jetzt nicht genug, diesen reichen Schatz zu besitzen, man muß ihn auch Frucht bringen lassen und nicht, wie der böse Knecht, ihn in die Erde vergraben. Sie wissen besser als jeder andere, wie wenig fähig ich bin, etwas für Gottes Ehre zu tun. Bitten Sie unseren Heiland, daß er in mir vollende, was er angefangen hat. — Ich befürchte so sehr, daß ich trotz aller Wohltaten ein unnützes Gefäß in der Kirche Gottes sein werde; ein Gefäß, das zwar mit Perlen und Edelsteinen geschmückt ist, das aber schließlich gebrochen und weggeworfen wird. Indessen hoffe und baue ich auf die große Barmherzigkeit unseres Heilandes und setze mein Vertrauen auf die hl. Jungfrau. Die wird mir helfen, mich kräftigen nnd mir die Gnade erflehen, für die Ehre ihres Sohnes Früchte, viele Früchte zu bringen." — — —

Drei Wochen später sehen wir ihn bereits, in einer ihm völlig unbekannten Diözese, als Ordensstifter, die erste Niederlassung seiner Kongregation eröffnen, das erste Noviziat erschließen....!

Damit hat's freilich seine eigene, und — warum es nicht gleich mit dem richtigen Wort bezeichnen? – seine wunderbare Bewandtnis. Wie die Dinge standen, hatte es doch ganz den Anschein, als ob in Straßburg sich der Mittelpunkt des neuen Unternehmens bilden werde. Es war ja auch mehr oder weniger Libermanns Absicht. So heißt es unter dem 31. März 1841:

„Ich denke, man wird Dir alles mitgeteilt haben, was sich hier ereignet hat..... Es ist wahrscheinlich, daß ich in der Diözese Straßburg bleibe, weil hier für unseren Plan alles günstiger ist als sonstwo."

Allein die göttliche Vorsehung lenkte es anders.

Zunächst übernahm einer der drei Mitbegründer, Herr Tisserant, auf die dringenden Bitten des Pfarrers Desgenettes die Subdirektor-

stelle der Erzbruderschaft von U. L. Frau vom Sieg. Für die blutjunge Genossenschaft war das ja wohl ein merklicher Verlust, zugleich aber auch ein herrlicher, einzigartiger Gewinn. Wer hat denn je der allerseligsten Jungfrau gegeben, dem nicht todsicher das Hundertfache in den Schoß fiel? Die ganze Kongregationsgeschichte ist triumphierender Beleg hierfür. Hier gleich ein Beispiel. Während Libermann in Straßburg ruhig dem heiligen Studium oblag, und früher schon, als er noch in Rom weilte und gelassen das Zeichen Gottes abwartete — war einer seiner vertrautesten Freunde, ganz im Stillen und in der uneigennützigsten Weise, für ihn auf die Suche eines Heims gegangen, einer ersten Wiege für den jüngsten Ordenssprossen. Und es gelang spielend — ohne Geld! Dank der hohen Achtung, die der geistliche Freund — von Brandt war sein Name — beim Bischof von Amiens genoß, erstand er von dessen Güte ein altes, ihm gehöriges Landhaus, das der Missionsgesellschaft vom hl. Herzen Mariä unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde.

Ja wahrlich, wer wollte hierin nicht die Wege der Vorsehung bewundern, die ihre Ziele in so milder und doch fester Weise erreicht, indem sie jenen alles gelingen läßt, die in reiner Absicht und stiller Geduld nach der Erfüllung des göttlichen Willens streben.

Ein Bischof, der uns gar nicht kannte und zu dem wir noch gar keine Beziehung gehabt, bietet in so hochherziger Weise seine Diözese als Zufluchtsort an, verpflichtet sich, noch bevor er unsern geistlichen Vater weder gesehen noch gesprochen, ihn zu weihen, sobald er sich ihm vorgestellt haben würde und geruht, durch Vermittlung unseres Freundes von Brandt uns einzuladen, ungesäumt zu kommen, da er unserer armen kleinen Gesellschaft Vater und Beschützer sein wolle! — Da gibt es nur eine Erklärung, nur einen Aufschluß: Herz Mariä, das ist dein Werk!

Natürlich zögerte Libermann nicht einen Augenblick. Noch im selben August begab er sich nach Amiens, zum zweiten Mal sein liebes Heimatland verlassend, und um es nurmehr vorübergehend zu betreten. Die Freundschaft spendete ihm, wie sein erlauchter Biograph, Kardinal Pitra, bemerkt, den Reisepfennig. Und auf dem weiten Weg von den Ufern des Rheins bis an die Somme machte er nur einmal Halt: am Altar Unserer Lieben Frau vom Sieg, um ihr sein neues Leben als ex-voto darzubringen und aufzuopfern.



Aus unsern Häusern



Kriegsbeihilfe der Väter vom Hl. Geist

Nach dem Stand vom 1. Januar 1917

I. **Angehörige der Kongregation im Dienst des Vaterlandes** (einschließlich der Beurlaubten und Ausgeschiedenen): 1. Studierende: Waffendienst 116, Krankenpflege 19; zusammen 135; 2. Brüder: Waffendienst 109, Krankenpflege 22; zusammen 131; 3. Patres: Feldseelsorge 10, Lazarett- oder Gefangenenseelsorge 9, Krankenpflege 6; zusammen 25; 4. Gesamtzahl: 135 Studierende, 131 Brüder und 25 Patres, also 291 Angehörige der Genossenschaft, wobei die 24 in Deutsch-Ostafrika einberufenen Brüder nicht gezählt sind.

II. **Auszeichnungen:** 1. Ordensverleihungen: Eisernes Kreuz 22; je eine hessische und badische silberne Verdienstmedaille; 2. Beförderungen: Leutnant 1, Vizefeldwebel 2, Unteroffiziere 16, Gefreite 34; 3. Gesamtzahl: 24 Ordensverleihungen und 53 Beförderungen.

III. **Verluste:** 1. Verwundet: Studierende 11; Brüder 28; zusammen 39. 2. Gefallen: Studierende 9, Brüder 13; zusammen 22. 3. Vermißt: Studierende 3, Brüder 1; zusammen 4. 4. Gefangen: Studierende 3, Brüder 2; zusammen 5. 5. Gesamtzahl der Verluste: 70.

IV. Die vier Missionshäuser unserer Ordensprovinz wurden als **Lazarette bez. Genesungsheime** eingerichtet. Knechtsteden und Zabern sind noch in Betrieb, Broich und Neuscheuern zurzeit nicht belegt, bleiben aber zur Verfügung der Militärverwaltung. Im Ganzen haben die vier Missionshäuser seit Kriegsbeginn 6053 Krieger aufgenommen. Die Gesamtzahl der Verpflegungstage beträgt 184490. Die Einzelheiten weist nachstehende Tabelle aus.

	1914		1915		1916		1914, 1915, 1916	
	Verwundete	Verpflegungs Tage	Verwundete	Verpflegungs Tage	Verwundete	Verpflegungs Tage	Verwundete	Verpflegungs Tage
Knechtsteden	286	7609	436	13838	512	16762	1234	38209
Zabern i. Elf.	1291	30493	1211	35461	1303	34849	3805	100803
Neuscheuern, L.	60	2968	30	930	—	—	90	3898
Broich (Aachen)	345	8256	330	17447	249	15877	924	41580
Zusammen	1982	49326	2007	67676	2064	67488	6053	184490



Unsere gefallenen Helden



† Br. Wolfgang Kainz

Am 29. November 1916 starb im Lazarett zu Stettin infolge schwerer Verwundung, die er am 3. Oktober in einem Sturmangriff an der Somme erlitt, unser lieber Bruder Wolfgang Kainz. Von Köslin aus hatte Br. Maynard als Sanitäter den Kranken besucht. Er durfte nichts von den bittern Leiden und großen Schmerzen berichten, die der Arme zu erdulden hatte — streng kontrollierte der Kranke jede Zeile, ob sie nicht seinen wirklichen Zustand verraten könnte. Mit ihm geht einer von den stillen, aber tapferen Kreuzträgern hinüber in die ewige Belohnung. Einer von jenen, die da im großen Kriege so ganz verschwinden, die aber wegen ihres Heldenmutes, ihrer Tapferkeit und Pflichttreue an erster Stelle genannt zu werden verdienen. Was ist auch ein kleiner Infanterist, der im großen Haufen den Sturmangriff mitmacht? — Da kommt eine Granate, sie fährt in den Haufen. Viele Tote, schwer und leicht Verwundete fallen. Man sieht so etwas ja alle Tage! Und doch, es ist sehr viel, denn fast jeder der jungen Leute hat noch Vater und Mutter, hat Geschwister, Freunde und Bekannte. Welche Summe von Schmerz bei solcher Kunde! Der Schwerverwundete aber wird ins Feldlazarett geschleppt. Notverband! Mit voller Besinnung sieht Br. Wolfgang die gänzliche Zerschmetterung seiner Gliedmaßen: „Ein Krüppel bleiben oder, was noch besser wäre, sterben," so meint er; aber: „Wie Gott will!" Das ist seine Losung. Folgt eine lange bittere Zeit vom Feldlazarett zum Etappenlazarett, von hier in die Großstadt zur besseren Behandlung. Amputation von Gliedern Stück für Stück, Splitter um Splitter. Schmerz und geistige Wunden fressen die Lebenskräfte langsam auf. Es will nicht gelingen trotz aller Pflege und Sorgfalt. Nach zwei Monaten fürchterlicher Leiden gaben die sorgenden Ärzte die Hoffnung auf. Der Lazarettgeistliche aber waltete seines Amtes in all dieser Zeit. Täglich hat er den Kranken besucht, hat ihm Mut und Vertrauen eingeflößt — köstliche Gaben für ein junges Leben. Öfter hat er ihm die hl. Sakramente, die Stärkungs-



† Br. Wolfgang Kainz

mittel der hl. Religion gespendet. Nun ist es zu Ende. Ein letztes Helfen und Segnen in letzter Todesnot — dann ist er verschieden.

So war es unserm lieben Br. Wolfgang Kainz ergangen, aber er war ein geduldiger Schmerzensträger. Nie soll, wie aus dem Munde aller Zeugen seiner Leiden berichtet wird, eine Klage über seine Lippen gekommen sein. Er litt eben als Ordensmann, opferte als Missionsbruder mit ganzer Seele seine Leiden für die Bekehrung der Heiden auf. Der liebe Gott wird diese Sühne in Gnaden aufgenommen haben und vielen armen Schwarzen Afrikas die Gnade der Bekehrung schenken. So verlieren wir zwar einen guten Ordensberuf, aber der liebe Gott hat seine Wege, die wir Menschen hier auf Erden nicht verstehen und erst in der Ewigkeit als die besten erkennen. Darum möge er geschehen in allem, dieser heilige und anbetungswürdige Wille Gottes!

Br. Wolfgang Kainz war als Sohn braver Eltern zu Regensburg am 6. Januar 1896 geboren. Er erlernte das Schuhmacherhandwerk. Allezeit still und gut, war er beliebt bei seinem Meister und späteren Arbeitgebern. Er ging frühe auf Wanderschaft und kam an den Rhein. Hier hörte er zum ersten Male vom Missionshause Knechtsteden. Das gefiel dem frommen Handwerksgesellen. Er meldete sich als Bruderpostulant am 20. November 1914 und trat bereits am 8. Dezember ins Missionshaus ein. Wegen seiner guten Führung konnte er schon am 8. Dezember des Jahres 1915 eingekleidet werden und erhielt den Namen Wolfgang, des großen Heiligen seines bayerischen Heimatlandes. Aber der Krieg tobte schon geraume Zeit. Die Jungmannschaft wurde unter die Fahnen gerufen, auch er mußte einrücken. Mit seiner Kompagnie stand er lange in den heißen Kämpfen der Sommeschlacht, bis ihn das tödliche Geschoß traf. Seine Eltern, seine Ordensobern, Freunde und Bekannten und seine Kameraden im Felde empfehlen die liebe Seele dem frommen Gebete der Echoleser, damit der Herr ihm leuchten lasse das ewige Licht. Bg.

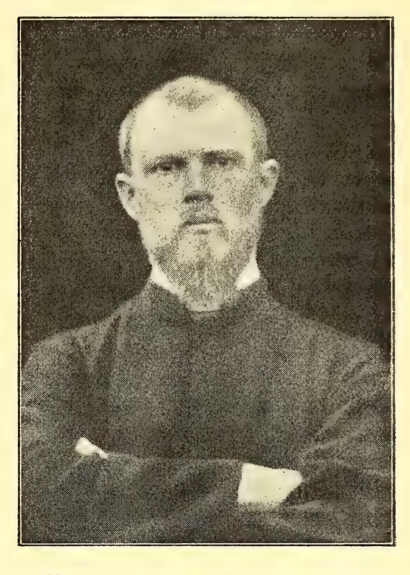
---

† Bruder Dignus Baumeister

Um ihn trauere ich nicht, nur um unsere liebe Kongregation, die einen guten, vorbildlichen Bruder verloren." So schrieb einer unserer Brüder aus dem Felde, als er vom Tode des guten Dignus hörte. Was jener schrieb, denken wohl alle, die den wackeren Bruder gekannt haben. Der Gefallene war ein lieber Mensch, ein treuer Mitbruder, ein musterhafter Ordensmann, dem auch in schweren und schwersten Stunden seine Ideale nicht erblaßten.

Heinrich Baumeister (geb. 21. Dezember 1882 zu Damm, Kr. Grevenbroich) stand im 26. Lebensjahr, da er nach seiner Militärzeit in Knechtsteden um Aufnahme bat. Genau ein Jahr nach seinem Eintritt erhielt er am 21. Juni 1909 mit dem Ordenskleid den Klosternamen Dignus und band sich am gleichen Tage des folgenden Jahres durch die ersten Gelübde. Oktober 1910 übertrugen ihm seine Obern den Pförtnerposten an St Joseph in Neuscheuern. Hier nähte er die Ordenskleider für die Novizen, besorgte die

Wäschekammer und was es für einen Klosterschneider sonst noch an Arbeit gibt, bis ihn das Vaterland in den ersten Augusttagen 1914 unter die Fahne rief. Wenn man nach dem Mann an der Pforte das Kloster beurteilen darf, dann besaß unser Missionshaus Neuscheuern in seinem Pförtner die denkbar beste Empfehlung. Wie oft ihn auch die Schelle von seinem Tisch herunterrief, wie oft es auch bald hier, bald dort im großen Hause etwas zu bestellen oder zu erfragen galt, nie merkte der Besucher an der Türe, daß er einen fleißigen Mann bei seiner Arbeit gestört hatte. Freundlich und gemessen, mannhaft und bescheiden, so zeigte er sich den Fremden. Ernst und liebenswürdig, dienstfertig und nie verletzt, so kannten ihn seine Mitbrüder. In seinem Berufe besaß er von erster Stunde an Glück und Friede. Was der Gehorsam ihm auch abverlangte, überallhin trug Bruder Dignus den Sonnenschein seines heiteren und zufriedenen Wesens. Die Kämpfe, die kaum einem zu Anfang des Ordenslebens erspart bleiben, schien er nicht zu kennen. Er wurde mit allem und allen fertig, und alle hatten ihn gerne. Solch schöne menschliche Eigenschaften, durch tiefen Glauben veredelt, durch warme Begeisterung für seinen hl. Beruf verklärt, verleugneten sich denn auch nicht, als Opfer und Entsagung andauernd hohe Anforderungen stellten und dem Gottvertrauen und Gleichmut vieler empfindliche Stöße versetzten.



† Br. Dignus Baumeister C. S. Sp.

„Er blieb sich immer gleich!" Dies schöne Zeugnis, das die Kirche dem heiligen Vinzenz von Paula ausstellt, dürfen wir unserm gefallenen Helden nachrühmen. Daß Dignus auch unter seinen Kriegskameraden hochgeschätzt wurde, ist eigentlich selbstverständlich. Die Soldaten wissen von manch gefährlichem Patrouillengang zu erzählen, den er für andere übernahm, und das Urteil seiner Vorgesetzten, durch Beförderung und Verleihung des Eisernen Kreuzes erhärtet, lautete: „Der tüchtigste und gewissenhafteste Unteroffizier der Kompagnie." Wie wir den toten Bruder kannten und verehrten, so hat er sich selbst gezeichnet in seinen vielen Briefen aus dem Felde.

„Beten Sie für uns und veranlassen Sie Gebete für die armen Soldaten. In unserm Regiment sind fast alle Familienväter, und die Zahl der Kinder beträgt bereits 9000. Welch furchtbares Elend kommt im Gefolge solcher Feldzüge. Für mich und meine Person ist es ja nicht so schlimm. Mutig und gottergeben trage ich meine Pflicht als Ordensmann und Soldat. Mit Gott für sein Reich und unser Vaterland ..." So schreibt er in den ersten Kriegswochen an P. Superior in Knechtsteden.

„Der liebe Gott hat mich nicht vergessen. Heute war es mir vergönnt,

in einer kleinen Klosterkapelle der hl. Messe anzuwohnen und die hl. Kommunion zu empfangen.... Ich fürchte mich nicht vor dem feindlichen Feuer, auch nicht vor dem Kriegsdienst im Felde, aber Gott schütze mich und meine Kameraden vor einem unglücklichen Tode. Heute neu gestärkt, erfülle ich froh und wohlgemut meine Pflicht. Mit Gott voran! Wir werden siegen, wenn wir auch fallen. Gott verläßt die nicht, die ihn lieben. Ich kämpfe weiter wie zuvor für Gottes Reich und Ehre und für das liebe Vaterland." (14. Oktober 1914.)

„Wir kämpfen für eine gerechte Sache. Deutschland hat den Krieg nicht gewollt. Und wir alle, die wir hier im Felde liegen, wünschen den Frieden, kämpfen um den Frieden." (Anfangs September 1914.)

Die Sehnsucht nach dem Frieden läßt ihn „zum neuen Jahr 1915 die alte Bitte" aussprechen: „Ein frommes Gebet für die, welche für das Vaterland kämpfen, damit der liebe Gott unsere Waffen segne und der Friede in unser geliebtes Vaterland einkehre." (1. Januar 1915.)

„Viele Opfer fordert der Krieg täglich. Wir werden mit der Gnade Gottes alles geduldig auf uns nehmen. Zu Gottes Ehre kämpfen wir, ob wir siegen oder sterben. Vorwärts geht unser Weg nach Gottes Willen zum Sieg und auch zum Himmel." (3. Juni 1915.)

„Das hl. Weihnachtsfest hat uns einige Ruhetage geschenkt. Dem wahren Friedensfürsten haben wir sie geweiht — jetzt, da alles nach Frieden ruft. Wenn wir in seinem Frieden leben, kann kein Feind uns Schaden zufügen. Mitten im Todesschatten können wir ohne Furcht und mit frohem Mut einhergehen. Im Vertrauen auf Gott werden wir weiter kämpfen.... Das alte wahre Wort bleibt auch im neuen Jahre unsere Losung: „Vertrau auf Gott!" In seinem Willen ergeben, können wir friedlich und fröhlich sein." (1. Januar 1915.)

„Der liebe Gott hat acht Monate väterlich gesorgt," so schrieb er nach seiner ersten Verwundung aus Braunschweig (26. März 1915), „die Zukunft liegt in seiner Hand." Von dort aus war ihm ein Erholungsurlaub nach Neuscheuern bewilligt worden. Er benutzte die Tage zur Vorbereitung auf den Tod.

„Was der liebe Gott anordnet, ist unser Vorteil... Darum überlasse ich mich ihm ganz; in seiner Hand liegt unser Leben, unsere Zukunft. Sein Wille geschehe!" (19. April 1915.)

Todesahnung und Todesbereitschaft klingt aus allen seinen Briefen: „In einigen Tagen," so schrieb er an P. Riedlinger in Neuscheuern, „gehts dem Tod entgegen — dem Vaterlande näher. Zehn unserer Mitbrüder sind bereits auf dem Felde der Ehre gefallen? Schmerzliche Opfer für unsere religiöse Familie. Bereit bin ich zu jeder Zeit, ihnen zu folgen, denn wir brauchen den Tod nicht zu fürchten. Es ist mein Sehnen, im Ordenskleid aus dieser Welt zu scheiden — jedoch, wenn Gott will, auch im Waffenrock: Fiat!" (7. November 1915.)

Ein Jahr später schreibt er an einen Mitbruder und Kriegskameraden seine Neujahrsgedanken: „Der böse Krieg hat uns allen ein herbes und schweres Kreuz auf die Schultern geworfen. Es bleibt uns keine andere Wahl, es geduldig in das neue Jahr hinüberzutragen. Ja, ich trage es

gerne, mit freudigem Herzen aus Liebe zu Gott. So ist es mir möglich, selbst im Soldatenrock meinem lieben Berufe treu zu bleiben. Die Treue, die wir im alten Jahre gehalten, werden wir im neuen mit Herz und Hand befestigen: Wie und so lange Gott will. Ihm gehört unsere Arbeit, unsere Ehre, unser ganzes Leben. Treu bis zum Tod!" (5. 1. 16 an Bruder ......)

Das ist der letzte seiner mir vorliegenden Briefe. Sechs Wochen später war seine Stunde gekommen. Sein Kompagnieführer, Leutnant R., schreibt unterm 19. Februar nach Neuscheuern:

„Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß der Unteroffizier Baumeister am Abend des 16. d. M. auf einer Patrouille schwer verwundet worden ist. Mit bewundernswertem Schneid führte er die Patrouille gegen die feindliche Stellung vor, bis er, von einer feindlichen Kugel getroffen, zu Boden sank.

Seine Kameraden versuchten ihn zur Kompagnie zurückzubringen, mußten aber bei dem starken Feuer des Gegners und den denkbar ungünstigsten Geländeverhältnissen leider ihr Vorhaben aufgeben. Wir hoffen alle, daß er von den Franzosen geborgen worden ist und mit dem Leben davonkommt. Gebe Gott, daß unsere dahingehenden Gebete in Erfüllung gehen.

Ich verliere in dem Kameraden Baumeister den tüchtigsten und gewissenhaftesten Unteroffizier meiner Kompagnie und die Kompagnie ihren besten Kameraden."

Was menschenmöglich, geschah zu seiner Rettung. Mehr als drei Stunden harrten Kameraden bei ihm aus und bemühten sich, ihn aus dem feindlichen Feuer zu bringen — leider erfolglos. Der Hauptmann selber suchte ihn zu bergen — alles vergeblich. Nur eine Bitte hatte der schwer Getroffene an seine Kameraden: das Kreuz aus der Tasche sollten sie ihm in die Hände legen. Sie taten es, und nun bat er sie, sich um ihn nicht weiter zu bemühen, daß sie nicht das eigene Leben in Gefahr brächten. Er müsse sterben und tue es gern fürs Vaterland....

Als diese Nachricht einlief, da glimmte noch ein matter Hoffnungsfunke: vielleicht würden ihn die Franzosen aus dem Feuer geholt haben. Allein auch diese Erwartung täuschte. Ende September konnte uns Bruder Isaias, der im gleichen Regimente stand, auf Grund genauer Erkundigungen mitteilen, daß die Überreste des treuen Bruders Dignus gefunden und bereits ehrenvoll bestattet worden seien.

So hat er als „guter Kriegsmann unseres Herrn" seinen Tod gefunden — den Heldentod für sein Vaterland, das er so sehr geliebt, den Opfertod im Geiste seines Berufes, den er mit ganzer Seele erfaßt und dem er nur Ehre gemacht. „Er blieb sich immer gleich!"

† Bruder Berthold Grützner

Ein Kriegsopfer mehr aus den Reihen unserer Brüder. Br. Berthold Emil Grützner war geboren am 26. Dezember 1882 in Dittersdorf bei Neustadt in Oberschlesien. Sohn braver frommer Handwerkersleute genoß er im Elternhause eine Erziehung, die die Grundlinien seines ganzen Lebensberufes fest und deutlich kennzeichnete: Frömmigkeit und Charakterstärke. Er erlernte das Schneiderhandwerk. Beliebt bei jedermann, erwarb er sich an den verschiedenen Orten, an denen er auf seiner Wanderschaft arbeitete, die Gunst seiner Meister und all derer, die ihm näher traten. Bald wurde er Mitglied des kathol. Gesellenvereins. Eine seiner Wanderschaften brachte ihn an den Rhein. Er nahm Stellung in Mülheim bei einem braven Meister. Als Vorstandsmitglied des dortigen Gesellenvereins war er das Muster eines braven Handwerksgesellen. Hier hörte er auch zum ersten Male vom Missionshause Knechtsteden. Und da der Gedanke, in den fernen Missionen sein Leben der Sache Gottes zu widmen, ihn schon lange beschäftigte, wollte er jetzt sein Vorhaben ausführen. Er erbat am 29. November 1910 die Aufnahme; wenige Tage später trat er als Bruderpostulant in Knechtsteden ein.

Jetzt war das jahrelange Sehnen seines Herzens gestillt — er fand im Kloster alles, wonach er so sehr verlangt, was er in der Welt vermißt hatte: Stille, heilige Ruhe im Dienste Gottes. Arbeitsam und fleißig, eifrig in Beobachtung der Klosterregel, war er stets ein lebendiges Beispiel für seine Mitbrüder. Nach vollendetem Noviziat legte er am 8. Dezember 1912 die ersten hl. Gelübde ab.

Als der Krieg im August 1914 ausbrach, mußte er als Militärschneider in Koblenz eintreten. Aber kaum ein Jahr später wurde er zur Linie ausgemustert. Er kam zum 25. Inf.-Regiment, später zum X. Mit letzterem machte er am 13. September 1916 einen Sturmangriff an der Somme. Er blieb im Kampfe. Als am folgenden 14. September einer seiner Mitbrüder, Br. Ivo, aus der Nachbarstellung ihn besuchen wollte, erfuhr er vom Feldwebel, daß Grützner tags zuvor gefallen sei. Nähere Angaben konnte Bruder Ivo nicht erhalten. Diese noch unsichere Kunde von seinem Heldentode wurde inzwischen durch die amtliche Nachricht des Regimentes zur Gewißheit.

Somit wäre wieder ein Missionsberuf, ein hoffnungsvolles Leben auf einem andern Felde der Ehre beschlossen worden. Gott weiß in seinen ewigen Ratschlüssen den Anfang und das Ende eines jeden. Er wollte, wie mit so manchem jungen Leben in dieser Schreckenszeit, auch hier mit dem guten Willen sich begnügen. Wir aber verlieren in ihm ein frommes Mitglied unserer Kongregation, einen teuren Mitbruder. Möge der ewige Friede am Herzen des Heilandes ihm nun überreicher Lohn sein! Bg.



Aus unsern Missionen



Wie die Mission in Bahi DOA entstand

Tagebuchblätter von P. Ludwig C. S. Sp., Ilonga

20. Juni 1912. Heute habe ich den Jahresbericht meiner Station für den Verein der Glaubensverbreitung gemacht. Ich notierte: zwei Patres, ein Bruder, 26 Katecheten, 2261 Katholiken, etwa 500 Katechumenen, gegen 2500 Mohammedaner, wenigstens 18000 Heiden, 76 Taufen Erwachsener, 177 Kindtaufen, 337 Erstkommunionen, 740 Osterkommunionen, 32 Trauungen, 102 Begräbnisse, 6 Nebenstationen, 5 Abtrünnige, 3 losgekaufte Sklaven, 1500 verpflegte Eingeborene (zum wenigsten), 504 Knaben und 330 Mädchen in den Schulen, 120 Jungen und 53 Mädchen auf den Pflanzungen, 20 Burschen in den Werkstätten, 52 Katechetenaspiranten und noch 10 zu errichtende Katechetenposten.

Ich stelle fest: 1. Die Zahl der jährlichen Taufen hat um mehr als 100 abgenommen. Gründe dafür? Islam, Unglaube, Gottlosigkeit setzen den Heiden des Bezirks hart zu; das Personal der Station ist verringert worden, und die Einkünfte sind unter dem Notwendigen geblieben. 2. Die Zahl der Erstkommunionen und Trauungen ist nie so hoch gewesen: das beweist, daß die Christengemeinde trotz der schlechten Zeiten sich auf der Höhe hält. Aber Hunderte von getauften Kindern wachsen an den Katechetenposten heran, die sich in einem Umkreis bis zu zwei Tagereisen über das Land verbreiten: welche Arbeit, sie würdig auf ihre erste heilige Kommunion vorzubereiten, christliche Familien unter ihnen zu gründen! Der liebe Gott, der seither geholfen, verläßt uns auch weiter nicht, um sein Werk an diesem Fleckchen des großen und unglücklichen Afrika zu tun!

21. Juni 1912. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Eben kommt der hochw. P. Lemble, der Superior von Ussandawi, mit einem Briefe von unserm hochwürdigsten Herrn Bischof Vogt. Mit den Patres Lemble und Gaschy soll ich mich unverzüglich an die Grenze des Vikariates begeben, 250 km von meiner Mission entfernt, um das Gebiet längs der Eisenbahn Daressalam-Tabora zu besetzen.

22. Juni 1912. P. Lemble, der vor 2 Jahren das in Frage kommende Land erkundet und eben erst zwei Monate dort verbracht hat, unterbreitet mir seine Pläne und zeigt mir die Karten, die er gezeichnet hat. Zunächst handelt es sich darum, 12 junge Leute zu finden, die das Katechetenamt übernehmen können und an die neu zu schaffenden Posten ziehen wollen: ohne sie wäre es unnütz, an Besetzung des Landes zu denken.

23. Juni 1912. Geburt des hl. Johannes des Täufers. Aus der heutigen Predigt: Meine lieben Kinder! Der hochwürdigste Herr Bischof schickt mich für einige Zeit weit weg, um bei der Gründung einer neuen Mission zu helfen. Seid vorsichtig während meiner Abwesenheit, und betet für die Bekehrung eurer Brüder, wie ich's euch bei den zahlreichen Erstkom-

munionen dieses Jahres so oft tun hieß. Doch ich brauche Katecheten, die mit mir ziehen, 12 zum wenigsten! Ich weiß gut, daß acht aus euch schon nach Widunda und gar 39 nach Kibakwe gegangen sind, — und nun sollen in 8 Tagen noch einmal zwölf mit mir ziehen, um eine neue Mission zu gründen! Es wird Gottes reichsten Segen für die Eurigen bedeuten. Eure Wohltäter in Europa, für die ihr alle Tage betet, werden auf die Nachricht von der neuen Gründung nicht zurückhalten mit ihrer Hilfe, damit ich denen, die mit mir gehen, Wohnung und Kleidung stellen und auch ein kleines Entgelt zuwenden kann. Stellen wir alles unter den Schutz des hl. Johannes des Täufers, von dem ich euch heute, an seinem Feste, etwas sagen wollte...

24. Juni 1912. P. Lemble reist nach Bahi ab, das im Zentrum des Landes liegt, wohin der hochwürdigste Bischof uns ruft. Der Pater nimmt alles mit, was wir für eine provisorische Einrichtung Nützliches auftreiben konnten. Ich meinerseits soll nach Bahi aufbrechen, sobald die unerläßlichen 12 Katecheten angeworben sind. Das nimmt einige Tage in Anspruch: ich appelliere an alle, die auf den verschiedenen Außenposten unserer Station, eine Tagereise in der Runde, mit gutem Willen hinreichende Fähigkeit zu dem wichtigen Amte verbinden. Die Kandidaten sind rar, denn die Gründung in Kibakwe hat 39 Katecheten erfordert und keine verfügbaren mehr hier gelassen. Endlich, da alles und alle bereit, führt uns am

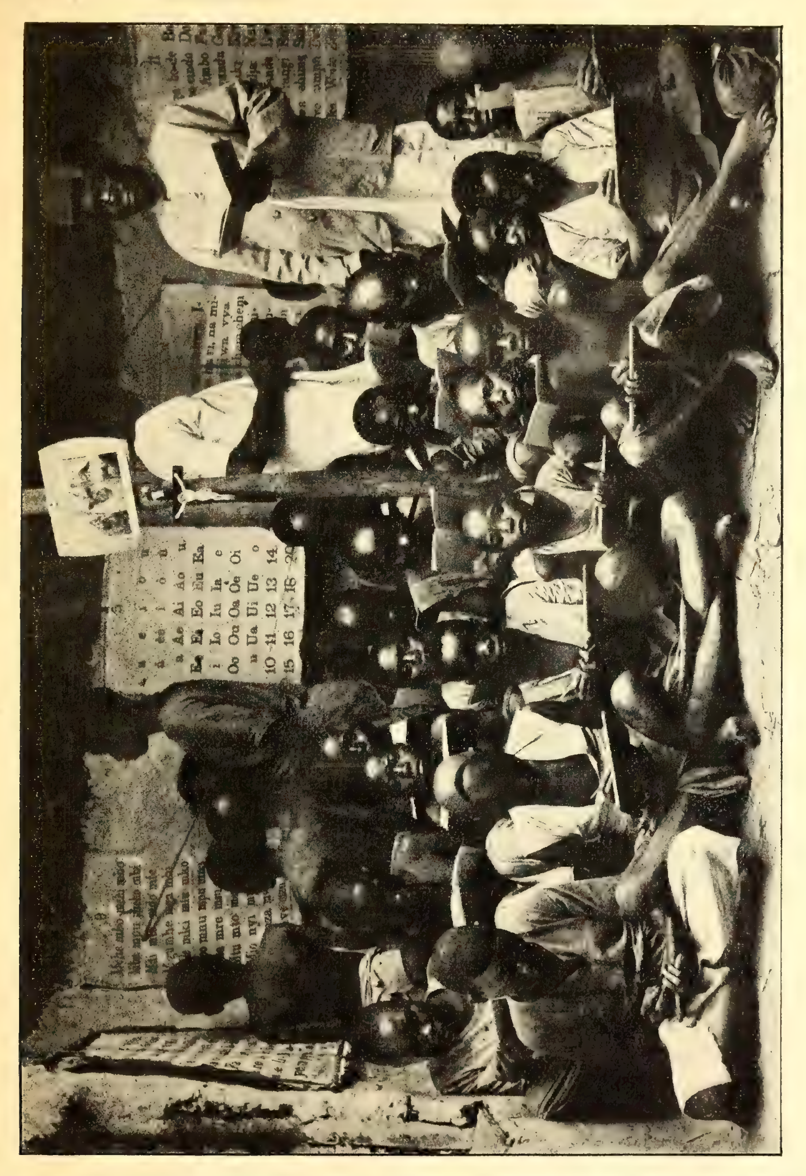
28. Juni 1912, abends 8 Uhr der „Afrikanische Expreß" Bahi zu. Ich sage „Afrikanischer Expreß". Das erinnert mich an eine kleine Begebenheit, die einem beleibten Herrn, der in diesen Ländern als Tourist herumzog und an die Pünktlichkeit der deutschen Züge gewohnt war, widerfuhr. Der „Afrikanische Expreß" glitt brav auf seiner Bahn dahin, als er plötzlich in vollem Lauf innehielt. Der Herr stürzt an die Türe: „Was gibt es denn?" Antwort: „Der Sturm hat mir die Mütze vom Kopfe gejagt!"

29. Juni 1912. Nach einer kleinen Tagereise sind wir in Bahi. Am Zug treffe ich P. Lemble und P. Gaschy an, der gleichfalls den ihm zugewiesenen Posten aufgesucht hatte. Die Patres haben ihr Zelt aufgeschlagen und ¾ Stunde von der Bahnhaltestelle, am Abhang eines sanft ansteigenden von mächtigem, malerischem Felsgestein gekrönten Hügels eine Hütte errichtet. Das Zelt dient als Kapelle. Die Patres haben schon die hl. Messe der Apostelfürsten gelesen; ich schicke mich an, dasselbe zu tun. Mit den ersten Einrichtungen vergeht der Tag; nachdem wir und unsere Leute einen Unterschlupf haben, entwerfen wir unsern Feldzugsplan, um das Land zu besetzen.

30. Juni 1912. Feier des Festes Peter und Paul. Als Pastor im neuen Bahi hält P. Gaschy die Pfarrmesse. Ich ermahne unsere Katecheten, bei ihrer täglichen Amtspflicht die hl. Apostelfürsten, unsere Väter im Glauben, nachzuahmen. Nachdem wir das Fest so gefeiert, arbeiten wir bis spät in die Nacht hinein, um unsere Karawane reisefertig zu machen und unsere jungen Leute schon am nächsten Tag über das Land zu verteilen.

1. Juli 1912. Wir ziehen nach Kintinku, 15 km von Bahi, ein großes, schönes Zentrum mit dem Naturvolk der Gogos. Aber dahin führt flache, gleichmäßige und langweilige afrikanische Ebene. Fortwährend Sümpfe oder Tümpel, deren Wasser langsam eintrocknet und nur in den heißesten Monaten des Jahres ganz verschwindet. Dann herrscht hier vollständiger Wasser-

mangel; Graben nützt nichts, und so sieht man sich gezwungen, eine halbe Stunde weit zu gehen, um Wasser — und was für Wasser — zu schöpfen!



Katecheten beim Unterricht

Heute fehlt uns das Wasser nicht, denn die Regenzeit ist noch nicht lange zu Ende. Sümpfe und Tümpel sind mit Wasservögeln bedeckt, wilde Gänse und Enten besonders zahlreich. In Kintinku lassen wir einen Katecheten

zurück, den die Leute gerne aufnehmen, da P. Lemble das Land bereits früher vorbereitet hat.

2. Juli 1912. Aufstehen um 1 Uhr in der Frühe, denn wir müssen die Messe nacheinander lesen, da wir nur einen einzigen Tragaltar zur Verfügung haben. Dann brechen wir auf, um die größte Sonnenhitze zu vermeiden. P. Lemble verläßt uns nun; er kehrt nach Ussandawi zurück, wo die Station seit P. Gaschys Abreise ohne Priester ist. Er nimmt zwei Katecheten mit, die er in Idete und Makanda anstellen soll. Die beiden Orte liegen auf seinem Wege; er kennt Land und Leute — P. Gaschy und ich gewinnen so Zeit. Wir beide kommen um Mittag nach Kwita. Wer beschreibt mein Erstaunen, da der Häuptling des Ortes mich also empfängt: „So, da wärst du zurück?" „Wie, du kennst mich?" „Aber ganz sicher. Du hast letztes Jahr dort unter dem großen Baum gelagert. Zwei Weiße mit langen Bärten waren bei dir, die aber anders gekleidet waren als du. Sie trugen lange schwarze Gewänder und hatten Perlen um den Hals und auf der Brust." Ich ging auf die Stelle zu und fand, daß ich hier wirklich im Februar 1911 mit den beiden hochwürdigsten Bischöfen Vogt und Munsch gewesen, als sie von Makutupora nach Ussandawi gingen. Makuni, der alte Ortshäuptling, erinnerte sich dessen besser als ich. Wir fanden noch alte Bekannte und kamen überein, eine Schule in Kwita und eine Nebenstelle in Mpuje einzurichten. Der für die beiden Schulen bestimmte Katechet soll beim Häuptling wohnen, „wie mein Sohn und mein Bruder," sagte der alte Makuni.

3. und 4. Juli 1912. Tags darauf erreichen wir Sobolo, 4½ Stunden von Kwita entfernt, und am zweitfolgenden Tag sind wir wieder 5 Stunden weiter, an der Haltestelle der Eisenbahn in Saranda. Beide hatte P. Gaschy früher schon besucht, und so waren wir in bekanntem Land. Sobolo und Mahaba sind zwei ziemlich starke Ansiedelungen von Migogo- und Minyaturuvölkern. An beiden Plätzen errichteten wir eine Schule. Saranda ist nicht sehr bevölkert und die Leute, Wagogo, wohnen da ziemlich zerstreut. Für Schule und Katechismusunterricht ließen wir einen Katecheten beim Häuptling zurück, der gerade im Herzen des eigentlichen Sarandagebietes wohnt. Saranda und Sobolo sind die beiden äußersten Punkte an der südwestlichen Grenze unseres Vikariats.

6. Juli 1912. Ohne Karawane kehren wir abends 9 Uhr in unsere Hütte in Bahi zurück. Da wir weder Küche noch Bett im Duplikat besitzen, so müssen wir die Heimkehr unserer Träger abwarten. Inzwischen richten wir uns auf einer Kiste ein und erzählen vom glücklichen Erfolg des ersten apostolischen Feldzugs: die ganze Westseite des Bahilandes ist besetzt. Gegen 11 Uhr kommen unsere Leute. Eben noch Zeit, eine kleine Stärkung herzurichten und vor Mitternacht im Bette zu sein.

7. Juli 1912. Sonntag, Fest vom Kostbaren Blut. „Pfarrmesse" hält der neue Seelenhirt von Bahi und seinen Filialen. Dann entwerfen wir folgenden Feldzugsplan. Während ich morgen damit beginne, den Osten des Gebietes zu besetzen, wird P. Gaschy die Katecheten in unmittelbarer Umgebung von Bahi und in Nagulo anstellen. Auf diesem Zug muß ich auf die hl. Messe verzichten, da wir nur einen Tragaltar haben.

8. Juli 1912. Um 9½ Uhr abends setzt mich der Zug in Kigwe ab

24 km von Bahi entfernt. Glücklicherweise ist's mondhell, so daß ein kleines Lager, wo ich mit meinen Trägern und Katecheten kampiere, schnell aufgeschlagen ist.

9. Juli 1912. Ich glaubte, Bevölkerung in Kigwe anzutreffen, aber, eine halbe Stunde von der Bahn entfernt, sind nur drei Wohnungen zu sehen. Man versichert mir indessen, daß die Gegend auf Bahi zu mehr Leute aufweise. Wir machen uns also auf den Weg und sind nach 1½ Stunden in Nganda und 2 Stunden darnach in Kitalalo, zwei schönen Wagogozentren. Da beide Ortschaften unter einem Häuptling stehen und ziemlich nahe beieinander liegen, so lasse ich einen Katecheten zurück, der die beiden Orte abwechselnd besuchen soll.

11. Juli 1912. Apostelteilung. Ich komme nach Kigongwe, wo die Benediktinerpatres sich bereits über die Anstellung eines Katecheten mit dem Häuptling verständigt haben. So „teilen" wir uns an diesem Tage diese armen Gegenden, um ihnen die Leuchte des hl. Evangeliums der wahren Religion zu bringen.

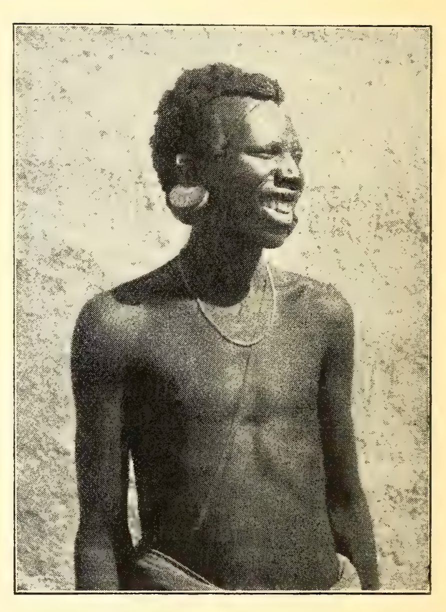
12. Juli 1912 bin ich in Jlindi und am

13. Juli 1912 in Ugomvia oder Usserya, wo ich mich mit den beiden Häuptlingen schnell verständige, die sehr froh sind, Katecheten von Bahi zu erhalten. Bahi ist nur einen Marschtag von ihnen entfernt. Dagegen weisen Häuptlinge und Leute die „ohne ihren Europäer" zu ihnen gekommenen Katecheten der protestantischen Mission ab, die drei gute Tagereisen von Jlindi und Ugomvia entfernt liegt. Die Leute lassen ihre Kinder für die Schule einschreiben und beginnen sogleich mit dem Bau der Schulhütten und Kapellen.

14. Juli 1912. Ich besuche Ngoima-Pagala und Mleke-Manduya, arme, wenig bevölkerte Orte. Gleichwohl verabrede ich mit dem Häuptling den Bau zweier Schulen, die dem Katecheten von Ugommia unterstehen sollen. Sonst müßte ich fürchten, daß die protestantischen Katecheten sich an diesen Grenzpunkten niederließen.

17. Juli 1912. Zwei weitere Tage mußte ich in Jlindi-Ugommia verbringen, um unsere Katecheten und insbesondere die Bewohner der Ortschaften gegen die protestantischen Katecheten zu schützen, die ihnen keine Ruhe ließen. Nach Bahi zurückgekehrt, treffe ich P. Gaschy wohlbehalten an, seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg. Er hat alle Landschaften, die dem Sultan Kisenza unterstehen, besetzt und in Nagulo, 2½ Stunden von unserem Hügel entfernt, zwei Schulen eröffnet. Während meiner Abwesenheit sind die protestantischen Katecheten bis nach Bahi selbst gekommen: P. Gaschy konnte ihnen mitteilen, daß sie zu spät gekommen, worauf sie sich zurückzogen und nicht wiederkehrten. Auch ich berichte über meine Wanderung, dann wird wieder Kriegsrat gehalten. Die Beschlüsse: 1. der deutschen Kolonialregierung, deren Hauptort in diesem Gebiet Dodoma ist, heute noch unter Beigabe von Kartenskizzen mitteilen, welche Schulen wir gegründet haben; Dodoma unsern Besuch ansagen, sobald wir die ersten Einrichtungen getroffen haben. Schon vor zwei Monaten hat P. Lemble der Verwaltung mitgeteilt, daß wir diese Gegend besetzen wollten. In Dodoma fand er beim Stationschef, Sekretär Pfennig, ein Entgegenkommen, wie es größer gar nicht gedacht werden kann. Der Herr Sekretär ließ alle eingeborenen Häuptlinge wissen,

daß sie die Schulen der Weißen einzurichten hätten. 2. Schon morgen macht P. Gaschy sich auf, um seine neuen „Filialen" an der Ostgrenze, die ich eben gegründet habe, zu besuchen und die Leute gegen etwaige Übergriffe in Schutz zu nehmen. 3. Ich bleibe nun in Bahi, um für P. Gaschy ein Logis zu bauen oder ausfindig zu machen, in dem ich ihn mit ruhigem Gewissen lassen kann, wenn ich in meine Station zurückkehre. Die provisorische Grashütte, die auf allen Seiten Wind und Regen freien Zutritt läßt, und die das geringste Fünkchen in einem Augenblick aufflammen ließe, ist wirklich zu ungenügend. P. Gaschy gäbe sich schon damit zufrieden, aber die gesunde Vernunft macht mir doch eine Gewissenspflicht daraus, diesem Zustand der Dinge abzuhelfen. Wie bei solchen Gelegenheiten der Mangel an Laienbrüdern sich so empfindlich bemerkbar macht!



Mann aus Ugogo
Zwischen Kondoa-Irangi und Morogoro D. O. A.

18. Juli 1912. In aller Frühe begibt P. Gaschy sich auf den Weg. Mir gelingt's das Haus eines Inders, der von Bahi nach Peloca ziehen will, zu kaufen. Das Haus mißt 8 × 6 m, enthält 3 Zimmer, ist aus Lehm gebaut, hat aber ein galvanisiertes Dach: ein Palast, wenigstens im Vergleich zu unserer Hütte. Mit dem Gebäude erwerbe ich einen kleinen anliegenden Hofraum. Der hat seinen Wert, denn er ist auf der Stelle gelegen, die in Bahi und Umgebung das beste Wasser hat. So läßt sich ein guter Brunnen graben, der uns gehören wird. Das ist ein wichtiger Punkt für das Ugogogebiet. Denn in diesen Länderstrichen kann man nicht darauf zählen, sich an mehr oder weniger malerischen Ufern eines Flusses niederzulassen: es gibt weder Bäche noch Ströme, nur Lachen abgestandenen, schmutzigen Wassers. Ob man Tee oder Kaffee damit kocht, Farbe und Geruch bleiben ihm.

19. Juli 1912. Ich werbe einige Leute an und schicke mich an, mit ihnen Haus und Hof einer gründlichen Reinigung zu unterziehen und darnach unsere Habseligkeiten in die neue Wohnung zu schaffen.

20. Juli 1912. Wir beginnen den Bau einer „Tembe", die als Küche, Fremdenhaus für schwarze Besucher und als Hühnerstall dienen soll. Dann muß die Umzäumung unseres Hofes erneuert werden — all das wird 10—14 Tage Arbeit erfordern.

28. Juli 1912. Ludwig kommt an, um als Katechet tätig zu sein. Aber er bringt schlimme Nachricht: Bruder Isidor ist tot. Während P. Lamberty, in dessen Begleitung der Bruder war, ihn an die Küste tragen ließ,

um ihn zu retten, starb der gute Bruder auf dem Wege. Diese erste Nachricht ergreift mich um so mehr, als ich 3 Jahre mit dem lieben Verstorbenen zusammen war. Ich öffne einen zweiten Brief: Die Prokura benachrichtigt mich, daß ich ein Defizit habe. Ein drittes Schreiben sagt mir, daß P. Litzler in meiner Abwesenheit ernstlich krank geworden. Glücklicherweise erfaßte Bruder Michael gleich den Ernst der Lage und ließ von Morogoro sofort Priester und Arzt kommen. Der Priester, P. Dirig, gab dem einzigen priesterlichen Mitarbeiter, der mit mir in derselben Mission wirkte, die Sterbesakramente. Der Arzt, der stets besorgte Dr Jungels, wandte dem kranken P ter seine beste Hilfe zu, aber er fand den Fall recht bedenklich . . .

29. Juli 1912. In der Nacht habe ich einen heftigen Anfall von Gallenfieber, eine Folge wohl der aufregenden Nachrichten von gestern abend. P. Gaschy kehrt zurück. Ich hatte geplant, ihn in seiner neuen Wohnung freudig zu empfangen, aber: keine Freude ohne Leid!

30. Juli 1912. P. Gaschy ist nach Bihawana, der benachbarten Mission der Benediktiner, mit denen wir bisher nur brieflich verkehren konnten, da uns die Zeit zum Besuche mangelte. Mir geht's ziemlich gut, so daß ich die Einrichtungsarbeiten zu Ende führen kann.

3. August 1912. P. Gaschy hat in Bihawana den hochw. P. Prior Gallus angetroffen, der eben nach Dodoma an die Verwaltung gehen wollte, um den neuen Gouverneur, Exzellenz Dr Schnee, zu begrüßen.



Massaineger
Kilimandscharo D. O. A.

P. Gaschy verfehlte nicht, Sr Exzellenz namens der Mission Bahi und der Kongregation seine Aufwartung in Dodoma zu machen. Die Missionare wurden von dem Gouverneur zu Tisch geladen.

4. August 1912. Einweihung unserer neuen Niederlassung in Bahi: Kreuz und Fahne werden in unserem Hofe aufgepflanzt.

5. August 1912. Abmarsch nach Kintinku, wo wir gegen Süden noch eine stattliche Bevölkerung in unsern Wirkungsbereich ziehen wollen.

6. August 1912. Besuch beim Sultan Kusenta in Ngaiti, wo die PP. Benediktiner eine Schule haben.

7. August 1912. Mehr als 100 Kinder werden in Miwonda-Manyezi und Umgebung für die Schule eingeschrieben. Ludwig, der Letztgekommene, wird mit diesem Posten betraut, der ein neues Einigungsband zwischen den Benediktinern und uns herstellen wird.

8. August 1912. Bei unserer Rückkehr stattet uns der Sultan Kisanza in Bahi einen Besuch ab, was uns hier großes Ansehen gibt.

9. August 1912. Heute abend gedenke ich mit der Bahn in meine Station zurückzukehren: der 15. August kommt heran, und ich weiß nicht, ob ich noch einen priesterlichen Mitbruder dort habe. Bahi ist, Gott Lob, besetzt: 12 Katechetenposten mit 26 Schulen. Wir reichen die Hand an der einen Seite den Benediktinerpatres, auf der andern unsern Mitbrüdern von Ussandawi. P. Gaschy kann in Erwartung besserer Tage im Inderhaus verbleiben. Die zukünftige Mission wird zweifellos oben auf dem Bahihügel zu stehen kommen. Das ist die beste Stelle nach der Ansicht aller Landeskundigen — Missionare wie Verwaltungsbeamten. Bahi wird so alle Vorteile in sich vereinen, ist mehr im Mittelpunkt gelegen, gesunder, volkreicher, hat besseres Wasser als irgend eine andere Station. Deshalb gehe ich vor meinem Aufbruch noch einmal mit P. Gaschy den Hügel ab, um das notwendige Grundstück zu wählen. Morgen macht P. Gaschy die offizielle Eingabe an die Regierung zwecks Überlassung dieses Gebietes.

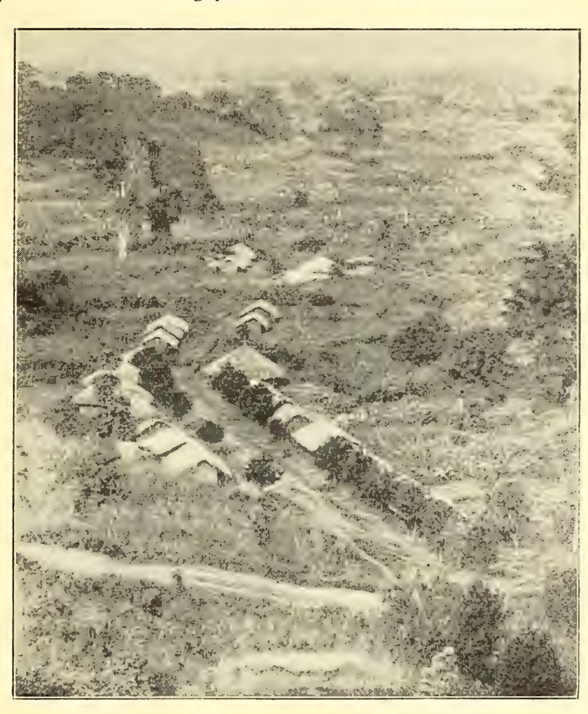
10. August 1912. Ehe ich in meine Mission zurückkehre, will ich doch auch Bihawana besuchen, wo ich eigentlich hatte anfangen wollen. Aber größte Eile war geboten, um dem Katholizismus soviel Land als möglich zu sichern. Der hochw. P. Prior hat mir übrigens gleich von Anfang an in gleichem Sinn geschrieben. Zu Bihawana wahrhaft brüderlicher Empfang. Die Inangriffnahme des Bahilandes und der Umgebung bedeutete für die wackeren Benediktiner-Missionare die größte Freude und eine wirkliche Erleichterung, da sie bis jetzt allein in diesem Lande für die katholische Sache tätig waren. Überall haben sie sich vervielfältigt, um die eingeborenen Häuptlinge zu gewinnen. Nicht als wenn in Bihawana und Bahi für die katholische Sache nichts mehr zu tun übrig bliebe — sicher nicht! Wohl haben wir das Netz ausgeworfen, soweit unsere Kräfte das zuließen, aber neue edelgesinnte Missionare sind zur Fortführung und Vollendung der Arbeit erfordert, Gebete, Opfer, täglich harte Arbeit und materielle Hilfe.

11. August 1912. Sonntag. Ich singe das Hochamt und richte einige Worte an die Katecheten von Bihawana. Dann erhalte ich meine Korrespondenz. Es sind Briefe darunter, die ich schon seit einem Monat hätte haben sollen. An sich ist das ja gleichgültig, aber ärgerlich doch für Geschäftsbriefe, soweit man bei einem Missionar von Geschäftlichem reden kann. Der hochwürdigste Bischof teilt mir mit, daß die neue Station dem hl. Johannes dem Täufer geweiht sein soll, daß Br. Jakobus dort ein Häuschen für P. Gaschy bauen wird, der mit der neuen Mission betraut ist.

14. August 1912. Rückkehr in meine Mission, die seit 8 Tagen ohne Priester war. Auf Anordnung des Arztes war P. Litzler zu einer Luftveränderung in eine benachbarte Mission gebracht worden. Dr Jungels weigert sich absolut, eine Honorarforderung für seine Besuche, Mühen und Sorgen zu stellen. „Es war ein Vergnügen für mich," sagte er, „Ihnen den kleinen Dienst zu erweisen." — Ich eile, um drei Schwerkranke zu versehen, den Rest des Tages verbringe ich im Beichtstuhl.

15. August 1912. Mariä Himmelfahrt. Vor der Predigt richte ich folgende Worte an unsere Christen: „Meine lieben Kinder! Der liebe Gott

hat den guten Bruder Isidor, der hier so viel für euch gearbeitet hat, zu sich gerufen. Betet für seine Seelenruhe und für seine Angehörigen in Europa, deren Schmerz und Trauer groß sein wird, wenn sie diese Nachricht erhalten. P. Litzler hätte uns beinahe auch für eine bessere Welt verlassen, und ich weiß immer noch nicht, ob es ihm nun besser geht. Wir müssen darum zum allmächtigen Gott beten, daß er uns den Pater erhalte, der euch so sehr liebt und so viel für euch arbeitet... Aus dem Innern bringe ich gute Nachricht: Die St Joha nes-Mission in Bahi ist gegründet. Jene von euch, die als Tröger ins Innere gingen, kennen die Stelle zweifellos, da es die einzige Lagerstätte auf dem Wege nach Ugogo ist, wo man immer Wasser findet, das man ohne Herzbeschwerde trinken kann. In Bahi und Umgebung habe ich die Katecheten, die mit mir gegangen sind, angestellt. Alle fühlen sich glücklich und leisten gute Arbeit in ihrem Amte. Auch ihr müßt mithelfen durch euer Gebet. Bittet den lieben Gott, daß er die neue Mission segne und ihr edelmütige Herzen in Europa öffne. Es gibt deren viele in Europa, aber es gibt auch so viele, viele Missionen, so daß wir beten müssen, daß die unsrigen nicht vergessen werden. Wie viele Gründe also, liebe Kinder, am heutigen Tage recht eifrig zu beten, besonders ihr, die ihr den lieben Heiland in der hl. Kommunion empfangen wollt. Und um der Erhörung gewiß zu sein, bitten wir durch Maria, die heilige Gottesmutter und unsere Mutter. Ihr großes heutiges Fest muß ich euch nun erklären..."



Christendorf Ilonga D. O. A.
Von der Mission aus gesehen

Nach dem Hochamt werde ich von allen Seiten mit Fragen bestürmt. „Was macht mein Bruder Dominikus?" „Wie geht es meinem Jungen, dem Peter?" „Wo ist Hermann, Mathias, Otto, Albert, Ludwig...?" „Kommt, hier sind Briefe, die sie mir bei meiner Abreise mitgegeben haben und leset sie nun oder laßt sie euch vorlesen. Allen geht es gut, sie sind recht zufrieden und lassen euch grüßen."

16. August 1912. Br. Michael beginnt einen Tabernakel, Türen und Fenster für Bahi. Der Bruder hätte allerdings schon für hier mehr als genug zu tun, aber man muß helfen, wie arm man auch sei. Gerne möchte ich unsere Außenposten besuchen; es gibt solche, wo ich seit $1^1/_2$ Jahr nicht mehr gewesen bin. Zehn neue Stellen wären zu gründen. Krankheit und Abwesenheit des P. Litzler legen mich lahm. Ich muß mich trösten mit dem Gedanken, daß der liebe Gott es so will. So kann ich erledigen, was während meiner Abwesenheit liegen bleiben mußte; auch diese Zeilen, allerdings 1000 Mal von meinen lieben Schwarzen unterbrochen, auf gut Glück zu Papier bringen. Zweimal waren diese Unterbrechungen äußerst angenehm: Zwei Katecheten meldeten mir, daß sie in meiner Abwesenheit jeder über 100 Katechumenen gewonnen hätten.

Edelgesinnte Herzen, daheim in Europa, seid Missionare mit uns durch euer Gebet und Opfer! Das ist das Ende, der unvermeidliche Schluß aller Stimmen aus den Missionen, denn die Missionen leben nur von der christlichen Liebe. P. Ludwig C. S. Sp.

Die Giftprobe am Kongo

Auf der Mission wird gebaut. Eben sind sie daran, ein Häuschen zu decken. Junge Burschen stehen auf dem Gebälk. Ältere machen unten kleine Büschel aus Stroh und reichen sie an ihren Messern hinauf. So „fließt die Arbeit munter fort“.

Besser sagte ich allerdings: sie ging nicht voran. Der Arbeiter waren nur wenige an diesem Morgen. Ausgeblieben. Etwas Geheimnisvolles lag in der Luft. Ich fragte hier und da einen, wußte aber zuvor den Bescheid, der mir würde: „Ich weiß es nicht!“ Das ist Negers Antwort. Nicht Mangel an Vertrauen — nein, Gewohnheit, die immer fertige Phrase.

Das wußten sie selbst und ich ebenso.

Plötzlich dringt heiserer Schellenton vom Wege her zu mir herüber. Die aus Eisen geschmiedeten Glöckchen sind auf einem Stücke Holz festgenagelt. Das ist ein heiliges Ding für sie, dient aber auch bei manchen Tänzen, um den Takt anzuzeigen.

Auf dem langen geraden Wege sehe ichs nun wie eine große Prozession herankommen.

Nach den Schellenträgern marschiert ein Kerl, der oben in einer gespaltenen Stange etliche Stücke Baumrinde trägt. Die Bedeutung des Aufzuges ist mir nicht fremd: es muß einer die Giftprobe trinken. Um zu wissen wer, folge ich der Prozession ins Dorf hinein. In einem Hofe machen sie halt.

Feierlich nimmt einer die Rinde aus dem Stangenspalt und

legt sie behutsam auf Bananenblätter nieder. Von allen Seiten kamen sie nun herzugelaufen, da ihnen mein ruhiges Zuwarten Mut einflößt. Wie oft hatten wir gesagt, es sei verboten und sündhaft, sich zu vergiften! Sie taten's im stillen dennoch. Daß meine Anwesenheit Aufsehen erregen mußte, war mir klar, aber ich wollte nun einmal sehen. In einen Mörser warfen sie die zuvor klein zerstückelte Rinde, die zwei Weiber nun zerrieben. In einem Kessel kochte Wasser. Davon gossen sie auf das Rindenpulver. Dann wurde das Gebräu gesiebt. Mit Aufmerksamkeit und Interesse folgte ich den langen Vorbereitungen, während ganz nahe bei dem Hexenkessel Freunde des Prüflings Gebetsworte murmelten und Verwünschungen aussprachen. Ihre Waffen, Lanzen und Kriegsmesser, hatten sie auf den Boden gelegt, sprangen nun darüber hinweg, indem sie gegen ihre Widersacher furchtbare Drohungen ausstießen. Ein wüstes Schreien war's, das noch zunahm, je näher der entscheidungsvolle Augenblick kam. Sie nahmen eine Lanze von der Erde auf, legten die Hand wie zum Schwur darauf, warfen die Lanze wieder heftig zu Boden und fuhren fort mit ihren Verwünschungen. Das Geschrei, die frommen Verwünschungen, das Aufstoßen und Anschlagen der Waffen verursachten einen Heidenlärm.

Der den Giftbecher trinken sollte, war schon in Jahren. Er saß im Schatten eines kleinen Baumes und folgte aufmerksam dem ganzen Getue. Nun riefen sie ihn, das Gift war filtriert und eine große Kalebasse damit gefüllt. Er nahm sie, sprach: „A de li — das ist gutes Wasser!“ und trank's bis auf den Grund.

Der Sohn des Mannes galt als einer der einflußreichsten im ganzen Dorfe. Als aber in einer benachbarten Familie jemand starb, da hieß es bald laut und offen: „Togbues Vater hat sein Herz gefressen!“ Das ist die verhängnisvolle Anklage, die bei jedem Todesfall einen aus der Nachbarschaft trifft. Nur die Giftprobe kann ihn von dem Verdacht befreien. Togbues Vater hatte sich ihr unterzogen. Nachdem er das giftige Gebräu getrunken, zog er sich mit einigen Freunden und einer seiner Frauen zurück. Ich gesellte mich zu ihnen. Auf dem Wege wurden die Verwünschungen wieder aufgenommen. Sie gingen langsam, und bei einem kleinen Palmenhain setzte der Vergiftete sich nieder. Trauer lag auf seinen Zügen, denn er fühlte die Wirkung des Giftes, das er schon zu lange bei sich behalten hatte. Gleichwohl fuhren die Freunde fort mit Beten und Schreien, und die Frau heulte und wehklagte. Wenige Augenblicke noch, dann war alle Hoffnung vorbei. Jedoch der Mann erbrach das Gift, und das war seine Rettung.

Andere können das Gift nicht erbrechen, sterben daran und beweisen so durch ihren Tod ihre Schuld. Damit ist die Sache

entschieden: Leben um Leben! Nimmt aber die Probe einen günstigen Ausgang für den Angeklagten, dann wehe dem Kläger! Er und seine Familie haben ganz ungeheuere Summen zu entrichten, aus ihren Verstecken mag er all die Dinge hervorholen, die im Lande das Geld darstellen, er muß bezahlen oft bis zu seinem Ruin.

Togbues Vater kam mit dem Leben davon, um als mürrischer Knurrer sein listiges, oft grausames Handwerk weiter zu treiben. Einige Zeit zuvor war er einer Missetat überführt und zu einer Probe verpflichtet worden. An dem Tage mußte er selbst sich wohl nicht für unschuldig halten: durch ein junges Mädchen, eine Sklavin seiner Familie, ließ er sich bei der sogenannten Augenprobe vertreten. Hierzu wird aus dem Walde der Saft einer Kaktusstaude geholt. Einige Tropfen des weißen Saftes spritzen sie dem Opfer in's Auge. Das verursacht unsägliche Schmerzen. Sogleich schwillt das Auge an, daß es den Anschein hat, als wolle es aus seiner Höhle heraustreten, bisweilen dermaßen, daß es aufbricht. Immer aber, auch in weniger schlimmen Fällen, erblindet der arme Mensch für mehrere Tage. Kommt das Augenlicht wieder, dann hat der Angeklagte den Beweis seiner Unschuld erbracht, und der Kläger ist gehalten, den geschädigten guten Ruf wieder herzustellen.

In den Dörfern trifft man oft Einäugige an. Eines ihrer Augen ist nur noch ein glanzloser Flecken, bei andern ist alles ausgelaufen, die Lider bedecken die leere Augenhöhle. Arme Opfer barbarischer Sitten. Aber weder Opfer noch Urheber und Zeugen lassen sich an diesen entlegenen Strichen Afrikas von dem Wahn ihrer Bräuche überzeugen. Um jeden Preis wollen sie das Gesetz ihrer Väter auch ihr Recht sein lassen. Daß doch Gottes Gnade die grauenhafte Finsternis zerstreue, die auch ihre natürliche Erkenntnis umfangen hält!

Meine Kriegsgefangenschaft in Afrika, Indien und England

Von P. Karl Lammer C. S. Sp.

1. In Afrika

Die Mission Bura (Englisch-Ostafrika) erhielt ich als erstes Arbeitsfeld zugewiesen, da ich 1908 im Apostolischen Vikariat Zanzibar meine missionarische Tätigkeit begann. Von Bura aus, wo ich bei P. Jos. Müller fünf Jahre verblieb, erreicht man in nur zwei Tagereisen das Gebiet des Kilimandscharo, des Bergriesen unserer schönen deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Ende 1913 wurde ich mit der Station St Michael, nicht weit von der Küste

im Giryamalande, betraut, wo eben der Leiter der Mission, P. Loos, durch Schlangenbiß ein so tragisches Ende gefunden hatte. Bis zum großen Krieg, August 1914, widmete ich mich an diesem Posten mit Bruder Erhard dem heiligen Amte. Geschäfte halber weilte ich in Mombasa, an der Prokura unseres Vikariates, als Sonntag den 2. August das Gerücht durch die Stadt ging, unter den europäischen Großmächten sei der Krieg ausgebrochen. Ein deutsches Schiff, „Feldmarschall" wenn ich nicht irre, lag an jenem Tage im Hafen von Mombasa. Plötzlich verließ es den Hafen und fuhr, einen Teil seiner Passagiere in der Stadt zurücklassend, auf Tanga zu. Es war also Ernst.

Andernmorgens kehrte ich in meine Giryamamission zurück. Wie sonst machte ich einen kurzen Besuch bei dem englischen Kollektor (Bezirkschef) in Rabai. Zu meinem großen Erstaunen traf ich einen unbekannten Herrn an, da der seitherige versetzt worden war. Gleichwohl fand ich gute Aufnahme. Wir sprachen natürlich vom Krieg, und etwas schüchtern fragte mich der Kollektor, welcher Nationalität ich sei und die übrigen Mitglieder meiner Mission. Als ich ihm offen erklärte, daß ich wie mein Gefährte, Br. Erhard Deutscher sei, gab er mir zu verstehen, daß alle Deutschen voraussichtlich in Nairobi interniert werden würden. Ich machte mich wieder auf den Weg, wagte aber kaum zu glauben, was ich gehört hatte.

In einigen Tagen sollten unsere Jahresexerzitien in Nairobi stattfinden, und da auch Br. Erhard dazu gerufen war, so kamen wir überein, daß er am zweitfolgenden Tage in aller Frühe aufbrechen und in Mazeras, unserer nächstgelegenen Bahnstation, den Zug nach Nairobi nehmen solle. Ich gab ihm jedoch den Rat, um einer Begegnung mit dem Kollektor auszuweichen, zum Bahnhof den alten Weg, der nicht über Rabai führt, zu benutzen. Später mußte ich erfahren, daß der Bruder gleichwohl beobachtet und zu seinem großen Erstaunen in Nairobi ergriffen und ins Gefängnis abgeführt worden war. Unser hochwürdigster Bischof, Msgr Neville, der zum Glück eben in der Stadt weilte, erfuhr das Schicksal des Bruders und erlangte durch seine Vermittelung beim Gouverneur, daß der Bruder kaum mehr als einen Tag gefangen gehalten wurde.

Inzwischen war auch mir die Polizei in der Person eines Indiers mit hochgewundenem Turban ins Haus gekommen. In seiner Begleitung befanden sich vier Askaris (eingeborene Soldaten) und einige Träger. Der Indier überreichte mir den Haftbefehl. Die Lage wurde also ernst. Da er mein verblüfftes Gesicht sah, sprach mir der Polizist sein Bedauern aus, einen Mann Gottes, einen Padri, verhaften zu müssen und verurteilte in meiner Gegenwart die Weisung des Gouvernements, das ihn schickte. Allein ob er es billigte oder nicht — ich mußte mich in mein Schicksal ergeben. Weil es jedoch schon spät war, wurde die Abreise auf den nächsten Morgen angesetzt. In aller Eile nahm ich von meinen Christen Abschied, die sich diese Flucht gar nicht erklären konnten. Bald würde ich wieder da sein, so versprach ich ihnen, denn ich mochte nicht glauben, daß man einen Priester lange eingesperrt halten werde. Einen Tag mußte ich noch in Rabai bleiben, bis ich endlich am 10. August auf den Zug nach Nairobi kam. Der gleiche Zug hatte in Mombasa zehn Österreicher mit ihrem Konsul aufgenommen. Ich wurde in einem ihrer Abteile untergebracht, die von je einem englischen

Soldaten bewacht wurden und deren Türen während der ganzen Fahrt verschlossen blieben. Das war keineswegs interessant für uns, zumal für mich, da ich unter einem Malariaanfall sehr zu leiden hatte. Starke Gallenansammlung verursachte heftiges, die ganze zweite Hälfte der Strecke anhaltendes Erbrechen. Nach 24stündiger Fahrt kamen wir endlich in Nairobi an und wurden nach langem Warten und sehr kurzem Essen in das Gefängnis außerhalb der Stadt gebracht. Hier trafen wir viele Deutsche an, die bereits in den vorhergegangenen Tagen interniert worden waren. Die mehr als 400 eingeborenen Gefangenen, die dort ihre Strafe absaßen, hatten den Weißen Platz machen müssen, wie ich's gut wahrnehmen konnte an der verdorbenen Luft meiner Zelle, in der ich die erste Nacht meiner Gefangenschaft verbrachte. Dem Abendessen, das uns im Hofe auf der Erde vorgesetzt wurde, habe ich wegen meines Fiebers nicht viel Ehre antun können. Zum Glück öffneten sich mir am folgenden Tage die Gefängnisgitter: ich wurde gegen Ehrenwort und schriftliche Erklärung, daß ich während der ganzen Dauer des Krieges das Land nicht verlassen und nichts gegen Seine Britische Majestät unternehmen würde, auf freien Fuß gesetzt.

2. Frei und wieder verhaftet

Augenblicklich zog ich mich in den anderen Stadtteil auf die Mission St Augustin zurück, wo ich noch gerade zeitig für die Exerzitien anlangte, die ich so zu meiner Freude mitmachen konnte, nachdem die englische Regierung mir die Reisekosten dorthin bestritten hatte. Mehrere französische Mitbrüder, die die Mobilisierung in ihre Heimat rief, benutzten gleichfalls noch die Gelegenheit der Exerzitien. Die durch ihre Abreise bedingte Verschiebung des Missionspersonals wies mich der Mission St Augustin zu, die nur einige Kilometer von der Stadt Nairobi abliegt. Mit meinem neuen Posten war ich nicht unzufrieden, denn lange schon wäre ich gerne einmal zu den Kikuyunegern gekommen.

Vielleicht glaubt der freundliche Leser, daß die Erzählung meiner Schicksale damit zu Ende sei. Ich wäre es gewiß zufrieden, wenn ich nicht noch von einer andern Gefangenschaft, die nicht nur einen Tag, sondern volle zwanzig Monate dauerte, sprechen müßte. Nachdem ich den Engländern mein Wort verpfändet, glaubte ich mich auf meiner neuen Mission in Frieden und Sicherheit. Leider kam die Sache anders, und die Engländer brachen als erste den Vertrag, den ich mit ihnen eingegangen war. Das geschah so.

Gegen Mitte Oktober 1914 liefen einige englische Schiffe mit mehr als 3000 Soldaten an Bord in den Tanga vorgelagerten deutschen Hafen ein. Die Stadt wurde aufgefordert, sich innerhalb 24 Stunden zu ergeben. Die Deutschen gaben keine Antwort und benutzten die 24 Stunden zu einer regelrechten Verteidigung. In einem Stadtteil wurden alle ihre Kanonen aufgestellt. Eine mittelst Eisendraht hergestellte Vorrichtung sollte bei der Vorbeifahrt der englischen Truppen automatisch die Flaggen aufziehen. Da die Engländer nach Ablauf der 24 Stunden keine Antwort hatten, glaubten sie, die Stadt sei von den Deutschen geräumt und begannen, ihre Truppen auszuschiffen. Als an die 1200 Mann in der Stadt waren und die Fahnen automatisch in die Höhe flogen, begannen die deutschen Geschütze ein höllisches

Feuer nach jener Richtung hin auszuspeien. Der Soldaten, Indier größtenteils, die es so plötzlich mit einem unsichtbaren Feind zu tun bekamen, bemächtigte sich allgemeine Panik. Sie wollten zurück in die Schiffe, aber die zurückgebliebenen Engländer schrieben die Wendung der Feigheit der Indier zu



Laternenputzer in Tanga D. O. A.
Kunstverlag Walther Dobbertin, Daressalam und Tanga D. O. A.

und schossen auf ihre eigenen Leute. 1200 lagen tot in den Straßen Tangas. Bald gewahrten sie das Versehen, und die englischen Schiffe suchten ihr Heil in der Flucht. Beschämung und Erbitterung des Feindes wird man sich leicht vorstellen können, aber seine Rache traf naturgemäß jene Deutschen, die noch frei in seiner Kolonie waren. Allgemein wurden sie als Spione verschrien und ihre Festsetzung verlangt.

Auch P. Müller wurde samt den drei Schwestern vom Kostbaren Blut von seiner Mission Bura verjagt. Schon war es zu militärischen Zusammenstößen zwischen den beiden Kolonien gekommen, und die Engländer, die ihn argwöhnisch beobachteten, klagten ihn ohne weiteres an, daß er über die Grenze mit dem Feinde verkehre. So sah sich auch P. Müller gezwungen, Parole zu geben und in unserer Mission St Augustin eine Zuflucht zu suchen. Die Schwestern blieben in Mombasa, wo ein Vierteljahr später alle drei dem Fieber und dem Typhus erlegen waren. Das Küstenklima konnten sie nicht vertragen, und Bura mit seiner gesunden Bergluft blieb ihnen verschlossen.

Am 19. November, einige Tage nur nach der Schlacht von Tanga, fuhr ein mit zwei englischen Offizieren besetztes Automobil in unsern Hof. Sie kamen, um die Patres Müller und Lammer zu verhaften, die in fünf Minuten zur Abreise bereit sein sollten. Schnell raffe ich in meinem Zimmer die notwendigsten Gegenstände zusammen, während einer der Offiziere die Schubladen durchstöbert, um etwa verdächtige Papiere zu entdecken. Einigen Briefen und Bildern, die ich vor dem Kriege von meiner Familie erhalten hatte, wurde die Ehre zuteil, versiegelt und mitgenommen zu werden. Ein paar Tage nachher erhielt ich alles zurück. In fünf Minuten befanden wir zwei Missionare uns wirklich für eine zweite Gefangenschaft unterwegs. An der Polizeistation in Nairobi mußten wir aussteigen, um unsere Personalien feststellen und uns dann in eine alte, nun zum Gefängnis umgewandelte Schule führen zu lassen. Wir waren nicht die ersten. Etliche 60 Deutsche aus den entlegensten Orten der Kolonie, aus Kampalla, Mwanza usw., waren da bereits zusammengepfercht. Die ich bereits das erste Mal im Gefängnis angetroffen hatte, waren schon auf dem Wege nach Indien.

Am gleichen Tage wurde auch mein alter Missionsgefährte, Br. Erhard, in Mombasa verhaftet, ebenso Br. Othon, den man auch des Verbrechens, geborener Deutscher zu sein, schuldig fand. Wie ich später erfuhr, verbrachten die beiden Brüder drei lange Schmerzenswochen im Gefängnis von Mombasa. Nicht als Zivilgefangene wurden sie behandelt, sondern wie wirkliche Verbrecher. Abends um 6 Uhr wurden sie in Einzelzellen hinter Schloß und Riegel gesetzt. Ein schwarzer Soldat hielt Wache. Die Nahrung war schlecht und ungenügend. An die vierzig Christen von Bura, deren sich P. Müller als Werkzeuge bedient haben sollte, befanden sich in demselben Gefängnis, aber es war den beiden Brüdern aufs strengste verboten, mit ihnen zusammen zu kommen und zu sprechen.

Alle Ehre diesen braven Christen, Buras Ältesten, die die Mission mitbegründet haben. Ich glaube, daß sie heute, nach zwei Jahren, noch in englischen Gefängnissen interniert sind — ganz bestimmt waren sie es noch vor einigen Monaten. So werden Unschuldige ferngehalten von ihrer Familie, von Weib und Kind. Einer von ihnen ist bereits gestorben. Daß sie un=

schuldig sind, kann nicht bezweifelt werden. Die aber Unschuldige in dieser Weise behandeln und quälen, die sollten wenigstens aufhören, sich die gottgesandten Kulturbringer der Nationen und Beschützer der Schwachen zu heißen.

P. Müller und ich hatten indes keinen Grund, uns über unsere Gefangenschaft in Nairobi allzu sehr zu beklagen: Essen gut und genug, Besuchzeit alle Tage. Übrigens nahm der Wärter, ein guter Alter, viel Rücksicht auf seine Gefangenen, besonders auf uns zwei Missionare. Aber das Leben wurde uns doch recht schwer, da wir zu vollständiger Untätigkeit verurteilt waren und besonders schmerzlich die heilige Messe entbehrten. Es fehlte uns ein



Kaisersgeburtsfeier in Tanga D. O. A. Sacklaufen der Negerjugend
Kunstverlag Walther Dobbertin, Daressalam und Tanga D. O. A.

Tragaltar und ein für die Feier der heiligen Geheimnisse einigermaßen würdiger Ort. Da blieb unser einziger Trost das Breviergebet.

Nach Verlauf einer Woche hieß es, daß wir wahrscheinlich nach Indien abtransportiert würden. Zunächst machte uns diese Nachricht wenig Sorgen. Der Mensch liebt ja die Veränderung, und das Verlangen, Neues zu sehen und fremde Länder kennen zu lernen, ließ uns die Sache von der guten Seite betrachten. Jedoch glaubten wir, daß für die Missionare eine Ausnahme gemacht und es unserm Bischof gelingen würde, die Deportation seiner Priester zu verhindern. Vergebliches Hoffen. Wir mußten uns mit der Wirklichkeit abfinden, als der Gefangenenwärter uns die offizielle Nachricht brachte, daß wir in drei Tagen, d. h. am 12. Dezember, nach Mombasa an die Küste und von da nach Indien gebracht würden. In Eile ließ ich meinen Koffer aus der Mission kommen, und an einem Freitag reisten wir ab.

3. Die Reise ins Götterland

Zwischen zwei Reihen Soldaten marschieren wir zur Bahn, wo sonst nur für Schwarze bestimmte Wagen bereit stehen. Wir wurden zusammengepfercht wie die Heringe und mußten so 24 Stunden bleiben, ohne auch nur die Füße ausstrecken zu können. Selbst in Mombasa wurde uns nicht erlaubt, die Wagenabteile zu verlassen — und wir hatten doch volle drei Stunden unter der Tropensonne zu warten. Nach vielem Geduldenund Ausharren kam der Befehl: Aussteigen! und wie eine Viehherde wurden wir in ein Küstenschiff getrieben, das uns zu unserm Dampfer „Homayum" führte, an dessen Bord wir unsere Leidensgenossen antrafen, die Brüder Erhard und Othon, die schon seit drei Tagen auf uns warteten. Von diesem Augenblick an verbrachten wir zusammen unsere Gefangenschaft. Einige protestantische Missionarfamilien, die in ihrer Mission Lamu, nördlich von Mombasa, verhaftet worden waren, fanden sich gleichfalls an Bord. Die Soldatenwache, der wir in Nairobi unterstellt wurden, zog mit uns nach Indien.

Sonntagmorgen den 15. November verließen wir den Hafen von Mombasa. Das Meer war ruhig, und so hatten wir eine gute Fahrt, allerdings keine Vergnügungsreise: fast nichts zu essen — zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. In der Nacht mußten wir Jagd auf Ratten machen, die in ganzen Herden das Schiff bewohnten, nachlaufen spielten von Kabine zu Kabine, oben an den Wänden her. Wir waren unter denen, die in Kabinen untergebracht worden waren, viele andere mußten oben im Saale auf dem Boden schlafen. Da die Betten in den Kabinen übereinander stehen, so waren die Schläfer im Oberstock den Angriffen der nächtlichen Spaziergänger am meisten ausgesetzt. Wie oft fielen sie auf unsere Betten und fuhren uns mit ihren langen Schwänzen durchs Gesicht! Sicher nichts Angenehmes, am wenigsten für einen der Gefangenen, der einen künstlichen Magen hatte. In einer Nacht wurde er durch eine Ratte aus dem Schlafe aufgeschreckt und machte eine so unglückliche Bewegung, daß sein Magen aus der rechten Lage kam. Das war so ernst, daß er, dem Tode nahe, nur mit Mühe ausgeschifft werden konnte und lange Monate im Hospital verbringen mußte.

Jeden Morgen bekamen wir die Klagen der protestantischen Missionare und ihrer Frauen zu hören, denen in der Nacht Strümpfe, Taschentücher, Kinderkleider usw. verschwunden waren. Eines schönen Tages kam man dahinter. Die Ratten hatten es in der Nacht weggeschleppt und hinter den Rettungsgürteln versteckt. Ein ganzer Korb voll Kleinigkeiten, die man verloren glaubte, wurde dort hervorgezogen. So zutraulich und aufdringlich waren die Langschwänzler, daß sie sich in den Speisesaal wagten und die Brosamen, die vom Tische der Gefangenen fielen, wegfraßen. Wohl wahr, nur wenig fiel zu Boden, denn wir hatten nicht einmal genug für uns selbst, aber es fanden sich doch immer selbstlose Herzen, die auch von ihrem Wenigen gaben. Das machte die Nager nur frecher. Tummelten sich unter den Tischen herum, liefen uns über die Füße und preßten mehr als einem einen Schrei der Entrüstung aus. Einmal lief eine an meinem Bein auf die Bank hinauf, sprang mir auf die Schulter und war von da mit einem Satz durchs Fenster verschwunden.

Das Schiff fuhr sehr langsam, und anstatt die Überfahrt von Mom-

basa nach Bombay in 10 Tagen zu machen, gebrauchte es deren gerade 15. So mußten wir Weihnachten auf hoher See feiern. Ein trauriges Fest, ohne heilige Messe, ohne Gottesdienst. In stillem Gebet opferten wir unsere Leiden und unsere Verlassenheit dem göttlichen Kinde auf, daß es doch der Welt wieder den Frieden schenken wolle, den es einstmals vom Himmel gebracht hatte und dessen die Menschen nun so sehr bedurften. Am 28. Dezember gegen Mittag erblickten wir von weitem das berühmte Bombay, dessen Hafen das Eingangstor zu den Ländern Indiens bildet. Wir wußten nicht, ob wir uns freuen oder betrüben sollten beim Anblick des vielgepriesenen Landes; so viel begriffen wir schon, für uns sollte es kein gelobtes Land werden. Bald fuhren wir in den Hafen ein. Daß die Sehenswürdigkeiten uns unzugänglich blieben, fanden wir ganz selbstverständlich. Dazu reist der Gefangene nicht. Er wird verladen, ausgeladen wie's liebe Vieh, behandelt, wie man's für gut findet. Er hat einfach zu schweigen, sich zu gedulden, bis man sich seiner annehmen will. Gleich bei unserer Ankunft wird das Schiff von einem Schwarm englischer Offiziere überfallen, die über unser Schicksal verhandeln. Noch am gleichen Abend müssen wir zur Bahn gehen, um den Zug nach Ahmednagar zu besteigen. Die Frauen und Kinder werden anderswohin geschickt, wo bereits Frauen, deren Männer in Ahmednagar festgehalten werden, interniert sind. Auch in Indien selbst wurden alle Angehörigen feindlicher Nationen verhaftet und interniert. Als wir das Schiff verließen, kam eine neue Wache aus Bombay, aber unser Kabinengepäck mußten wir vom Hafen zum Bahnhof, 20 Minuten weit, selbst tragen. Für manchen bedeutete das keine kleine Mühe. Der Schweiß rann uns von der Stirne, und der Straßenstaub erschwerte die Atmung.

Zum Glück konnten wir uns am Bahnhof waschen und ausruhen. Diesmal hatten wir im Vergleich mit der Strecke Nairobi-Mombasa einen wahren Luxuszug. Jeder konnte sich auf einer Bank ein Nachtlager herrichten, und wem es zu heiß war, der brauchte nur auf einen Knopf zu drücken, um den elektrischen Ventilator in Tätigkeit zu setzen. P. Müller, die beiden Brüder und ich waren allein in einem Abteil. Die Soldaten warfen uns Brot und Büchsen mit Pökelfleisch zum Fenster herein, und nach dem vierzehntägigen Fasten verschmähten wir das frugale Mahl keineswegs. Es war schon Nacht, als der Zug abfuhr, aber trotz der Dunkelheit stellten wir uns ans Fenster, bis die Müdigkeit uns zwang, auf unsern Bänken Ruhe und Schlaf zu suchen. Wir brauchten den Ventilator nicht, denn in dieser Zeit sind auch in Indien die Nächte ziemlich kühl. Mit dem ersten Morgengrauen wird dem Verlangen, das Land zu sehen, Genüge getan. Was wir zu sehen bekommen, ist nicht gerade sehr schön: alles dürr bis auf einige Mais- und Hirsefelder. Reis wird in dieser Gegend nicht gebaut, eben weil es zu trocken ist, da es nur während zweier Monate des Jahres ein wenig regnet. Besser gedeiht die Baumwolle, die aber auch schon eingeheimst war.

Forts. folgt.



Herzeleid für Gott

Der Freiburger Priesterdichter Heinrich Mohr, der unsern Kriegern an allen Fronten in der „Stimme der Heimat" Woche um Woche gern gelesene Feldpredigten hält, hat im neuen Jahrgang seiner Sonntagszeitung für schlichte Leute „Die Dorfstube" bereits mit zwei warmen Aufsätzen der Mission gedacht. Unter obigem Titel erinnert er an das hochwichtige und dringliche Missionsanliegen unserer Zeit, die Förderung der Berufe für die Mission. Ich möchte, daß kein Vater und keine Mutter die schönen Ausführungen ungelesen ließen.

... So manches Elternherz zittert in sehnsüchtiger Ahnung in einem zum voraus schon genossenen Glücke, wenn der kleine Bub in seinem Spiel den messelesenden Priester nachahmt. Da sieht es den Sohn bereits in den heiligen Gewändern am Altare stehen und das christliche Volk segnen.

Das Menschenherz ist nun ein eigenes Ding, in dem Himmlisches und Irdisches, aufrichtige Gottesliebe und geheime Selbstsucht zusammen hausen und ineinander weben. Und wenn so eine Mutter in glühendem Gebet bekennt, sie wolle wie Anna den Samuel ihren Sohn dem Herrn schenken alle Tage seines Lebens: ganz reines Gold ohne Schlacke ist die Anmutung nicht immer. Schielst du bei deinem Opfer nicht begehrlich ein wenig nach dir selber? Gelt, was für eine Ehre so ein geistlicher Sohn für die Familie ist und was für ein schönes Fest es bei seiner Primiz geben wird, dieser Gedanke ist dir schon manchmal gekommen. Am liebsten aber malst du dir im Stillen aus, wie du deine Tage bei deinem Sohn im schönen Pfarrhause glücklich und friedlich beschließen könntest. Wie erginge es dir und was wäre deine Stimmung, wenn dein Sohn jetzt vor dich treten und dir eröffnen würde, sein Sinn ziehe ihn zu den Heidenvölkern und er wolle ein Missionar werden? Da verflöge dir plötzlich manch schöner liebgewonnener Traum, und du würdest dich vielleicht seinem edlen Vorhaben widersetzen.

Die Tatsache bleibt bestehen: während die Eltern gewöhnlich mit großer Freude eines ihrer Kinder sich dem Priestertume widmen sehen, muß sich manchmal ein junger Mann die Zustimmung seiner Eltern zum Missionsberufe lang und mühsam erkämpfen. Ich bitte dich, Vater und Mutter, leg deinem Sohn kein Hindernis in den Weg, falls er Missionar werden will. Der Heiland ruft ihn ja wie den Petrus oder den Johannes oder den Saulus. Er soll recht eigentlich das Amt der Apostel fortsetzen, indem er hinaus geht in alle Welt und die Völker lehret und sie taufet im Namen des Vaters

und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Als Paulus an die Küste von Kleinasien kam, da wurde er vom Heiligen Geiste gemahnt, nach Europa hinüberzugehen als Glaubensverkündiger. Im Traume stand ein Mann in mazedonischer Kleidung vor ihm und sprach: „Zieh hinüber nach Mazedonien und hilf uns!" Sieh, so bitten und flehen aus weiter Ferne, aus Afrika oder Asien oder Amerika Tausende unglücklicher Heiden, daß dein Sohn ihnen Hilfe bringen möge. So ein eifriger Pfarrer in der Heimat kann gewiß durch Predigt und Sakrament und das eigene kräftige Beispiel viele Seelen für den Himmel erziehen und retten. Aber ein Heidenmissionar kann am Jüngsten Tage eine weit größere Herde Schäflein um sich haben, die ohne ihn gewiß verloren gegangen wären. Und zu diesem reichen Gewinn für den Himmel arbeitest du mit, wenn du deinen Sohn gern zu den Heiden gehen läßt. Auf die Familie eines Missionars kommt besonderer Segen herab. Und ich glaube, daß der Herr ihm das Werk der Glaubensverbreitung gerade damit belohnt, daß er in dessen Verwandtschaft auf Jahrhunderte hinaus das heilige Gut des wahren, seligmachenden katholischen Glaubens bewahrt. Kannst du dir für Kinder und Kindeskinder etwas Besseres wünschen?

Ich verstehe es wohl, daß Eltern nur mit banger Furcht ein liebes Kind fortziehen lassen übers Meer in fremde Länder und zu rohen, ja wilden Völkern. Es gibt ja nicht leicht ein härteres Leben als das eines Heidenmissionars. Es ist eine endlose Kette von Mühsal und Entbehrung, von Sorgen und Gefahren. Die wenigsten Missionare werden alt. Strapazen und Krankheiten raffen sie allzufrüh hinweg. Und keiner kann sagen, ob er nicht blutig sein Leben lassen muß. Und das zu wissen, ist eine ständige Angst für die Eltern. Vielleicht liegt er todkrank im Fieber, und sie können ihm nicht im geringsten helfen. Und sie selber werden eines Tages von dieser Welt scheiden müssen, ohne daß der Sohn an ihrem Lager steht, ihren letzten Liebesblick empfängt und ihnen die erloschenen Augen zudrückt. Gleichwohl dürft ihr euch keines dieser Opfer weigern! Petrus wollte den Herrn von seinem Leiden abhalten. Da mußte er das Wort vernehmen: „Hinweg von mir, Satan, du bist mir zum Ärgernisse, denn du denkst nicht an das, was Gottes ist, sondern auf das, was des Menschen ist!" Bringt das schwere Opfer, so wie auch die Mutter Maria ihren herzallerliebsten Sohn willig in den erbärmlichsten Tod, in die grausame Kreuzigung hingab! Wie herrlich wird Gott eurem Sohn jeden Tropfen Schweiß und Blut belohnen! Und das wird ein Teil eurer eigenen Himmelsseligkeit sein, wenn ihr euer Kind in der Gemeinschaft der Apostel und Märtyrer erblickt.



Aus Kirche und Welt



Kölner Priestermissionsvereinigung

Erst in unserer letzten Nummer hatten wir über eine machtvolle Kundgebung katholischer Priester zugunsten des Missionswerkes der Kirche zu berichten: über den ersten missionswissenschaftlichen Kursus in Köln. Und wieder haben sich in der rheinischen Metropole die Geistlichen — diesmal nur aus der Erzdiözese — in großer Zahl zu einer glanzvollen Missionsversammlung zusammengefunden. Auf Mittwoch in der Dreikönigenoktav (10. Januar) hatte der vorbereitende Ausschuß die Gründungsversammlung der Missionsvereinigung für die Priester der Erzdiözese anberaumt. Nach Hunderten zählten die Geistlichen aus allen Teilen der Kölner Lande und aus allen Gruppen des zahlreichen Kölner Klerus, die den Weißen Saal der Bürgergesellschaft in langen Reihen füllten, als kurz nach ½4 Uhr Eminenz Kardinal von Hartmann und die beiden hochwürdigsten Herren Weihbischöfe Müller und Lausberg erschienen. Nach den Begrüßungsworten wies der Vorsitzende, Weihbischof Lausberg, auf die Bedeutung der Versammlung hin, die dokumentiere, wie die Kölner Priester für die hl. Sache der Mission eintreten wollten. Es handle sich darum ein Werk zu besprechen, das die hl. Dreikönige als primitiae fidei et vocationis nostrae anzubeten gekommen, ein Werk, dem der Priester mit besonders weihevollem Herzen seine Liebe und Kraft widme. Zu diesem Beginnen erbat er den erzbischöflichen Segen und die oberhirtliche Ermunterung Seiner Eminenz.

Kardinal von Hartmann versicherte, es sei stets eine große Freude für ihn, unter seinen Mitarbeitern weilen zu können. Größer noch sei diese Freude bei heutiger Gelegenheit, wo es gelte, sich für das Werk der Mission zu begeistern. Zweck der neu zu gründenden Priestermissionsvereinigung sei es, den Sinn für die Misson zu fördern. Ein schönerer Zweck sei gar nicht denkbar, weil eben eigentlich priesterliche Aufgabe: Rettung der Seelen, die im Schatten des Todes sitzen. Der Gedanke an das schreckliche Los dieser verlassenen Seelen und anderseits an die Seligkeit, die unser heiliger Glaube gewährleistet, sei ein mächtiger Ansporn für den Priester all sein Können und all seine Macht aufzubieten, das Glück des Glaubens jenen Ärmsten zu vermitteln durch tatkräftige Förderung der Mission. Damit erbringe der Priester den vollgültigen Beweis der Liebe zum Heiland, daß er das pasce agnos meos nicht nur in ordnungsmäßiger Seelsorge, sondern auch darüber hinaus betätige. Unsern rheinischen Gauen leuchte fast 2000 Jahre das Licht des heiligen Glaubens. Danken wir der Vorsehung Gottes dafür, indem wir jenen Armen unsere Liebe zuwenden. — Der Interkonfessionalismus, der in Blättern und Vorträgen Verbreitung findet, ist eine große Gefahr, daß die Liebe und Begeisterung für die Kirche erkaltet und abnimmt. Wollen wir dieser Gefahr begegnen, dann studieren wir die Geschichte der Missionen, in der uns Liebe und Begeisterung für die Kirche vermittelt werden. In den neueren Kongregationen, die vielfach unter großen Opfern sich der Mission widmen, begegnet man der eigentümlichen Erscheinung, daß mit der Hingabe an das Glaubenswerk ein neuer idealer Schwung durch die Genossenschaft geht, ein idealer Zug für Christus. Mein innigster Wunsch ist, daß für den Klerus der Erzdiözese eine ähnliche Folge erstehe, daß die Liebe und Begei=

sterung für Christus wachse. Mögen auf die Fürbitte der hl. Dreikönige viele Heiden durch unser Gebet und Opfer sich um die Krippe des Christkindes scharen.

Stiftspropst Dr Kaufmann behandelt in lichtvollen, tiefschürfenden Darlegungen den hl. Franz Xaver als Vorbild des Missionseifers für den Priester. Er betont die Notwendigkeit einer übernatürlichen Erfassung des Missionsgeistes. Er empfiehlt Förderung und Unterstützung der Missionsvereine und Missionsanstalten — fern von allem ungesunden Partikularismus, frei von allem engherzigen Nationalismus. — Der vom Missionswissenschaftlichen Kursus noch bestbekannte redegewandte Sohn des hl. Franziskus, P. Lemmens, bezeichnet den 10. Januar als denkwürdigen Tag, da Priester der Kölner Kirche in all den Nöten des Krieges die eigenen vergaßen, um zu überlegen, wie sie den verlassenen Seelen Hilfe bringen könnten. Sein Thema, die gegenwärtige Lage der Heidenmission, behandelte er durch die Schilderung der Missionslage vor dem Kriege und der Kriegsfolgen für die Missionen.

Nach diesen Darlegungen war Punkt 4 des Programms, die Gründung der Missionsvereinigung, schnell erledigt. Ohne Diskussion hieß es einfach: Wir wollen es! Noch erteilte der Herr Kardinal dem gewordenen Werke den oberhirtlichen Segen, dann war nach Erledigung einiger geschäftlichen Fragen die anregende Tagung zu Ende und der bischöfliche Vorsitzende sprach wohl aus dem Herzen all der Hunderten von Priestern, als er mit gewohnter Meisterschaft die Worte der Brevierlektion (6 in Ep. Dom.) umschrieb: exultantibus animis beatae spei initia celebremus — feiern wir mit frohlockendem Herzen den Beginn unserer Hoffnung!

Daß trotz Kriegsleid und Kriegsnot das Missionsinteresse in unserem Vaterlande andauert, ja noch fortwährende Steigerung erfährt — wie wird die Kunde von all dem freudige Genugtuung wecken bei den draußen ausharrenden und duldenden Glaubensboten!

Das Wirken der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen Deutschlands im Kriegsjahre 1915–16

Dem uns eben zugehenden Jahresberichte seien folgende Angaben entnommen. Vom Missionsgeiste getragen, haben über 250.000 katholische Frauen und Jungfrauen Deutschlands, in 24 Diözesen organisiert, das Kriegsjahr 1915—16 zu einem reichen Missionsjahr gemacht; an 2085 Ordensfrauen legen auf den Opferteller der Mission ihre Anbetungsstunden und heilige Kommunionen. Der Frauen-Missionsverein Deutschlands schloß sein Vereinsjahr 1915—16 mit einer Einnahme von Mk 323400,71, einschließlich der aus dem Jahre 1914—15 deponierten Mk 79762,80. Dazu beziffert sich der Wert der im verflossenen Jahre abgelieferten Paramente und kirchlichen Geräte auf Mk 48196, so daß das Jahr 1915—16 eine Einnahme von Mk 291833 aufweist.

Dem Wunsche des Heiligen Vaters gemäß bot die Missionsvereinigung teils aus ihrem Bestande, teils aus besonderen Sammlungen den Missionen im Orient Mk 20515,16, außerdem 5 Feldaltäre, kirchliche Geräte und Paramente des lateinischen, des griechischen und des armenischen Ritus, Wäsche und Kleidungsstücke, Schulutensilien, Gaben verschiedenster Art; 54 Kollis wurden nach dem Orient befördert. — Die Spenden für 385 Heidenkinder, für besondere Missionen und Kirchen, zur Ausbildung bestimmter Priester-

kandidaten wurden den betreffenden Missionsbischöfen und Missionsleitungen überwiesen; an Mk 1411 gingen direkt in die Missionen Chinas, Koreas und Norwegens ab. Der Feldseelsorge bot die Missionsvereinigung Deutschlands im Kriegsjahr 1915—16 an 97, teils vollständige, teils unvollständige Feldaltäre.

Im Vereinsjahre 1915—16 wurden in den verschiedenen Diözesanverbänden 56 Missionspredigten, 78 Missionsvorträge, 15 Missionsausstellungen und 18 große Missionsfeiern abgehalten und an verschiedenen Orten Kinderpredigten für die Mitglieder des Kindheit Jesu-Vereins und Missionsvorträge für die Schülerinnen der höheren Mädchenschulen damit verbunden. g

Missionsberufe in der nordamerikanischen Ordensprovinz der Väter vom Hl. Geist

Entvölkert der Krieg die europäischen Erziehungsanstalten immer mehr, so nehmen wir mit doppelter Freude die trostreichen Meldungen entgegen, die unser amerikanischer Korrespondent, der ehrwürdige Bruder Novatus, uns in einem Briefe vom 22. November 1916 macht. Am 6. desselben Monats empfingen sechs Scholastiker unserer nordamerikanischen Ordensprovinz die heilige Priesterweihe, und 12 erhielten zugleich Tonsur und niedere Weihen. Einschließlich vier auswärts studierender Theologen befinden sich im Großen Scholastikat nun 34 Kandidaten. Elf Kleriker machen zurzeit ihr Noviziat, und das Apostolische Kollegium in Cornwells (Missionsgymnasium) hat über 80 Schüler. Möge die erfreuliche Blüte dieser für den Nachwuchs der Missionspriester so wichtigen Anstalten auf die Brüderberufe nicht ohne Einfluß bleiben. Nachdem der letzte Novize am Stanislausfeste (13. November) seine Gelübde abgelegt hat, steht das Noviziat ganz leer: hat augenblicklich weder Novizen noch Postulanten. Daß doch viele im Lande des Sternenbanners sich fänden, die Lücken zu füllen, die der Krieg unerbittlich in die Reihen der Missionsbrüder reißt! Wie zeitgemäß und gottgefällig wird da das Gebet um Mehrung der Berufe zum apostolischen Leben!

Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Heinrich Meier, Haaren. Wilhelm Müller, Haaren, gefallen. Frau Heinr. Fiebrichhaus, Düsseldorf. Frau Elisabeth Deneke, Weitmar. Lehrer Peter Krüll, Dormagen, gefallen. Sebastian Nußbaum, Dormagen. Wwe Theresia Franck, Aachen. Lorenz Rüsink. Rektor Max Lenssen, Fühlingen. Aloys Krauß, Cöln. Schw. Selburga A. D. Ch., Dermbach. Frl. Theresia Seitz. Frau Ottilia Jarosch. Johann Hansen, Würselen-Morsbach. Wwe Reiner Schnitzler, Gindorf. Heinrich Deterre, Euchen. Peter Merx, Euchen, gefallen. Joseph Knöpfler, Suffenheim. Peter Jansen, Randerath. Gerhard Waters und Frau Maria Kath. Waters, beide M.-Gladbach. Leo Roßbach, Gohr, gefallen. Joseph Halter, Sufflenheim, gefallen. Musketier Charles, Vicht, gefallen im Kriege. — Die folgenden Verstorbenen sind aus Neuß: Wilhelm Koch. Kaspar Gerhards. Katharina Moser. Johann Heck. Wwe Wellenberg. Theodor Straten. Wwe Rauen. Frau August Hahn. Wwe. K. Wolf. Wilhelmine Jansen. Franz Guther. Johann Schumacher. Frl. Lippertz. Wwe Deuß. Wwe Kimejer. Wwe Grah. Johann Klasen. Wwe Ohren. Frau Gondorf. Peter Weiß. Frau Peter Gallas. Frau Höfgen. Sibilla Adenau. Anni Jansen. Julius Jansen, gefallen im Kriege. Wilh. Berger. Rentner Wilh. Esser. — Aus Nord-Amerika: Frau Maria Schräulter, Pittsburgh. Schw. M. Franziska Heilmann O. S. Fr., Millvale. Michael Wannamacher, Carrick. Frau Magdalena Aul, u. Sebastian Stadelmann, Pittsburgh.



Für Mußestunden



Die Sehnsucht der ewigen Hügel

Erzählung von R. Fabri de Fabris

Im Stadttheater wurde der Troubadour gegeben. Von der Bühne kam die ergreifende Weise: „In unsre Heimat ziehen wir wieder . . ."

Marianne Franzius lehnte im Sessel ihrer Loge zurück. Sie hielt die Augen mit der Hand beschattet und sah gar nicht auf die Bühne. Sie wollte das sehnsuchtsvolle Lied, losgelöst von allem Drum und Dran, ganz allein auf ihr Empfinden und ihre Einbildungskraft wirken lassen. Mit unwiderstehlicher Gewalt, wie mit goldenen Händen schlugen die Töne gegen Mariannens Herz. Und die Fenster ihrer Seele öffneten sich weit und gaben den Blick frei auf unendliche Fernen, auf ein Wunderland, das sie weder im Wachen noch Träumen je zuvor gesehen.

Sie sah ein Meer im Mondlicht liegen.

Kein Lüftchen wehte, und doch stürmten die Wogen, eine über die andere stürzend, wie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, gegen den Strand und zerrannen zischend im Sande. In unendlich zarten silbernen Schwingungen rann die Flut des Mondlichts durch den Äther. Wie sehnsuchtsvoll ausgestreckte Hände reckten sich die Schaumkämme der Wogen zum Monde hinauf. Und mußten doch alle im Sande zerrinnen. Die ganze Natur schien von einer ungestümen Sehnsucht ergriffen, einem Verlangen, das nie gestillt zu werden schien.

Marianne sah eine Mädchengestalt einsam am Strande stehen. Sie erkannte sich selbst. Ihr junges Gesicht schaute gespannt über die weite Wasserwüste, als erwarte sie ein Segel, eine tröstende und beglückende Botschaft. Aber nichts war da als die unendliche Öde und die sehnsuchtsvolle Unrast der stürmenden Wogen. Sie schaute zum Himmel auf, das starke Licht der Hoffnung in den Augen. Auch daher keine Botschaft. Nichts als das kalte, geheimnisvolle Funkeln des Silberlichts, das ihr das Herz schwer und traurig machte. „Du lieber Gott, wie leer, wie leer ist doch alles! Und wie unsäglich betrübt die große Öde macht!" . . .

Sie öffnete seufzend die Augen. Die geheimnisvollen Fenster ihrer Seele schlossen sich wieder.

„Wie versonnen du bist, Liebste!"

Sie sah in die Augen ihres Verlobten, des Rittmeisters von Hertel. Sein Gesicht strahlte in Daseinsfreude; die Augen leuchteten; die Zähne blitzten aus dem dunkeln Barte. Er war ganz und gar ein fröhlicher Wirklichkeitsmensch. Er würde ihre Träumereien überhaupt nicht verstanden, die ihr selbst unverständliche sehnsüchtige Stimmung ihrer Seele gutmütig verspottet haben.

„Das Lied von der Heimat ergreift mich immer, Herbert."

Da beugte sich Isa, ihre jüngere Schwester, an der anderen Seite des

Rittmeisters vor: „Ach, laß sie doch, Herbert. Du weißt ja, daß unsere Marianne immer alles anders ansieht als gewöhnliche Sterbliche. Sie sieht Wolken am heitersten Sommerhimmel und findet überall ein Wenn und Aber."

„Und das Leben und die Kunst sind doch am schönsten beim ganz voraussetzungslosen Genusse, gelt, allerklügste Schwägerin?"

Beider Blicke tauchten lachend ineinander in vollster seelischer Übereinstimmung. Marianne versuchte, ihre Aufmerksamkeit auf das Spiel zu richten. Aber wieder überfiel sie die Unruhe einer unerklärlichen Sehnsucht. Nur daß sie sich jetzt noch zu dem wehen Gefühl einer seelischen Einsamkeit und Verlassenheit steigerte. Sehnsucht? Traurigkeit?... Bei ihr, der glücksverhätschelten Tochter angesehener Eltern, der bewunderten Braut des vornehmen adligen Offiziers, des liebenswürdigen Mannes von tadellosem Rufe? Vor wenig Monaten, bei ihrer Verlobung war sie doch so über alle Begriffe glücklich gewesen. Woher kam jetzt die Leere in ihrer Seele, vor der ihr graute, die Sehnsucht, die in ihr Herz gefallen war mit den Tönen des Troubadour-Liedes wie das rieselnde Mondsilber in die Meerflut, die sie in Phantasiebildern geschaut?... Sie schloß die Augen, um ungestört denken zu können. Sie mußte doch mit der seltsamen Stimmung fertig werden. Was war denn heute anders als gestern und vorgestern?... Ja, wer das ergründen könnte! Oder war es die gänzliche Übereinstimmung im Wesen, in der Lebensauffassung der beiden neben ihr: der jungen Schwester, die erst vor ein paar Wochen aus der Pension gekommen war, und dem Manne, dem sie, Marianne, ihr Lebensglück anvertraut hatte? Hatte diese Übereinstimmung ihr gezeigt, was ihr selbst fehlte, sie vor sich selbst in ein neues Licht gerückt? Wie wohlig die beiden untertauchten in heitern Reden, die ängstlich allem Ernsten und Tiefen aus dem Wege gingen! Und sie selbst hatte von jeher das Bedürfnis, die Tiefe der Dinge zu ergründen, die Zusammenhänge alles Geschehens, das letzte Endziel. Es war nicht zu leugnen: in ihren Glücksakkorden war auf einmal ein Mißklang, der verwirrte und wehetat.

Wieder fühlte sie die forschenden Blicke ihres Verlobten. Unauffällig suchte seine Hand die ihrige. Sie entzog sie ihm nicht und sah ihn freundlich an. Er hatte ja wissentlich keine Schuld an ihren traurigen Stimmungen.

*

Die Tage und Wochen vergingen. Die Verlobten waren innerlich immer weiter auseinandergetrieben. So weit, daß auch äußerlich die Anzeichen ihrer Entfremdung erkennbar waren. Was zwischen ihnen stand, war nicht allein Isas unerschöpfliche Lebenslust und unverwüstlich frohe Laune, die zu Herberts Art gehörte wie das Funkellicht zum besonnten Wiesenbach. Es war noch eine geheimnisvolle unsichtbare Scheidewand da, die täglich hoch und höher wuchs. Das seltsame Sehnen der Braut, das sie weiter fortführte von dem Verlobten statt zu ihm hin. Wohl gaben sich beide anfangs redliche Mühe, das frühere Einvernehmen wieder herzustellen. Aber es war ein trauriger Zwang dabei. Die alte Unbefangenheit kam nicht wieder.

Unter diesen Umständen war Marianne froh, als die Mutter auf Isas und des einzigen Sohnes, Kurt, Bitten sich zu einer Winterreise ins Hochgebirge entschloß, auf der ihre drei Kinder sie begleiten sollten. Gegen Ende

des Schweizer Aufenthalts sollte Herbert die Braut besuchen und in die Heimat zurückbegleiten. Er hatte einen zehntägigen Urlaub erbeten und erhalten. Er versuchte sich einzureden, lediglich die Ritterlichkeit seiner Braut gegenüber habe den Entschluß zur Reise gebracht. Im heimlichsten Herzen aber wußte er, daß das Verlangen nach Isa ihn zu der Reise trieb. Ihr Bild hatte, ihm selbst anfangs kaum bewußt, das der Braut zurückgedrängt und verdunkelt. Aber nach Art oberflächlicher Menschen, denen die eigene Seele mehr oder weniger unerforschtes Land ist, versuchte er sich noch immer über seinen Herzenszustand zu täuschen und sich unwandelbare Treue gegen Marianne einzureden.

✤

Es war ein sonnenklarer Tag zu Ende Januar.

Isa und Dr Kurt Franzius hatten mit ihrem Schwager, der vor einigen Tagen angekommen war, und einem jungen norwegischen Ehepaar eine Bobsleighfahrt verabredet. Marianne hätte selbstredend mit von der Partie sein sollen. Aber sie hatte gebeten, sich für heute ausschließen zu dürfen. Sie fühlte sich geistig stark abgespannt durch ihre innere Zerrissenheit und hatte das Bedürfnis, allein zu sein. Eine einsame Wanderung durch die schweigende Schönheit der großartigen Bergwelt würde ihr, so hoffte sie, das seelische Gleichgewicht eher wiedergeben.

Herbert hatte einen Versuch gemacht, auf die Schlittenfahrt zu verzichten und bei der Braut zu bleiben. Davon hatte diese natürlich nichts wissen wollen. Da zogen sie alle ab, ein höfliches, mehr oder minder aufrichtiges Bedauern in den Mienen. Bald kam vom Bergpfad hinter dem Hause das frohe Lachen der Aufsteigenden an Mariannens Ohr. Unwillkürlich trat sie zum Fenster. Kurt ging mit den Fremden vorauf; Herbert und Isa waren in eifriges Gespräch versunken. So vertraut, so aufmerksam beugte er sich über Isas zierliche Gestalt, daß man beide wohl für ein Brautpaar hätte halten können.

Es gab der wirklichen Braut einen Stich ins Herz. Sie faltete die Hände in plötzlich ausbrechender Qual. Du lieber Gott, wie soll das nur enden! Liebe ich ihn denn noch? ... Oder ist nur meine Eitelkeit verletzt? ... Aber heute nur nicht mehr denken und grübeln! Es tut so weh und macht so müde ... Sie sucht die Mutter und fand sie lesend in der großen Halle. Sie verabschiedete sich kurz und versprach, rechtzeitig vor der Dunkelheit zurück zu sein.

Marianne wählte einen Weg, der fernab von den Schlittenbahnen und Sportplätzen lag. Sie kannte ihn nur in seinem Anfange. Er führte durch eine Allee von Riesenföhren, die heute einem Zauberwald glich. Denn alle Äste und Zweiglein der alten Bäume standen im weißen Glitzerlicht des sonnbeschienen Rauhreifs, und die unzähligen Kristalle der Reifruten leuchteten und strahlten in schier überirdischem Glanz. Marianne mußte anfangs die geblendeten Augen schließen. Über der weißschimmernden Winterpracht wölbte sich die türkisblaue, wolkenlose Himmelskuppel. Unendlich zarte silberne und goldene Lichtflöre schwebten zwischen Himmel und Erde, und wenn der schnelle Flügelschlag der Kolkraben und Bergkrähen sie durchschnitt, war es, als falle ein Goldregen durch die glänzende Luft. Ein wohltuendes Frohgefühl hob

Mariannens Herz. Es war ihr, als gehe sie an treuer Freundeshand sicher und beschützt, sorglos und glücklich wie einst als Kind an der Hand der alten Bonne, ohne zu fragen wohin, nur immer weiter, der Sonne nach. So elastisch und leicht war's ihr in Wochen nicht gewesen. Der leichtgefrorene Schnee federte knisternd unter ihren Tritten; die herbfrische und doch sonnenwarme Luft trieb ihr das Blut schneller durch die Adern, weitete ihre Brust und machte ihr die Seele stark und mutig. Sie freute sich ihrer Einsamkeit. So konnte sie sich ganz dem Zauber dieser Sonnenstunde hingeben. Und sie folgte wie ein sorgloses Kind der unsichtbaren Freundeshand, bis sie sich plötzlich in einer ganz fremden Gegend sah. Der Weg war zuletzt bergan durch einen strahlend weißen Hain von jungen Birken und Lärchen gegangen wie durch eine köstlich geschmückte Feststraße. Nun senkte er sich wieder zu einer Talmulde. Eine langgestreckte Ortschaft mit stattlichen Häusern und Gehöften dehnte sich darin. Einen Steinwurf vor dem Orte lag auf baumbestandener Halde ein großes Haus mit vielen Fenstern und ein paar Balkonen. Dicht daneben ließ ein weißes Kirchlein sein schlankes Schiefertürmchen in den Himmel steigen.

„Wohl ein Kloster oder Krankenhaus, das zu dem Dorfe da unten gehört", dachte Marianne. Sie zögerte einen Augenblick, ob sie den Weg zu der Ortschaft fortsetzen oder eine Weile in dem Kirchlein ruhen solle. Sie war nun über eine Stunde gegangen; eine kleine Rast würde ihr wohltun. Da hatte sie wieder das Gefühl, von einer starken Hand geführt zu werden. Ehe sie sich's versah, stand sie auf der Kirchenschwelle. Gedämpfter Stimmenklang kam heraus. Leise trat sie ins Heiligtum. Der Übergang aus der strahlenden Helle des Schneelichts in die Dämmerung der Kirchenhallen ließ sie anfangs die Dinge im Raume nur undeutlich unterscheiden. Wie ein rotfunkelnder Stern über grauem Nebelgewoge leuchtete eine kleine Flamme vor dem Hochaltare. Das ewige Licht! ... Unwillkürlich, als treibe sie eine fremde Macht, ging Marianne näher darauf zu. Die weihevolle Stille hüllte sie ein wie in ein reines weiches Gewand. So, als nahe sie dem Gastmahl eines Fürsten im Altertume und werde vorher mit einem Feierkleide beschenkt. Sie stand jetzt vor den Schranken des Chors. In den Chorstühlen jenseits der Kommunionbank sah sie eine Reihe verschleierter Nonnen knien, die im Wechselgebet mit halblauter Stimme wohl die Tagzeiten beteten. In den Bänken des Mittelschiffs hatte sie im Vorübergehen ein paar Bauernweiblein und Kinder bemerkt. In der vordersten Bank lag eine junge Frau auf den Knien und betete mit ausgestreckten Armen. Die dunkeln Augen in dem blassen, verhärmten Gesicht brannten wie Sterne. Ein todstarkes Flehen und Hoffen lag darin. „Gewiß eine Mutter, die ein großes Leid hat," dachte Marianne. Unwillkürlich faltete sie die Hände und blickte nach dem Heiligtume, vor dem die Flamme des ewigen Lichts leuchtete wie eine unverwelkliche Rose. „Herr, hilf der armen Mutter!" betete sie. Und während ihr Herz selbstvergessen Worte mitleidiger Liebe für eine Fremde fand, stand plötzlich ein Bild vor den Augen ihres Geistes, das nicht in den Rahmen dieser Zeit und dieses Ortes gehörte.

Es war im Morgenlande. Sie stand im Festsaale eines vornehmen Hauses. Durch die offene Säulenhalle an der einen Langseite sah man auf

einen Garten mit schlanken Palmen, Oleander- und Granatbäumen. Der Duft von weißen Lilien und frühen Rosen mischte sich mit dem des königlichen Lorbeers und der bescheidenen Narde. Und über der weithin verdämmernden Landschaft mit dem matt schimmernden Fluß und der schön geschweiften Hügelkette spannte sich das zartblaue, an den Rändern opalfarbene Seidenzelt des Abendhimmels. Der junge Ostermond war soeben in sanftem Silberglanze hinter den Bergen von Judäa heraufgekommen, und vereinzelte Sterne blitzten auf wie goldene Blumen auf dem Seidengrund des himmlischen Festzeltes.

Eine lange Tafel war gedeckt im Saale des vornehmen Hauses. Der siebenarmige Leuchter stand in der Mitte. Seine Lichter waren angezündet und brannten in stetem, schönem Schein. Ihr sanfter Goldglanz lag wie eine ehrfürchtige Liebkosung auf dem heiligen Antlitz des Schönsten und Herrlichsten im Himmel und auf Erden. Der Blick seiner hoheitsvollen Augen, die doch gütiger waren als die einer Mutter, ruhte auf den zwölf Männern, die seine Tischgenossen waren. Und nun kamen durch die uralten entschwundenen Zeiten hohe, heilige Worte, Worte, die nie verklingen werden im Himmel und auf Erden. Und sie sah Ihn, den Gottessohn, Brot und Wein erheben und segnen; sie sah, wie Er die hehre Speise den Jüngern reichte, und hörte die Worte aus Seinem hochheiligen Munde: „Dies ist mein Leib. Dies ist mein Blut!" Und dann begab sich das heiligste Liebeswunder aller Zeiten. Das Wunder der heiligen Eucharistie, davon die Cherubim singen durch die Ewigkeiten.

Und Marianne sah die Jünger, von heiligen Schauern ergriffen, niederfallen und ihren Gott anbeten.

Auch sie verhüllte die Augen. Hier im Tabernakel, verborgen unter Brotsgestalt, wohnte ja ihr Herr und Gott. Und sie hatte ja einst dasselbe erlebt wie jene, die sie im Bilde sah. Der Tag ihrer ersten hl. Kommunion stand vor ihr. Mit all seinem frommen Kinderglück, mit all seiner Himmelsseligkeit. Wie so ganz wunschlos glücklich war sie damals gewesen. Und war doch wenige Jahre später im Eishauch der Weltlichkeit die ganze Himmelszier ihres Seelengärtleins verblichen und verdorrt! . . . Gleichgültigkeit gegen die Religion im Elternhause und in der konfessionslosen vornehmen englischen Pension, später das hohle Gesellschaftstreiben hatten das schwache Flämmchen ihres religiösen Lebens zu einem toten Schein erblassen, ihre Andachtsübungen zu gedankenlosem Formelnkram erstarren lassen.

Wie von jähem Blitzlicht erhellt lag die todstarre Wüste ihres Seelenlebens vor Marianne. Und mit unwiderstehlicher Gewalt stand wieder die Sehnsucht auf in ihrem vereinsamten Herzen. Aber heute war sie nicht so trostlos, nicht so grausam unverständlich wie damals in der Troubadour-Vorstellung. Ein Wort der betenden Nonnen hatte ihr Ohr getroffen: „Jesus, du Sehnsucht der ewigen Hügel, erbarme dich unser!" . . . Ja, jetzt wußte sie, worauf die Sehnsucht aller Kreatur zielt. Jetzt kannte sie das Endziel alles irdischen Wanderns, alles Sehnens und Suchens, aller Liebe: Gott! Ohne ihn war doch auch ihr die ganze innere und äußere Welt eine traurige Wüste, waren die schönsten Feiertage ihres jungen, reichen, von der Welt beneideten Lebens voll unsäglicher Einsamkeit, Hohlheit und Zwecklosigkeit gewesen.

Seiner Liebe dankte sie diese plötzliche Erkenntnis. Jetzt wußte sie auch, wessen Hand sie hierher geführt hatte, zu den Quellen der Erfüllung alles Sehnens. Sie fühlte, wie ihr Herz weit und warm wurde in heiliger Gottesliebe. Auch sie hätte die Arme weit ausstrecken mögen zum Tabernakel in heißer Dankbarkeit. Ihre Seele war in einem Aufruhr unbeschreiblich reiner Glückseligkeit. Sie sah noch immer das geheimnisvolle Bild jenes Osterfestes im Morgenland. Und es war ihr, als komme der Blick der Gottesaugen durch die fernen, toten Zeiten zu ihr, und sie hörte Ihn zu ihrer Seele sprechen, was jetzt die Nonnen sprachen: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne."

Sie fühlte das heilige Feuer der Gottesliebe jetzt so mächtig aufflammen in ihrem Herzen. Sie fühlte sie ihr ganzes Wesen durchdringen mit solch starker, süßer, alles überwältigender Macht, daß ihr jedes Opfer für diese Liebe dürftig und gering erscheinen würde. Sie mußte ihres Verlobten denken. Ach, wie armselig erschien ihr jetzt ihre bräutliche Liebe! Ein dürftig kleines Feuerchen, das jeden Augenblick zu sterben drohte. Und nichts war heute davon übrig als ein aufrichtiges Mitleid und das Verlangen, ihm Gutes und Liebes anzutun. Sie mußte ihm die Wege ebnen zu dem Ziele, das er so spät als sein Glück erkannte. Zur Ehe mit ihrer Schwester. Gott, der sie selbst so unsagbar glücklich gemacht, würde ihr auch helfen, zum Glück der andern beizutragen. Er würde schon Mittel und Wege finden.

Die Turmuhr schlug Fünf. Die Nonnen erhoben sich von den Knien. Da sprang Marianne erschrocken auf. Für sie war die Zeit stille gestanden in dem geheimnisvollen Zwiegespräch ihrer Seele mit Gott. Sie wollte nun die paar Tage noch täglich hierhin kommen zum Beten. Und zu Hause wollte sie gleich den guten Pfarrer aufsuchen, der sie zum Tische des Herrn geführt hatte. Der würde ihre Schritte lenken auf dem sichersten und nächsten Wege zu Gott.

Die junge Frau verließ zugleich mit ihr die Kirche und reichte ihr am Weihbrunn das geweihte Wasser. Draußen sprach die Frau ein paar Worte. Das Mutterleid mußte sie wohl treiben: „Ohne den Glauben an Gott wär' die Qual nicht auszuhalten."

„Dies ist wohl ein Krankenhaus und Sie haben ein Liebes da?"

„Mein einziges Kind. Und ich bin Witwe. Das Vreneli ist heute nachmittag hingebracht worden. Es hat Diphtheritis im höchsten Grade. Es ist erst vier Jahre alt, ein herziges Kind. Mein Ein und Alles. Wenn der liebe Gott doch helfen wollte!" . . .

„Er wird Ihnen gewiß das Beste geben. Er ist ja die Liebe. Ich will mit Ihnen beten." Sie reichte der betrübten Mutter die Hand und wandte sich zum eiligen Rückweg. Am Himmel stand wie eine Rosenzier aus den Gärten der Seligen das Abendlicht des klaren Wintertags. Aus den silberweißen Rauhreifästlein der Birken und Lärchen waren Purpurblüten entsprungen, und der Schnee auf den Waldhügeln blühte in rosenfarbenem und zartlila Schein wie eine buntschimmernde Blumenau im Frühsommer. Die Eisberge aber standen in Hoheit und Würde, Vasallen des unsichtbaren Ewigen, und hoben zu stummer Huldigung ihre weithin leuchtenden Flammenkronen in das Firmament.

Marianne war es, als müsse sie in den Himmel fliegen. So selig hatte sie sich seit ihren Kindertagen nicht mehr gefühlt. Sie hätte allen Menschen Gutes tun mögen um der Liebe Gottes willen. Im schnellen Ausschreiten betete sie für das kranke Vreneli. „Lieber Gott, gib ihm, was ihm selig ist, und tröste seine Mutter."

Kurz vor der Pension traf sie die Schlittenfahrer. Es war ihr, als schlössen sich plötzlich die Tore eines Glückslandes, und sie stehe wieder im grauen Alltagselend.

Aber sie bezwang sich und reichte den Ihrigen liebevoll die Hand. Verwundert, fast bestürzt hafteten Herberts Blicke an ihren Zügen.

„Du schaust ja aus, Schatz, als sei dir das Glück in Person begegnet!"

„Marianne hat wieder mal in hohem Geistesfluge Abendfeier in der Natur gehalten. Das überfällt sie so bei schönem Abendrot." Isa lachte halb gutmütig-spöttisch, halb verlegen, und hing sich in den Arm der Schwester. Ihr Gewissen regte sich doch, und sie hatte ein Gefühl, als müsse sie Abbitte tun.

In der Nacht erwachte Marianne mit betäubendem Kopfweh. Der Hals war ihr wie zugeschnürt. Dazu plagte sie ein brennender Durst. Sie drehte das elektrische Licht an und wollte aufstehen, einen Schluck Wasser zu trinken. Aber das ganze Zimmer lief rund mit ihr, und halb ohnmächtig sank sie in die Kissen zurück. In Fieberglut, zwischen Wachen und Schlafen erwartete sie den Morgen. Sie war sich klar über das Geschehene. Von Vrenelis Mutter war der Ansteckungskeim auf sie übergegangen. Sie wunderte sich selbst über den Gleichmut, womit sie die Erkenntnis ertrug. „Der liebe Gott hat es zugelassen. Sein Wille geschehe. Und wenn ich sterbe, wird der Weg auf ganz natürliche Weise für Herbert und Isa frei."

Der Arzt konnte später Mariannens Vermutung nur bestätigen. Es war Diphtherie, allerdings noch nicht in schlimmem Grade.

„Kann ich nicht ins Krankenhaus von Lavadel gebracht werden?" fragte sie. Sie konnte nur angestrengt und undeutlich sprechen; ihre Stimme war von erschreckender Heiserkeit.

„In einigen Tagen wird sich die Überführung hoffentlich einrichten lassen", tröstete der Arzt. „Inzwischen darf die Pflegerin niemanden zu Ihnen einlassen."

Trotz ihrer wirklichen Betrübnis um Tochter und Schwester ließen sich die Damen Franzius doch nicht allzu schwer von ihrem anfänglichen Wunsche, die Kranke selbst zu pflegen, abbringen. Der Arzt hatte ja recht! Man hätte sich doch anstecken und dann erst recht nichts nützen können. Da war tatsächlich die Barmherzige Schwester eher am Platze. Und Mariannens besonderen Wunsch, ins Krankenhaus übersiedeln zu wollen, hätte man ja doch nicht mitmachen können! Freilich, der Hotelier hatte Mariannens Wunsch durch sehr deutliche Redensarten über Gefährdung der übrigen Gäste, Panik, verdorbene Saison und dergleichen wirksam unterstützt. So wurde Marianne am fünften Tage ins Krankenhaus überführt, just einen Tag vor der Abreise der Ihrigen, die, weil Herberts und Kurts Urlaub ablief, nicht länger hingeschoben werden konnte. Die Ihrigen hatte sie nur flüchtig durch das geschlossene Wagenfenster grüßen können. Die Mutter hatte wohl ein wenig

geweint, Isa und Herbert sahen bleicher aus als gewöhnlich. Sie hatten doch in ihrer Art rechten Anteil an ihrer Erkrankung genommen! Herbert hatte ihr jeden Tag Blumen und kleine liebe Brieflein gesandt. Auch die Mutter und Isa hatten täglich geschrieben. Aber Marianne glaubte ihnen allen kein Unrecht zu tun, wenn sie sich vorstellte, daß die schöne, abwechslungsreiche Reise, die ihnen bevorstand, den Abschiedsschmerz bedeutend erleichtern werde. Sie war ja auch tatsächlich aus aller Gefahr, während das arme Breneli schon auf dem Kirchhofe ruhte. In kurzer Zeit würde sie sogar nach Hause reisen können, wenn sie nur wollte.

Ja, wenn sie nur wollte! ... Aber das Verlangen nach dem schönen reichen Heim, nach der Welt mit all ihren Freuden war wie ausgelöscht aus ihrer Seele. Sie hatte nur einen Wunsch, nur eine todstarke Sehnsucht: in den Vorhöfen von Gottes Heiligtum zu wohnen, alle Tage ihres Lebens. Und in dem Sinne waren die Briefe gehalten, die sie — voll kindlicher Ehrerbietung den einen, voll zarter Rücksichtnahme und Güte den andern — an die Eltern und an Herbert von Hertel schrieb, als ihre schnell fortschreitende Genesung ihr ein längeres Aufbleiben gestattete. Gott hatte sie gerufen: Seiner Stimme wollte sie folgen, Seine Wege gehen, wohin sie auch immer führen würden.

*

Es ist zwei Jahre später, zur Nachtzeit auf einer einsamen Insel der Südsee.

Wie ein Gottesgarten liegt die tropische Landschaft im starken blauen Mondlicht. Hohe Palmen stehen im goldschimmernden Sande des Küstenrings. Das leise Säuseln ihrer von einer weichen Brise bewegten Wipfel verklingt im Gemurmel der Wogen, die sich heben und senken wie die regelmäßigen Atemzüge der schlafenden See. Aus immergrünen Hainen am Fuße dicht bewaldeter Berge kommt der Würzhauch blühender Gewächse. Wie ein Eiland des Friedens und der Schönheit liegt der kleine Erdenfleck im weiten Meere. Zierliche Hütten aus Bambusstäben und Palmblattrippen stehen zerstreut unter den Bäumen. Auch eine Kapelle mit schlankem Türmchen erhebt sich mitten unter ihnen. Ein Licht schimmert aus den Kirchenfenstern. Das ewige Licht vor dem Altare. Es fällt auf die Gestalt einer jungen Nonne, die ganz allein vor dem Tabernakel kniet. Erst heute ist sie aus dem Mutterhause von Sidney hier gelandet. Und nun betet sie zu dem verborgenen Heiland im Sakramente, daß Seine Hand sie führen und halten möge auf dem Dornenwege, den zu gehen sie die Opferliebe ihrer Seele trieb, daß Seine Gnade ihr Herz stark und mutig mache, wenn das Grauen sie schütteln wird vor dem, was die nächsten Tage ihr enthüllen müssen.

Denn das Eiland der Schönheit und des Friedens ist eine Insel der Aussätzigen. Aber Schwester Maria vom Allerheiligsten Sakrament — Marianne Franzius von ehedem — weiß, daß ihr alles möglich sein wird in Dem, der sie stärkt. Sie ist ja in freudiger Liebe ihrem geheimnisvollen Führer gefolgt durch Länder und Meere, bis an die Grenzen der Erde. Nun ist ihre Sehnsucht erfüllt im Dienste und in der Liebe Dessen, der das Alpha und Omega alles Geschaffenen, der „die Sehnsucht der ewigen Hügel" und aller Kreatur ist.



Bücher und Blätter



Die brennendste Missionsfrage der Gegenwart. Die Lage der katholischen Missionen in Asien. Von Friedr. Schwager, Priester der Ges. des göttl. Wortes. 128 S. in 8° Mk 1.20. Steyl 1914, Missions-Druckerei.

Wenn P. Schwager ein neues Buch hinaussendet, dann hat er etwas zu sagen; und wenn er eine Missionsfrage als die brennendste bezeichnet, dann ist das nicht als leere Phrase, sondern gleich als nachdrucksvolle Mahnung eines gewichtigen Kenners und Beurteilers zu werten. Schon von dieser Erwägung aus werden missionsfreundliche Leser das zur Anzeige vorliegende Werkchen nicht unbeachtet lassen. Manch einer, von der allgemeinen Missionsbegeisterung unserer Tage erfaßt, hat sich gefragt, wie er nun Missionskunde pflegen könne, um sich nicht zu verlieren in der anwachsenden Literatur. P. Schwagers neuestes Buch darf wie seine Heidenmission jedenfalls nicht übergangen werden. Hier wird nicht nur eine Darstellung der Missionsverhältnisse in Asien, sondern auch manch wertvoller Wink zur Beurteilung allgemeiner Missionsfragen geboten. Wer das Buch durcharbeitet, vermehrt seine Missionskenntnis und vertieft seine Missionsliebe. —t.

Auf Peter Clavers Pfaden. Von P. Otto Cohausz S. J. 14 S. in kl. 8°. 10 Pf. Salzburg 1915, St Petrus Claver-Sodalität.

Es war ein guter Gedanke, die kurze, packende Predigt des gefeierten Redners als Werbeschriftchen zu veröffentlichen. Wer die auf 5 Schriftworten aufgebaute Predigt auf sich wirken läßt, der wird ihre tiefgehende Wirkung nicht verkennen können. S. 6 oben hätte in dem „Wettlauf wackerer Seelen zum schwarzen Erdteil hin" der Mann nicht unerwähnt bleiben dürfen, den man den „Moses der schwarzen Rasse" und den „Neubegründer der afrikanischen Missionen genannt hat — der ehrwürdige P. Libermann. —t.

Im Kampf fürs Kreuz. Eine Sammlung von Missionsbroschüren, herausgegeben von den Benediktinermissionaren von St Ottilien, Missionsverlag St Ottilien (Oberbayern).

1. **Lage der Heidenmission.** Von Erzabt Norbert Weber O. S. B. Preis 10 Pf.
2. **Der Hilferuf der Heiden.** Von P. Linus Leberle O. S. B. Preis 10 Pf.
3. **Veronika.** Eine Plauderei mit den Frauen und Jungfrauen über die Mission von P. Emmeran Fahrnholz O. S. B. Preis 20 Pf.
4. **Der hl. Benedikt als Apostel.** Ein gedrängter Überblick über die Missionstätigkeit des Benediktiner-Ordens von seiner Stiftung bis zum heutigen Tag von P. Beda Danzer O. S. B. Preis 10 Pf.
5. **Ein Zeichen der Zeit.** Missionsrede zur Konstantinfeier von Erzabt Norbert Weber O. S. B. Preis 10 Pf.
6. **Soziale und religiöse Bedeutung der Heidenmission.** Von Erzabt Norbert Weber O. S. B. Preis 10 Pf.
7. **Märtyrerblut ist der beste Same für neues Christentum.** Von P. Linus Leberle O. S. B. Preis 20 Pf.
8. **Sorgenkinder.** Ein Besuch in den Aussätzigendörfern im Süden von Deutsch-Ostafrika von Erzabt Norbert Weber O. S. B. Preis 20 Pf.
9. **Erlebnisse eines Tabernakels in der Mission.** Von P. Rhabanus Fischer O. S. B. 10 Pf.
10. **Der katholische Missionar, ein Held des Opfers und der Arbeit.** Von Pfarrer Stegherr. Preis 10 Pf.

Inhalt, Ausstattung und Preis empfehlen die ansprechenden Heftchen als willkommene Werbemittel für den Missionsgedanken in den weitesten Kreisen. Die gedankenreichen, formschönen Reden des Erzabtes von St Ottilien sind wahre Glanznummern der Sammlung. In No 10 steht ein Bild unseres Missionsjubilars P. Etienne (Stephan Baur), No 7 hätte wenigstens seinen Namen nennen müssen, denn P. Etienne war es, der sich in die Höhle des Löwen, in Buschiris Lager, wagte und die Befreiung der gefangenen Benediktinermissionare erwirkte [S. Echo aus den Missionen der Väter v. Hl. Geist 1912, 403]. —t.

Claver-Kalender 1917. Herausgegeben von der St Petrus Claver-Sodalität. 112 Seiten groß Oktav. Reich illustriert. Preis 50 Pf., mit Postzusendung 65 Pf.

Kinder-Missionskalender 1917. Herausgegeben von der St Petrus Claver-Sodalität. 64 Seiten Klein-Oktav. Reich illustriert. Preis 25 Pf., mit Postzusendung 30 Pf. Bezugsadresse: St Petrus Claver-Sodalität, Breslau, Hirschstraße 33, Cöln, Maria Ablaßplatz 10a.

Reicher Inhalt und gute Ausstattung machen die beiden Missionskalender der Claver-Sodalität zu willkommenen Werbemitteln für die Bedürfnisse der afrikanischen Missionen. —t.

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatsschrift. 45. Jahrgang. (Oktober 1916 bis September 1917.) 12 Nummern. 4°. Preis Mk 5.— Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.

Januar 1917: Aufsätze: Das Werk der Glaubensverbreitung im organischen Leben der Kirche. Eine Epiphanie-Betrachtung. (P. Dr M. Hallfell, aus der Gesellschaft der Weißen Väter.) — Eine Missionsreise nach Hochperu vor 200 Jahren. (Fortsetzung.) (Anton Huonder S. J.) — Die politische und religiöse Entwicklung in China seit der Gründung der Republik. (Alfons Väth S. J.) — Nachrichten aus den Missionen: Norwegen. Bulgarien. Vorderindien. Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Kleine Missionschronik und Statistisches: Ostmongolei. Philippinen. Mexiko. Afrika. — Das Missionswesen in der Heimat. — Bücherbesprechungen.

Katholische Missions-Propaganda, illustriertes Monatsblatt zur Weckung und Verbreitung des Missionsgedankens. Redigiert von Gräfin Ledóchowska. St Petrus Claver-Sodalität, Salzburg. Zur Massenverbreitung sehr geeignet. Jährl. 35 Pf. Man kann nicht weniger als 10 Abonnements durch die Post beziehen.

Januar-Nummer: „Über dir geht der Herr auf...“ — Aus den Missionen: Immer noch Sklavenhandel! — Wie der christliche Neger den priesterlichen Segen zu schätzen weiß. — Aus der Redaktionsmappe. — Herzliche Einladung. — Edles Selbstvergessen. — Ein rührender Zug der Gnade. — 5 Illustrationen. — Bestelladressen: St Petrus Claver-Sodalität, Breslau, Hirschstraße 33. — Cöln, Maria Ablaßplatz 10a.

Der Katholik. Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben. Kirchheim & Co. Mainz. Jährlich Mk 12.—.

Inhalt von Heft 12: 700 Jahre Dominikanerorden. Prof. Dr Becker, Euckens Kritik der Christologie. — P. Barnabas Zehnder, O. F. M., Die Notwendigkeit und Dauer des Noviziats, mit besonderer Berücksichtigung der neueren Entscheidungen. — Prof. Dr K. Lübeck, Das Antiminsion der Griechen. — Literatur. — Miszellen: 1. Der neue Kodex des kanonischen Rechtes. — 2. Eine neue Erklärung zu Raffaels „Hl. Cäcilia“.

Das Heilige Feuer. Religiös-kulturelle Monatschrift. Jährlich Mk 5.—. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn.

Es ist schon oft gesagt und geschrieben worden, wie für unser Volk alles darauf ankomme, daß es Gewinn und Nutzen ziehe aus der Gottesheimsuchung des Krieges. Soll die Zukunft schöner und glücklicher werden, dann muß viel Scheinkultur beseitigt und manch Edelreis neugepflanzt werden. Des Volkes Aufgabe ist die Deine. Du mußt mittun, bist mitverantwortlich für deines Volkes Geschick. Wie du deinen Teil an der Gesamtarbeit leisten kannst, das zeigen dir die roten Hefte, die in deinem Herzen ein heiliges Feuer für die Sache deines Volkes und deines Vaterlandes entfachen, wenn du die Anregungen beachtest. n.

Pastor bonus. Monatschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis herausgegeben von Dr C. Willems, Geistl. Rat, Professor am Priesterseminar zu Trier. Halbjährl. Mk 2.50 Trier, Paulinusdruckerei.

Januar 1917: Das Selbstbewußtsein Christi nach Markus. „Lebenskunde“ und moderne Seelsorge. Intelligenz und Wille in ihrem Verhältnis zum christlichen Wahrheitsproblem. Einiges über „Stille Nacht, Heilige Nacht“ und sonstige Weihnachtsmusik. Der Dichter des Heliand. Im Lichte der Psalmen. Mitteilungen. Bücherschau.

Der Gral. Monatschrift für katholische Kunst, Literatur und Politik. Herausgegeben unter Leitung von Franz Eichert und Otto Walter, Wien. Petrus-Verlag, Trier. Jährl. Mk 6.

Aus der reichhaltigen Dezembernummer heben wir besonders hervor: Ein Weihnachts-Mysterium in Prosa von Frz. Freiherr von Lobkowitz; Zwei Gedichte von Hans Eschelbach; Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger; Einen Sonettenkranz von Leo van Hemstede: Zwischen Himmel und Erde; Bettina von Ringseis — von M. Herbert und viele lesenswerte kritische Artikel. D.

Die Bergstadt. Monatsblätter, herausgegeben von Paul Keller. Vierteljährlich Mk. 3.—. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1.

Warum halten manche Familien noch immer nicht Paul Kellers Monatsblätter, die Bergstadt? Weil sie die Zeitschrift nicht kennen. Sie kennen und lieben ist eins. Paul Kellers Bücher haben bis heute einen Absatz von rund 500000 Bänden gefunden. Schau, was er in seiner Zeitschrift bietet! D.

Die christliche Kunst. Monatschrift für alle Gebiete der christl. Kunst sowie für das gesamte Kunstleben. Gesellschaft für christl. Kunst, München, Karlstr. 6. Halbjährl. Mk. 6.—

Aus dem Inhalt der Dezembernummer 1916: August Koch. Blinde und armlose Künstler. Ein Glasgemälde von Rene Kuder. Fritz Boehle †. Bonifaz Locher †. Die Fahne. Deutsche Gesellschaft für christl. Kunst. Wettbewerb für eine Kreuzigungsgruppe. Schwarz-Weiß der Freien Sezession Berlin. 31 Abbildungen und eine farbige Sonderbeilage.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

März-April 1917 18. Jahrgang Heft 3 u. 4

Echo aus den Missionen der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

„Wir hegen das feste Vertrauen, daß alle, welche des katholischen Namens sich rühmen, an diesem frommen Werke, das uns so sehr am Herzen liegt, sich beteiligen.“ (Apost. Hirtenschreiben Sr Heiligkeit Papst Leos XIII. „Sancta Dei Civitas“ über die katholischen Missionen. 3. Dezember 1880.)

Die Anfänge der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert

Es ist nicht die Zeit, Jubiläen zu feiern. Aber das Echo will doch mit einigen Seiten der Anfänge der afrikanischen Mission gedenken, die der ehrwürdige P. Libermann vor genau 75 Jahren durch seine ersten Missionare legen ließ. Die wechselvolle Geschichte mit ihren Opfern, Leiden, Enttäuschungen und Erfolgen ist so reich an ergreifenden Einzelheiten, daß diese Artikelreihe wohl besonderes Interesse bei unseren Lesern finden wird.

Die Türe des Noviziats öffnet sich. Libermanns erste Missionare ziehen still auf ihre vorgeschobenen Posten:

Am 14. Sept. 1841 landet P. Laval auf Mauritius.[1]

Im Februar 1842 P. Le Vavasseur auf Réunion.[2]

Ende Dezember desselben Jahres P. Tisserand auf Haïti.[3]

Also jeder allein auf einer anderen Insel!...

Das stand nun gleich in offenem Widerspruch, sowohl mit dem Geist, wie auch mit dem Buchstaben, der von Libermann entworfenen Statuten. Darin hieß es: „Das gemeinschaftliche Leben ist wesentliche Bedingung des missionarischen Wirkens für die Mitglieder der Kongregation vom hl. Herzen Mariä.“

Daß nur die allertriftigsten Gründe zu dieser Maßnahme führten, liegt auf der Hand. Tatsächlich hatten sich im Herbst des Jahres 1842 derart widrige Verhältnisse eingestellt, lagen die Dinge so ungünstig und verwirrt, daß selbst der ruhige Libermann die Lage

[1] Mauritius — Britisch-afrikanische Insel im Indischen Ozean, östlich von Madagaskar gelegen.

[2] Réunion (früher Bourbon) — franz.-afrikanische Insel im Indischen Ozean, unweit von Mauritius.

[3] Haïti — Westindische Insel zu den großen Antillen gehörig.

als „trostlos-kritisch" bezeichnete. Schauen wir etwas näher zu! Und was werden wir sehen? Wieder einmal, daß Gottes Wege nicht der Menschen Wege sind und daß Marias gnädige Mutterhand zuerst die neuen Wege wies, die Wege nach dem weltvergessenen, fluchbeladenen Kontinent, dem Lande der Geheimnisse — nach Afrika.

Eigenartige Vorgeschichte

1. Auf Haïti. Da war mal wieder, noch während des Gründungsjahres der Mission, ein Revolutiönchen ausgebrochen, das den guten P. Tisserand zur Flucht auf eine der Nachbarinseln nötigte, nach Martinique, woselbst er besseren Tagen entgegenharrte. — Hier war also einstweilen wenig auszurichten und Nachschub kaum erwünscht.

2. Über Mauritius, dieser früher französisch gewesenen Insel (Isle de France) wachte Englands philiströse Eifersucht, gepaart mit kleinlicher Zeloterie. Fortan dürfen nur Engländer das neu-englische Eiland betreten! Für P. Laval soll allerdings eine hochherzige Ausnahme gnädigst gestattet sein!

3. Nicht viel günstiger stand es mit der Réunion. Da versteifte sich die französische Regierung auf ihr altes Gewohnheitsrecht, nur jene Priester anzuerkennen, die vom Pariser Kolonialseminar ausgesandt und angestellt seien. — Jedoch gegen P. Le Vavasseur als Kind der Insel und weil ohne Kommunität, wollte man gnädiger sein: der durfte bleiben. Also auch hier für Libermanns Söhne — kein Arbeitsfeld.

So lagen die Dinge; d. h. so versperrten sich gerade jene Länder, für deren schwarze Bevölkerung Libermann sein Werk in erster Linie bestimmt hatte. So verschlossen sich alle Türen vor dem selbstlosen Eifer junger Glaubensboten, die fast ungeduldig im Noviziat zu Neuville der Aussendung entgegenharrten. — Land fehlte ihnen, Missionsland! Heidenland, das sie dem Kreuze gewinnen wollten!

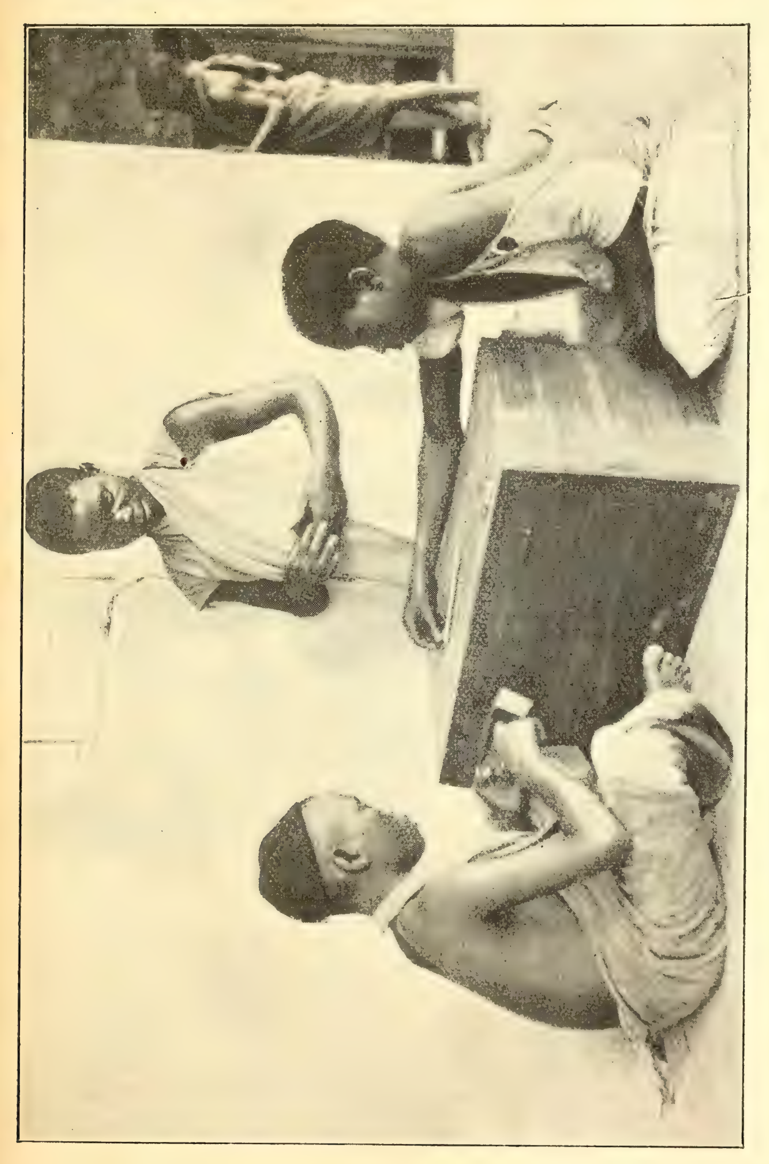
Ist dieser Augenblick nicht einzig in der Missionsgeschichte!?

Zeigt der nicht in erschreckender Deutlichkeit, wie sehr das ungeheure Afrika mit all den Millionen Menschen so gänzlich in Vergessenheit, in schmerzliche, rätselhafte Vergessenheit geraten war, sowohl in staatlichen, wie selbst in kirchlichen Kreisen?

Um einige paar tausend Neger auf weitzerstreuten ozeanischen Inseln ist man besorgt, nationalistisch interessiert. An die Millionen, die nebenan wohnen, in ihrem ureigenen Land wohnen, dem unermeßlichen Festland, dem drittgrößten Weltteil, daran dachte niemand, die übersah man, vergaß man!

Wahrlich, hier trifft zu das Wort, welches auf einem Missions-

kongreß der bischöfliche Vorsitzende, Msgr. Le Roy, geprägt hat: das Jahr 1842, es hat, in Weltmission und Kirchengeschichte, seine ganz eigene Physiognomie.



Sonntagnachmittags beim Domino (Matombo D. O. A.)

Unserem P. Libermann brachte es die soeben geschilderte trostlos-kritische Lage, die, menschlich gesprochen, zum Verzweifeln war. Was aber tat Libermann? Was er in ähnlichen Verlegenheiten stets

zu tun pflegte: er nahm vertrauensvoll seine Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau, zu U. L. Frau vom Sieg.

Hören wir ihn selber diese Angelegenheit in späteren Jahren mit seinem Freunde Desgenettes, dem Pfarrer an der Liebfrauenkirche vom Sieg, nochmals durchbesprechen, gleichsam abermals erleben:

„Ich machte also die Reise zur Gnadenkapelle, um unser Werk dem heiligsten Herzen Mariä zu empfehlen. Gleichzeitig wollte ich mich beim Marineamt genau nach dem Stand der Dinge in den Kolonien erkundigen. Aber leider fand ich die Lage derart, daß in anderthalb oder 2 Jahren voraussichtlich keine Mission für uns zu erhoffen sei. Ich erinnere mich noch, wie ich mit Ihnen die Treppe der Kirche hinabsteigend, sagte:

„Mein Lieber, wir sind in großer Verlegenheit."

„Weshalb denn," erwiderten Sie, „haben Sie kein Geld?"

„O nein," sagte ich, „das ist es nicht, daran läßt es uns die seligste Jungfrau nicht fehlen, aber wir wissen nicht, wohin mit unsern Leuten. Uns fehlt der Boden unter den Füßen! Das Land geht uns aus! Alle Türen verschließen sich!"

Sie versuchten mich zu trösten. Des Trostes bedurfte ich nicht; denn, trotz der Betrübnis, die ich der sieben Missionare wegen empfand, die durch den unbestimmten Aufschub hätten entmutigt werden können, fühlte ich in meinem Herzen Ruhe und Sicherheit, für die ich keinen andern Grund erblicken konnte, als meine Zuversicht auf Marias Güte und Beistand.

In der Kaminecke saß ich, ich weiß es noch genau, als ich Ihnen sagte: Und trotz allem bin ich fest überzeugt, daß wir bald eine Mission erhalten werden. Ich schließe das aus meiner sonst unerklärlichen Ruhe. Sie werden sehen, das Herz Mariä hält für uns eine Mission bereit."

Selbigen Tags noch verließ er die Hauptstadt.

Ein Pilger aus fernem Lande

kam am folgenden Tag zum selben Gnadenort. Ein amerikanischer Bischof war's, Msgr Eduard Barron. Der erflehte vom gütigen Mutterherzen, was Libermann tags zuvor opferfreudig angeboten hatte, nämlich: Priester, Missionare, Hilfsarbeiter. Er erflehte sie für das ihm jüngst von der Propaganda anvertraute, unendliche Missionsgebiet an der Westküste Afrikas.

In bewegten Worten klagte er dem heiligmäßigen Pfarrer sein Leid und seine Not, empfahl sich und sein Anliegen aufs eindringlichste dem Gebete der Erzbruderschaft, da ihm bis jetzt nur ein irländischer Hilfspriester zur Verfügung stand. Und, mehr als sonderbar, Pfarrer Desgenettes erinnert sich nicht der gestrigen Eröffnung seines Freundes Libermann, dem Missionsland fehlte für seine siebenköpfige, vor Missionseifer glühende und der Abreise jederzeit gewärtige Apostelschar! Der feinsinnige Desgenettes wird sich nicht des Gegensatzes bewußt, der sich doch geradezu aufdrängte: daß

jetzt vor ihm steht ein Missionsbischof ohne Missionare, wie gestern vor ihm stand ein Missionsoberer ohne Missionsgebiet!

Erst als er am Gnadenaltar die hl. Messe liest und beim Memento des bischöflichen Anliegens gedenkt, da tritt ihm plötzlich auch seines Freundes Anliegen klar und fast vorwurfsvoll in die Erinnerung. Und Dankesjubel durchbraust seine betende Seele — denn Maria wird abermals helfen, wird beiden helfen!

Nach der Danksagung spricht er dem Bischof von P. Libermann.

„Libermann, — Libermann? Aber ist das nicht derselbe, von dem ihm bereits in Rom der Kardinalpräfekt gesprochen hat und dessen Namen er sich unmöglich, trotz allen Nachdenkens, nie mehr hat entsinnen können und dessen Adresse er schon so oftmals vergeblich nachgespürt?"

Ein Eilbote wird Libermann nachgejagt. Allein der befand sich bereits auf der Rückreise nach Neuville. Jedoch spät am Abend des folgenden Tages sehen wir ihn wieder bei Pfarrer Desgenettes, am schweren Holztisch sitzen und mit Bischof Barron einen Vertrag ausarbeiten, wodurch dem einen Land, dem andern Missionare gesichert wurden.

Ist es nun etwa Überhebung oder Dichtung, wenn wir in ehrfurchtsvollem Dank und jubelnder Liebe bekennen:

Alles dein Werk, o unbefleckt empfangenes Herz!

Mutterherz so lieb und traut,
Herz der Jungfrau, Herz der Mutter,
Herz der reinsten Gottesbraut!

Marias Mutterhand war es gewesen, welche die ersten Negermissionare um Libermann zusammengeführt und gebildet hatte. Ist es nicht auch wieder Maria, welche mild und mächtig, die neuen Wege wies, die Lichtwege des Apostolats in das schaurige, weltvergessene Afrika hinein? Hat nicht sie geöffnet die langverschlossenen, die seit Jahrhunderten verschlossenen Tore des fluchgestraften Kontinents?

Nein! nicht Dichtung und Wahrheit, sondern Fügungen des Himmels, die wir nie, nie vergessen dürfen!

Auch über diese Begebenheit besitzen wir Mitteilungen aus Libermanns Feder. In dem oben angezogenen Briefe heißt es weiter:

„Als dann Bischof Barron kam, Ihnen von seinem ausgedehnten Vikariat und seinem Priestermangel sprach, sonderbar genug — ich kann es mir auf natürliche Weise gar nicht erklären — Sie kamen nicht auf den Gedanken, ihm von uns zu reden. Tags zuvor waren Sie noch so gerührt von unserer Verlegenheit, und jetzt, wo sich so prächtige Gelegenheit bot, Ihren Kindern zu helfen, da vergaßen Sie uns gänzlich!

Dafür kann ich nur eine Erklärung finden: Maria wollte zeigen, daß uns alles, alles von ihrem unbefleckten Herzen zukommt. . . .

Als ich dann andern Tags wieder bei Ihnen war, hatte ich nur mehr zum Abschluß zu bringen, was Maria schon so liebevoll für uns eingeleitet hatte!"

Nach weiteren Vereinbarungen zwischen Bischof Barron und Libermann rüsteten sich gegen Mitte September sieben Priester der Kongregation vom hl. Herzen Mariä zur Abreise nach dem Lande ihrer Sehnsucht — die ersten Missionare Afrikas im 19. Jahrhundert!

*

Aber wer ist dieser Bischof Barron, der auf einmal auftaucht, mit dem noch nie vernommenen Titel eines apostolischen Vikars der beiden Guineen und von Liberia? Die Antwort hierauf nötigt zu einem kurzen

Missionsgeschichtlichen Rückblick

über Afrikas Geschicke.

Afrika, so oftmals das fluchbeladene Land geschimpft, geschieht's mit Recht?

In fast unmittelbarer Nähe der beiden Hauptausstrahlungspunkte des Christentums gelegen, der Wiege und der königlichen Residenzstadt, Jerusalem und Rom, müßte es da nicht längst schon eine blühende Provinz bilden im Gottesreich auf Erden?[1]

Einstmals freilich ist's ja so gewesen, wenn es auch arg weit zurückliegt im Nebel der Vergangenheit und nur für den nördlichen Teil vollgültig zutrifft. Doch es war einmal und zwar vor über tausend Jahren.

Ägypten und das ganze Nordafrika ein herrlich blühendes Christenland mit mehr als 600 Bischofssitzen.[2] Was Wunder übri-

---

[1] Vergl. Schwager, Die Heidenmission der Gegenwart, II, 79

[2] Auffallen muß die große Zahl der afrikanischen Bischofssitze. In keinem anderen Teile des römischen Reiches zeigt sich etwas Ähnliches. Zur Zeit des hl. Augustinus gab es deren 500. „Man fand sie nicht nur in den Städten, sondern auch auf den Dörfern und den großen Gutsbezirken. Die große Dichtigkeit der Bevölkerung kann diese Erscheinung allein nicht erklären, offenbar wirkte ein weitgetriebener Munizipalgeist mit ein. Jedes noch so kleine Gemeinwesen wollte seinen eigenen Bischof haben. Ein Vorteil für die Sache der Kirche war das sicherlich nicht; es konnte nicht ausbleiben, daß sich unter den vielen auch minderwertige Elemente befanden. Dagegen war, abgesehen von Karthago, die Zahl der Priester verhältnismäßig gering. Begreiflich genug, wo alle nach den ersten Stellen drängen, pflegen der Bewerber um die zweiten und dritten weniger zu sein; zudem fehlte es an einer geordneten Vorbereitung auf die priesterliche Tätigkeit. Auch die Beteiligung des Volkes an der Wahl war keineswegs die segensreiche Einrichtung, die manche darin erblicken mögen. Nicht immer waren es die persönlichen Vorzüge des Erkorenen, seine Frömmigkeit und Bildung, was den Ausschlag gab."

Freiherr von Hertling in seinem „Augustin — Weltgeschichte in Charakterbildern". Verlag Kirchheim, Mainz 1902, S. 61.

gens, wenn Apostel das Land mit ihren Fußspuren heiligen, Evangelisten auf seiner Scholle sterben — Lukas in Alexandrien, Mathäus



P. Brendel C. S. Sp. mit erlegtem Flußpferd (Mussuku, Port. Westafrika)

in Äthiopien —, wenn Kirchenväter und Männer der Tat e: Origenes, Klemens, Cyrillus von Alexandrien, Athanasius, Tertullian, Cyprian und Augustinus den Glauben verbreiten und verteidigen,

wenn Tausende der herrlichsten Märtyrer den Boden mit ihrem fruchtbaren Blut betauen, wenn Einsiedlermönche die Thebais-Wüste bevölkern, daß zum Garten Gottes wird „die Einöde, die blüht wie eine Lilie," oder, um mit dem hl. Chrysostomus zu reden, wenn tausend Chöre von Engeln in menschlicher Gestalt, ganze Völker von Blutzeugen, ganze Scharen von Jungfrauen dem Boden entsprießen!

Die Verheerungen

Aber sie war nur von kurzer Dauer, diese afrikanische Herrlichkeit.

Schon ein Jahr vor St Augustinus Tod (430) trat das erste Verhängnis ein. Arianische Vandalen unter König Geiserich brachen über den prangenden Gottesgarten herein, verwüsteten ihn. Was noch kümmerlich weiter vegetierte, der Islam stampfte es, zwei Jahrhunderte später, vollends nieder. Die Kirche von Afrika bestand nicht mehr.

Erst im Zeitalter der Entdeckungen, als die Portugiesen in der Auffindungswut des Seewegs nach Indien, an der Westküste Afrikas entlang immer südlicher vordrangen und dort Kolonien gründeten, setzten wieder Missionsbestrebungen ein. Den kühnen Entdeckern folgten Missionare Schritt um Schritt: Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten und Karmeliter. Bistümer entstanden und Prälaturen. 1543 Sao Thomé, 1596 die Diözese Loanda, 1612 die Prälatur Mozambique.

Allein der Portugiesen gräßliche Goldgier und insbesondere ihr schändlicher Sklavenhandel — Portugal hat ihn zuerst von den christlichen Mächten begonnen und zuletzt aufgegeben! — mußten diese Schandtaten der Weißen nicht platterdings lahmlegen jegliches Mühen und Schaffen der Prediger des Evangeliums, deren Reihen übrigens das mörderische Klima unausgesetzt lichtete? Nimmt's da noch Wunder, daß selbst dort, wo vorübergehend Missionstätigkeit glanzoll sich entfaltete, nichts von Bestand, nichts von Dauer war? Ein Königreich Kongo hat es damals gegeben, mit einer Dynastie christlicher Könige, ein Bistum Angola mit zahlreichem Domkapitel; — kommt da von den Bergen heruntergestürzt ein wilder Volksstamm — Bürgerkrieg bricht aus — alles Christliche ist wie dahingemäht, wie ausgestorben!

Neue Ansätze intensiverer Missionstätigkeit scheitern an der geringen Zahl der Kräfte, denn in Europa hat inzwischen die große Reformation die Kulturvölker in zwei feindliche Lager gerissen. Und während Portugals Macht immer mehr sank, traten an Stelle seiner Kolonien immer mehr Faktoreien protestantischer Völker, der Holländer, Engländer, Dänen. Welche Einengung und Gefährdung der katholischen Missionierung!

So kam es, daß um das Jahr 1800 nur noch einige wenige katholische Missionare in Afrika tätig waren.

Und doch ging Afrika wichtigen Neuerungen entgegen.

Amerikanisch-protestantisches Eingreifen

Nach dem Vorbilde der Engländer, die bereits um die Wende des 18. Jahrhunderts den Negern eine Freistätte in Sierra-Leone[1] erschlossen hatten, bildete sich 1817 in Washington die Amerikanische Kolonisationsgesellschaft mit dem philantropischen Endzweck, amerikanische Freineger in Afrika anzusiedeln. Protestantische Missionare zogen gleich mithinüber, katholische leider keine. Den Ansiedlungsort nannten sie, dem damaligen Unionspräsidenten Monroe zu Ehre, Monrovia; und Monrovia entwickelte sich überraschend schnell zur Hauptstadt der Negerrepublik Liberia.

Anno 1833 war es, als der amerikanische Bischof Dr England die Propaganda in Rom auf diese Negerauswanderungen in ein völlig heidnisches, von allen katholischen Hilfsmitteln entblößtes Land nachdrücklich aufmerksam machte. Die kurz darauf in Baltimore tagende amerikanische Bischofskonferenz befaßte sich gleichfalls mit der Frage und bat den hl. Stuhl um die Errichtung einer katholischen Mission in Liberia.

Wohl auf diese Anregungen sind zurückzuführen Missionsverhandlungen mit einem der größten Orden der Kirche, die leider ergebnislos verliefen.

Rettung kommt!

Da nahm denn Bischof Kendrick von Philadelphia die gefährdete Sache in Hand und entsandte im Dez. 1841 seinen tüchtigen Generalvikar Dr Barron — der Name ist uns nicht mehr unbekannt — an die Westküste Afrikas, um an Ort und Stelle nach dem Rechten zu sehen. 34 Tage dauerte die Reise. Katholiken fand er nur wenige unter den Eingewanderten, aber mit hl. Freude entdeckte er auf seinen Wanderungen küstauf- und abwärts mancherlei Spuren und tröstliche Spuren früherer spanischer und portugiesischer Missionstätigkeit. Entschlossen das afrikanische Apostolat, das Negerapostolat methodisch und großzügig zu betreiben, machte er sich auf nach Europa, um Arbeiter und Hilfsmittel aufzubringen und nötigenfalls zu fordern.

So kam er nach Rom, wo ihn Papst Gregor XVI. zur Bischofs-

[1] Sierra Leone = Löwengebirge, wegen der früher zahlreichen Löwen. Im Jahre 1847 gab es daselbst 24 Kapellen, welche allerdings 19 verschiedenen protestantischen Sekten gehörten. Die 60 protestantischen Prediger verfügten jährlich über fünf Millionen!

würde erhob und zum apostolischen Vikar der beiden Guineen sowie von Liberia ernannte. — Ein immenses Gebiet von über 5000 km Küstenlauf mit ganz unbestimmten Grenzen gegen das Innere des Landes hin.

So kam er auch nach Paris und in Paris zu der Kirche, die damals anfing berühmter Wallfahrtsort zu werden, zu U. L. Frau vom Sieg. Wie da das gütige Mutterherz dem priestersuchenden Missionsbischof den missionslanderflehenden Libermann entgegenführte, haben wir vorhin gesehen. (Dezember 1842). Nun wohl, behaupten wir wirklich zu viel, wenn wir sagen: Libermanns Kongregation, sie kam nicht anders nach Afrika, als an Marias gütiger, gnadenreicher Mutterhand? Forts. folgt.



Aus unsern Häusern



† Dompropst Dr Franz Karl Berlage

Am 27. Januar 1917 starb zu Köln der Dompropst der Metropolitankirche, Apostolischer Protonotar Dr Berlage. Wiederholt haben diese Blätter die großen Verdienste des Verewigten um Knechtsteden und seine Missionen gewürdigt, wiederholt auch konnten wir seine Gedanken über das Missionswerk und seine Verpflichtung, wie er sie in Predigten und Vorträgen bei den Versammlungen des Vereins für das Missionshaus Knechtsteden anschaulich und klar zu entwickeln verstand, unsern Lesern zugänglich machen. Was er uns gewesen und was wir ihm schulden, das hat Herr Oberpfarrer Kastert Köln (St Columba) bei dem in Knechtsteden für den Verstorbenen gefeierten Seelenamt meisterhaft in einer ergreifenden Gedächtnisrede gesagt, mit der auch unsere Zeitschrift dem toten Freunde und Wohltäter ein Blatt dankbarer Erinnerung widmen möchte.

In ernster, wehmütiger Stimmung sind wir hier an altehrwürdiger heiliger Stätte versammelt, um zu beten und zu opfern für die Seelenruhe eines Mannes, der, ein hoher kirchlicher Würdenträger, lange Jahre hindurch seine Stellung und seinen weitreichenden Einfluß, das warme Interesse seines Priesterherzens eingesetzt und geschenkt hat diesem Gotteshaus und seinem Missionshaus; eines Mannes, dem die Genossenschaft der frommen Missionsväter vom Hl. Geist es vorzugsweise dankt, wenn das erste Missionshaus, das nach den kirchenpolitischen Wirren in unserer Kölner Erzdiözese erstehen konnte, heute in den Nöten und Wirren des Weltkrieges so festgefügt dasteht, auf so manches Jahr blühenden Lebens und Schaffens in seinen Räumen, auf so manche herrliche und heilige Frucht da draußen in den Missionsländern zurückschauen darf.

22 Jahre sind ungefähr verflossen, als der hochw. Herr Provinzial P. Acker zum ersten Male diese Stätte betrat. Was bot sich seinem prüfenden

Auge dar? Ein gewaltiger Trümmerhaufen mit Busch und Bäumen bedeckt, ein trauriger Anblick, wohl geeignet, auch das Herz des mutigsten Mannes mit bangem Zweifel und Zagen, mit Mutlosigkeit zu erfüllen im Gedanken an die Aufgabe, die hier zu übernehmen, durchzuführen war! Zur rechten Zeit erweckt Gott die rechten Männer. Unter den wenigen, die für die Sache des Missionshauses anfangs gewonnen werden konnten, stand mit in erster Reihe der selige Dompropst Dr Berlage; er stand an der Wiege des Vereins für das Missionshaus Knechtsteden, er wurde die Seele dieses Vereins. Immer wieder zog er hinaus in die großen Städte des Kölner Sprengels, um mit der hinreißenden Macht seines Wortes Tausende und aber Tausende zu begeistern für die Missionen, für die Missionshäuser, für Knechtsteden und seine Genossenschaft — ein wahrer Apostel für die apostolische Arbeit!

Wie groß und schön ist dieses Haus erstanden, wie weit dehnen sich heute seine Räume, wie prächtig erhebt sich wieder aus seinen Trümmern der ehrwürdige Dom an der Gilbach; nicht genug damit: ein zweites Haus ist in der Diözese, in Broich, gegründet worden; weitere Häuser im Elsaß, der Wiege der Genossenschaft unserer Väter — nur zwei Dezennien, eine kurze Spanne Zeit in der Geschichte — und doch, wie Großes ist geschaffen worden! Wahrlich: Gottes Segen hat überreich geruht auf dem Werke, das seiner Ehre und seinem Namen, seinem Reiche auf Erden dienen sollte. Menschen sind die Werkzeuge Gottes, Menschenherzen und Menschenhände die Ausspender seines Segens — würdige, fromme, eifrige Menschen, die in ihrer Seele nachdenken die Gedanken Gottes. Ein solches Werkzeug in der Hand Gottes war der Verstorbene: er hat geholfen, die Pläne Gottes zur Tat werden zu lassen.

Am 23. Oktober 1909 feierte der Verewigte sein 50jähriges Priesterjubiläum. Bei dieser Gelegenheit widmete der Zentralvorstand des Vereins für das Missionshaus Knechtsteden dem Jubilarpriester eine Adresse, in der seine Verdienste mit folgenden Worten geschildert werden:

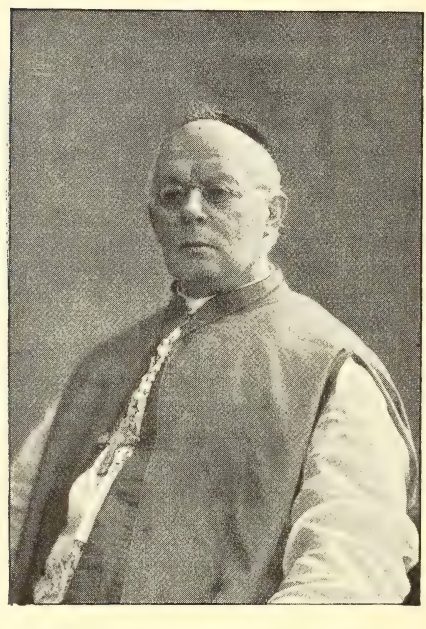
> „Mit Freude nehmen wir Veranlassung, bei dieser Gelegenheit Euer Gnaden den tiefgefühltesten Dank auszusprechen für die rege Wirksamkeit, die Sie dem Wohle und Gedeihen des Vereins, des Missionshauses in Knechtsteden und der Heidenmission in Deutsch-Ostafrika gewidmet haben.
>
> Seit der Gründung des Vereins am 19. Juli 1895 bis zur heutigen Stunde haben Euer Gnaden mit ganzem Herzen sich der edlen Sache, welche der Zentralvorstand vertritt, zugewandt, und wir dürfen stolz darauf sein, im Dompropst der Mutterkirche unserer Erzdiözese unseren eifrigsten Förderer zu besitzen."

Diese wenigen Worte geben ein treffliches Bild der Tätigkeit Berlages für diese Stätte.

Bedeutende Männer, die die Spuren ihres Wirkens und Erdenwallens tief eingedrückt haben in die Geschichte ihrer Zeit, legen es uns nahe, nach den tieferen Gründen ihres Handelns zu fragen und zu forschen. Hier liegt erst eigentlich ihre wahre, ihre echte Größe — größer als die Tat selbst ist oft das Motiv, aus dem heraus sie geboren wurde. Was war der Leitgedanke des Seligen in seiner Arbeit für Knechtsteden?

Als der Gründer der Genossenschaft der Väter vom Hl. Geist, der

ehrwürdige Diener Gottes, P. Libermann, auf dem Sterbebette lag, als der letzte Augenblick gekommen, der ihn noch von der Ewigkeit und ihrem höchsten Friedenslohne trennte, da empfahl er seine Seele Gott dem Herrn, und dann schaute sein brechendes Auge noch einmal umher über den Kreis der trauernden Brüder, die ihn umstanden — ein letztes Wort, sein eigenes Leben schließend und zugleich sein Vermächtnis an die Seinen, entrang sich seinen Lippen: „Eifer! Liebe! Opfer!"



† Dompropst Dr Franz Karl Berlage

Ist es zu viel gesagt, wenn ich behaupte: Im priesterlichen Herzen unseres verstorbenen Wohltäters lebte und webte als die Welt seines Wollens und seines Wirkens: der Eifer, die Liebe, das Opfer? Das war die Quelle, das umschloß Ziel und Ende seiner Arbeit.

Eifer! Wofür? Das Priesterherz kennt nichts anderes, darf nichts anderes kennen als die Ehre des Herrn. Des Herrn Ehre ist in dieser Welt als erstes des Herrn Wort, seine Wahrheit, seine Frohbotschaft. Sie „hinauszutragen in alle Welt, sie zu verkünden jeglicher Kreatur" ist letzte und höchste Aufgabe der Kirche und ihrer Diener. „Zu uns komme dein Reich," diese Bitte, aus göttlichem Munde gelehrt, wird verwirklicht durch die Missionsarbeit unserer Kirche. — Eifer für Gott schließt in sich den Eifer für das ewige Heil der unsterblichen Menschenseelen. Denn Gottes Wort ist Wahrheit, ist Gnade, ist Leben, ist Wegbereitung zu Gott. Von Gott geht der Missionar aus, zu Gott will er hinführen diejenigen alle, die als Meisterwerk göttlicher Allmacht, Weisheit und Liebe aus seiner Schöpferhand hervorgegangen sind. Größte Tat, herrlichstes Werk — Ewigkeitsarbeit. Dieser Eifer lebte in der Seele des Verewigten; die Gottesgedanken, die er trägt und erzeugt, hat er freudig und begeistert immer wieder gepredigt und hinausgetragen, daß sie zünden sollten in Christenherzen zur Ehre Gottes, zur Rettung derjenigen, die da „wandeln und leben in der Finsternis und im Todesschatten".

Liebe! Nur ein Herz, das von der wahren Gottesliebe erfüllt und entflammt ist, kennt diesen Eifer und läßt ihn sich auswirken rein und selbstlos, immer gleich stark, immer gleich treu. In der Liebe Gottes zu uns findet sie ihren unversiegbaren Jungbrunnen. Gottes allumfassende Liebe wohnt wahrhaft, wirklich und wesentlich unter uns im hl. Sakrament, wohnt in der trauten Stille des Tabernakels. Der Tempel des Herrn ist das reichblühende Feld seiner Liebestätigkeit, ist die immer sprudelnde Quelle seines

Liebes- und Lebensstromes. „Haurietis in gaudio de fontibus Salvatoris — Ihr werdet, ihr sollt in Freuden schöpfen aus den Quellen eures Heiles". Hier im Gotteshause wird des Propheten Wort Wirklichkeit. Darum liebt der Priester vor allem das Haus seines Herrn, „liebt die Zierde und den Ort, wo Gottes Herrlichkeit wohnt". Auch diese Liebe hat der Verewigte in reicher Fülle in seinem Herzen getragen; er hat sie bekundet durch seine Arbeit für diese altehrwürdige Stätte der Gottesverehrung, für das Kloster und die Missionsschule, die durch ihre Missionare, herangewachsen und mündig geworden vor dem Tabernakel des Herrn, den Strom der göttlichen Liebe von hier gleichsam erfließen lassen über das harte Erdreich der Heidenmission!

Opfer! Der Liebe Krone, der Liebe tiefinnerstes Wesen ist das Opfer! Ohne Opfer keine wahre Liebe. Wir lernen sie, die selbstlose, hingebende, mutige, starke unter dem Kreuze des Herrn. „Allen alles werden," so hat der Weltapostel sie programmatisch geschildert, so wirkt sie sich aus in jedem apostolischen Herzen. Der Verewigte war groß im Opfer: seine kostbare Zeit, seine wertvolle Körper- und Geisteskraft, seine glänzenden Gaben, reiche materielle Mittel — alles stellte er selbstlos und freudig in den Dienst des Missionshauses zu Knechtsteden. So half er, selbst groß im Opfer, den Boden vorbereiten, auf dem in der Stille das Opferleben der Missionare sich heranbilden soll, um draußen im Kampf und Streit für Gott und sein Reich herrliche Siege zu erringen, reich gesegnete Eroberungen zu machen in der Welt der Seelen. Vorbild und Führer ward er für die Schule der Missionare!

Verehrung und Dank, heißer Dank für alles, für so vieles, was Dompropst Berlage Knechtsteden gewesen ist und was er für Knechtsteden gewirkt hat, wird leben in den Herzen aller, die ihn gekannt. An dem Portal des alten Kölner Friedhofes zu Melaten strahlt uns in goldenen Buchstaben als Mahnung und Aufforderung entgegen das Wort: Transi non sine votis! — gehe nicht vorüber ohne ein Gebet! Dieses Wort rufe ich allen zu, die in diesem Gotteshause und in dem Missionshause heute und in alle Zukunft ein- und ausgehen: vergesset nie das Gebet für die liebe Seele desjenigen, der euer großer und edler Wohltäter war! Dankbarkeit ist nur dann echt, wenn sie, wie die Liebe im Opfer, so in der Tat sich zeigt. Sie betet für diejenigen, die von uns geschieden, ist Gebet und Opfer. Schenken wir beides ihm gern, damit der gute und getreue Knecht lebe im ewigen Frieden und in der Seligkeit und Freude seines Herrn!

Ihm bleibe die dankbare Erinnerung unseres Herzens und uns verbleibe als heiliges Vermächtnis das, was diesen seltenen Mann erfüllt und geziert: der Eifer, die Liebe, das Opfer, damit wir in seinem Geiste fortsetzen und zur höchsten Blüte führen, was er mit grundgelegt hat zur Ehre des Allerhöchsten, zum Heile der Menschenseelen!

Requiescat in pace sancta!
Er ruhe im heiligen Frieden!



Aus unsern Missionen



Die Väter vom Heiligen Geist unter den Wirkungen des Krieges

Im Leid ungebeugt!

(Ap. Vikariat Bagamoyo D. O. A.)

„Mit den Missionen steht es verhältnismäßig gut. Matombo war bis vor einem Monat sehr ruhig und friedlich, die Schulen funktionierten bis vor einer Woche. Da wälzten sich die Kriegerscharen, erst die deutschen, dann die englischen durch unser Land. Erstere haben fast die gesamte Männerwelt als Träger mitgenommen. Hier sind nun mehr als 3000 Christen, Mgeta wird wohl 6000 haben. Morogoro und Tununguo wie früher. Ernsthaft gelitten haben nur die Missionen in Kondoa-Irangi, Ussandawi, Mhonda. Matombo ist jetzt deutsch-englisches Lazarett, von allen Stämmen Afrikas sind nun Vertreter hier. Englisch sind wir seit einer Woche. . . . Auch im Leid sind wir ungebeugt, die Zukunft wird alles gut machen."

P. Hubert Küches.

Vorstehende Mitteilung ist vom 10. September aus Matombo datiert. In einem Schreiben vom 28. Oktober teilt P. Küches mit, daß er mit P. Schulte über Morogoro nach Daressalam gekommen, von wo sie in einigen Tagen nach Bagamoyo abreisen sollten. Es scheint, als ob auch dieser Wechsel durch die neuen Machthaber bedingt sei.

„Den Missionen ging es leidlich," lesen wir in einem Briefe aus Morogoro (11. Oktober 1916). „Die Patres militärfrei und darum jetzt frei; aber unter Aufsicht, ohne Bewegung, ohne gegenseitige Verbindung . . . Wir haben hier getan, was wir konnten. Alles hängt ja von zu Hause ab. Doch hoffen wir von dort das Beste! Bis dahin eiserne Geduld in unserer Abgeschiedenheit! . . ."

P. Jos. Sonnenschein.

Missionsschwestern müssen helfen!

(Ap. Vikariat Kilimandscharo)

Die Schwestern haben sich tapfer gehalten und mutig gearbeitet. Außer den beiden Schwestern Theodora und Bonavita, deren Tod bereits gemeldet wurde, befinden sich noch alle auf ihren Stationen, wo sie vielen europäischen Frauen und Kindern Unterkunft bieten konnten. Gerade bei Ausbruch des Krieges sind die letzten Schwestern noch glücklich in Tanga angekommen, doch wagte der Bischof nicht, sie nach Ufiomi reisen zu lassen, wo alles zu ihrem Empfang bereit war.

„Nach dem Kriege muß ich Sie wieder um Schwestern bitten," so schreibt Msgr Munsch an die ehrw. Generaloberin der Schwestern vom Kostb. Blut (Kilema, 12. Dez. 1916). „Mein Personal ist zu sehr zusammengeschmolzen, und die Missionswerke schreien um dringende Hilfe. Ufiomi möchte ich wieder besetzen. In Kilomeni kommen die Paremädchen sehr

zahlreich zur Schule. Aber wer soll sie genügend unterrichten? Es müssen Schwestern hin. Die Mission liegt schön und gesund in den Bergen, $2^1/_2$ Stunden von der Eisenbahnstation Lembeni. Ein Haus für die Schwestern wäre bereit, Nahrung und Arbeit würden sie finden. In Uru sind vorläufig nur zwei Schwestern, um das Lepraheim zu versorgen, es sollte eine dritte noch hin. Für Tanga wollte P. Frank (jetzt in Indien) auch Schwestern haben wegen der Goanesenkinder und zur Besorgung von Sakristei und Küche.

Das alles sind Pläne, die hoffentlich nach dem Frieden ausgeführt werden können. Der liebe Gott wird selbst entscheiden, wann es geschehen kann. Ich wollte Sie nur gleich auf das große Bedürfnis an Schwestern hier am Kilimandscharo aufmerksam machen. Ich habe im Ganzen noch drei Laienbrüder in meinem Vikariate und 15 Patres. Ob nach dem Kriege Ersatz oder Verstärkung möglich, ist eine Frage, die ich mir oft mit Bangen stelle. Da müssen die Schwestern uns aushelfen, wenn die Missionen weiter bestehen sollen. Ich bitte Gott, er möge Ihnen zahlreiche fromme Postulantinnen zuführen. Gott allein kann helfen!"

Bischof Alois Munsch C. S. Sp.

In einem Privatbriefe des Bischofs (die Abschrift ging uns ohne Datum zu) heißt es u. a.: „Während zweier Jahre haben wir die Missionsunternehmungen fortgesetzt und durch Arbeit und die Erträgnisse unserer Gärten und Pflanzungen einige Einnahmen erzielt, aber augenblicklich ist's unmöglich, unsere Lebensmittel zu verkaufen. Es fehlt besonders an Kleidern für Patres und Schwestern. Für unsere Kinder und Christen könnten wir schließlich gegen Kredit hier in der Kolonie das Notwendige erhalten. Aber für uns sind Kleider schwer zu beschaffen." Bischof Munsch.

Rombo-Fischerstadt hatte bei seiner Lage hart an der Grenze während des ganzen Krieges stark zu leiden. Unsere Mission war der erste Platz, den die britischen Truppen am 8. März angriffen. Am 21. Mai wurde ich gefangen genommen und nach Ahmednagar verbracht. Vom Missionspersonal ist, Gott sei Dank, noch niemand gefallen, einer jedoch verwundet.

Br. Kaspar.

Religiöses Leben in Kamerun

Welche vorläufige Regelung die missionarische Versorgung Kameruns gefunden, ist unsern Lesern bekannt (S. diese Zeitschrift 1916, 225). Der Missionsadministrator, P. Douvry aus der Kongregation vom Hl. Geist, hat nun im Ganzen zwölf Missionare, 10 Mitbrüder und je einen Pater von den Weißen Vätern und den Lyoner afrikanischen Missionen zur Seite, die sich auf die Hauptstationen verteilen. P. Douvry ist mit dem Missionsprokurator P. Retter und P. Briault in Duala, wo sie im Schwesternhause, drei Kilometer vom Stadtzentrum, Wohnung nahmen. Die Ankunft katholischer Missionare war um so dringlicher, als viele protestantische Missionare unter dem Schutze ihrer amerikanischen Nationalität bleiben durften und kürzlich noch durch sieben neue Missionare Verstärkung erhielten.

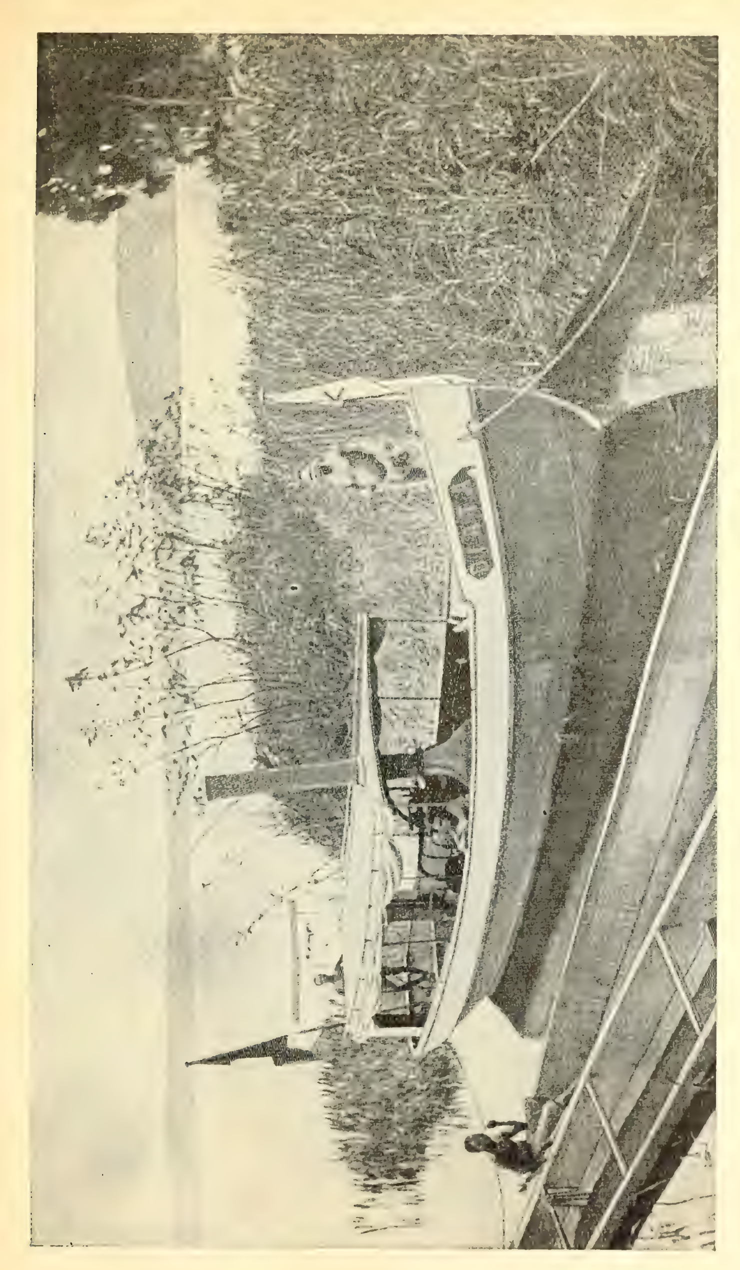
„Die Schulen," schreibt P. Douvry, „sind das wirksamste Mittel, der protestantischen Propaganda entgegenzuwirken. Die von der Mission aus-

gebildeten Lehrer haben eine Staatsprüfung zu bestehen, werden nach derselben von uns dort angestellt, wo ein Bedürfnis vorliegt, und die Regierung bezahlt sie. Die Prüfungen dieser Hilfskräfte sollen demnächst in Duala stattfinden. Bezüglich der Ehen befinden wir uns in einem Ausnahmezustand. Die deutsche Regierung gewährte der katholischen und protestantischen Konfession die gesetzliche Anerkennung der von ihnen geschlossenen Ehen. Diese hatten die gleichen rechtlichen Wirkungen wie die bürgerliche Trauung. Zur Vorsicht mußten jedoch die Missionare gleich den staatlichen Beamten durch schriftliche, von Zeugen bekräftigte Urkunde feststellen, daß die Mitgift bezahlt sei. Da die französische Verwaltung an den bestehenden Gesetzen nichts ändern will, so sind wir in der Lage, manches Gute zu tun.

Christliche Negerfamilie (Angola, Westafr.)

Überall reichlich Arbeit, zumal in Jaunde, der wichtigen Binnenstation, auf der die Patres Mésange, Guillet und Caudron arbeiten. „Daran hätte ich nicht gedacht," schreibt P. Mésange, „daß es in Äquatorialafrika ein Eckchen gäbe, ganz nahe bei unsern Fangleuten von Gabun, bewohnt von ihren Vettern mit fast derselben Sprache und denselben Sitten — ein Eckchen, das in mannigfacher Beziehung an die ersten Christen erinnert. Darin unterscheiden sich die Jaundeleute glücklich von den Pahuinegern. Der Häuptling ist wahrhaft Häuptling bei ihnen, alle gehorchen ihm. Atangana ist wirklich König im Lande. Augenblicklich vertreten seine beiden katholischen Neffen seine Stelle.

Seit Juni wurden an 2500 Taufen gespendet, die Jahresziffer kommt auf 5000. Tag um Tag könnten wir sechs Stunden im Beichtstuhl verbringen, wenn wir zahlreicher wären. Ich sah Christen, die einen mehrtägigen Marsch nicht gescheut hatten, um beichten zu können, dann aber vier und fünf Tage warten mußten, bis sie an die Reihe kamen. Können wir einmal regelmäßig Gelegenheit zur Beichte geben, so werden wir leicht täglich 200 und mehr Kommunionen haben.



Das gesunkene Missionsdampfboot „Diata" (Schnell) S. 66

Und die Katecheten? Wenigstens 150 wurden nicht mehr besucht seit der Abreise der Pallottiner. — Alle verfügbaren Gebäulichkeiten müssen nun Schulzwecken dienen. Heute morgen (7. November) zählte ich 1261 Anwesende, und dabei waren nicht einmal alle gekommen. Ein Pater mit nur einem Dutzend Hilfslehrer für die kleine Trabantenwelt ist allerdings wenig genug! Manche haben eine ganze Stunde Wegs zur Schule. Merkt euch das, Kinder in der Heimat! Nur morgens ist Unterricht von 8 bis 12 Uhr, nachmittags von 2 bis 4 Uhr werden die Lehreraspiranten, die sich auf die staatliche Prüfung vorbereiten, unterrichtet.

Sonntags ist die ziemlich geräumige Kirche zu klein für all die Leute. Von 1/2 6 Uhr an stehen sie vor der Kirchtüre, drängen und warten. Einen Kirchenschweizer haben wir bereits angestellt, zu einer Amtstracht für ihn es allerdings noch nicht gebracht."

Unsere gefangenen Missionare

Als Kriegsgefangene befinden sich in Ahmednagar nun auch die Brüder Joseph, Agulin, Ludwig, Jakob und Benedikt, also mit den seit längerem dort internierten sechs Patres und 5 Brüdern im Ganzen 16 unserer Missionare aus Deutsch-Ostafrika, wozu noch Br. Erhard aus der Zanzibarmission kommt. Br. Florian Nieveler aus der Mission Tununguo (Bagamoyo) wurde laut Mitteilung des Genfer Roten Kreuzes in Blantyre (Nyassaland) interniert.

P. Faller berichtet über sein Kriegsgeschick in einem Schreiben vom 4. Oktober 1916 an P. Provinzial: „Am 15. April wurde ich gefangen genommen, und seit dem 27. Mai bin ich im Militärlager interniert gleich den Soldaten, die gegen England gekämpft haben, während wir Patres doch ruhig auf der Mission unsern Pflichten nachgingen. Mehr als ein halbes Jahr ist nun verflossen, seitdem ich mit Gewalt zum Verlassen meiner lieben Mission Ufiomi gezwungen wurde. Sie können sich leicht vorstellen, welches das Schicksal der armen Christen ist. Mehrmals schon habe ich durch den amerikanischen Konsul ein Gesuch an die indische Regierung gerichtet, um wieder nach Ostafrika gehen zu dürfen, wo sich noch viele deutsche Pflanzer befinden. Bis heute vergebliche Bemühungen. Gebe Gott, daß Ihre Schritte zu besserem Erfolg führen, denn das Los eines Gefangenen ist nicht das beste."

Ein Missionar als Opfer seiner Nächstenliebe
(Ubangi)

Ein schwerer Unglücksfall hat große Trauer über die Ubangi-Mission gebracht. Am 21. Oktober letzten Jahres wurde der Superior der Missionsstation Liranga, P. Herjean, in ein ziemlich abgelegenes Dorf zu einem Kranken gerufen und benutzte zu dem Versehgang den kleinen Missionsdampfer „Diata". Gerade als sie anlegen wollten, schlug ein Baumstrunk gegen das Boot und warf es um. Als guter Schwimmer hatte der Pater bereits das Ufer erreicht, als er wahrnahm, daß einer von den Leuten seiner Begleitung von der Strömung fortgerissen wurde. Mutig und beherzt eilte er dem Gefährdeten schnell zu Hilfe. Aber der Neger klammerte sich so krampfhaft an den Missionar an, daß er dessen Bewegungen hemmte und beide in den Wellen verschwanden. Am Abend des vierten Tages wurde die Leiche des Missionars

gefunden, die in Baumwurzeln hängen geblieben war. Unter zahlreicher Beteiligung der trostlosen Leute fand die Beerdigung auf dem Missionsfriedhof in Liranga statt. — Der Diata war gesunken. Ein empfindlicher Verlust für die Mission. Lange Jahre hatten die Missionare auf ihm die Tröstungen der Religion zu den Stämmen am Kongo und Ubangi und deren Nebenflüssen tragen können.

Bei den Schlafkranken
(Ubangi-Schari)

„Das Elend unserer Eingeborenen," schreibt eine Missionsschwester aus Bessou (Ubangi-Schari), „nimmt von Tag zu Tag zu. Von der Regierung zu unmenschlichen Arbeiten bei der Kautschukgewinnung genötigt, mußten die Leute ihre eigenen Pflanzungen vernachlässigen oder ganz aufgeben. Unter den durch solche Anstrengungen und ungenügende Ernährung Entkräfteten greift die Schlafkrankheit noch schneller um sich. Wenn die Missionare bei dem Mangel an Mitteln der Armut der Leute nicht abhelfen können, so entschädigen sie sich durch viele Taufen von Kindern und Sterbenden. Da infolge des Krieges die Zahl der Patres sehr beschränkt ist, so vervielfältigen die Schwestern ihre Besuche bei den Kranken, bei denen etwas Salz und Arznei immer gute Aufnahme sichern. Seit einiger Zeit erteilen die Schwestern auch den Mädchen im Busch Katechismusunterricht. So werden die Kosten des Internates vermieden und läßt sich doch viel Gutes tun."

Auf einer Reise in das Waldgebiet des unteren Lobaie hat P. Pedron die verheerenden Wirkungen der Schlafkrankheit geschaut. Dagegen konnte er auf einem achttägigen Erkundungsmarsch in den östlich vom Mbaiti gelegenen Ebenen blühende Dörfer mit zahlreichen Kindern besuchen. In einer einzigen Straße (80—100 Meter breit und über 2 Kilometer lang) zählte er an 400 Hütten. Für den Augenblick konnte der Missionar nichts anderes tun, als einige Kinder mit nach Betou nehmen, die einstweilen auf der Mission unterichtet werden, um dann in besseren Tagen Helfer bei der Bekehrungsarbeit im Innern des Ubangilandes zu sein.

Prüfungen der Angolamission
(Port. Westafrika)

P. Steinmetz C. S. Sp. (Huilla) gibt in einem Briefe vom 25. Mai weitere Einzelheiten über die furchtbare Hungersnot, die in Angola vom September 1915 bis April 1916 wütete. Das waren lange Leidensmonate, die einen großen Teil der Eingeborenenbevölkerung dieser Landschaften, besonders im Innern, Kihita, Gambos, Mukuma, Humbe usw. hinwegraffte. Um dem Tode zu entgehen, warfen sich viele aus den bedrohten Gegenden auf die Zentren der Weißen, zumal auf die Missionen. Eine Anzahl starb auf dem Wege. Andere fanden Arbeit an der Eisenbahn Mossamedes und auf den Automobilstraßen der Umgebung. Die portugiesische Regierung bot uns die Herstellung einer Strecke der sogenannten Automobilstraße zwischen der Mission und dem Mittelpunkt des Europäerviertels in Huilla (Richtung Lubango-Humbe) an. Von Oktober 1915 bis April 1916, gerade während der Hungersnot, konnten wir so nicht wenige Leute beschäftigen: eine gnä-

dige Fügung Gottes, die es uns zugleich ermöglichte, vielen Unglücklichen zu helfen, die nicht arbeiten konnten.

Zum Hunger kamen Krankheiten, wie Dysenterie, Lungenentzündung, Pocken, und hielten gleichfalls reiche Ernte. Von Oktober bis März hatten wir fast alle Tage ein Begräbnis, bisweilen zwei oder drei und einigemal sogar bis zu acht. Im allgemeinen ließen sich die Unglücklichen taufen und von diesem Standpunkt aus, der ja für den Missionar die Hauptsache bleibt, war das Jahr ein wahrhaft gnadenreiches. Besonders viele Kinder wurden getauft, die die Vorsehung auf die Mission geführt hatte, um sie den Himmel finden zu lassen, viele andere, die dem Hungertode entgingen, befinden sich in den Stationsinternaten und bereiten sich auf die Taufe vor.

Die Teuerung in den Missionen

Gerade jetzt bedürfen wir der Hilfe mehr denn je. Alles ist teurer als je zuvor. Die Nahrungsfrage wird zu einem wahren Problem für uns. Erst gestern hörte ich, daß die Patres in Moyamba seit 6 Wochen weder Fleisch noch Eier hatten und eßbares Gemüse nur schwer bekommen können. Br. Bertin schreibt aus Gerihun, daß dort kein Tropfen Milch zu haben sei, und der Bruder war schwer magenleidend. Vor 14 Tagen war ich in Pupehun, wo P. Baranski im Kaninchenstall sein Lager aufgeschlagen hatte. P. Sexton hatte sein Bett mit Wellblech überdacht und schlief in seinem Regenmantel. Reis kostet das Zwölffache von früher und ist kaum noch zu haben. Bischof O'Gorman C. S. Sp. von Sierra Leone.

Verlangen nach dem Christentum

(Ap. Vikariat Zanzibar)

„Seit Kriegsbeginn hat die Zahl unserer Missionare beträchtlich abgenommen, aber die Arbeit ist gewachsen. In manchen Distrikten ist eine vielversprechende Bewegung der Eingeborenenbevölkerung zum Christentum im Gange. Die heranwachsenden Mädchen möchten zum Unterricht auf die Mission kommen und sich christlich verheiraten, aber die spröden Eltern widersetzen sich dem Verlangen ihrer Kinder. Sie wollen sie dem Höchstbietenden zur Ehe verkaufen, mag dieser auch schon fünfzig Weiber haben. Es bricht einem das Herz, das Verlangen der armen Mädchen nach dem Christentum zu sehen, die der Geiz ihrer Eltern für immer von Kirche und Rettung ausschließt. Hätten wir nur die Mittel, solche Mädchen zu kaufen und an christliche Gatten zu verheiraten! Dennoch, trotz grausamer Stammesgebräuche und despotischer Elterngewalt wächst der Glaube, wie günstige Nachrichten von allen Stationen bezeugen." Bischof Neville C. S. Sp. von Zanzibar.

Mission geschlossen

Schwer geprüft war auch die Station Kakamoeka in Loango. Ein Feuer zerstörte die meisten Hütten der Eingeborenen und beraubte sie ihres Heimes. Dann machte ein Leopard seine Besuche im Dorfe und versetzte alles in Schrecken. Zuletzt brach eine Seuche in der Schule aus: mehrere Kinder starben und viele andere wurden von den Eltern weggenommen. Von nahezu 100 sank die Schülerzahl auf 50. Nach all diesen Prüfungen mußte die Station infolge fehlender Kräfte einstweilen geschlossen werden.

Neuer Bischof für Mauritius

Auf Mauritius hat der erste Missionar aus Libermanns Genossenschaft, P. Laval, 23 Jahre treue Apostelddienste getan. Das von ihm begründete Werk haben unsere Missionare mit Eifer und Erfolg fortgeführt. Am 1. Januar 1915 waren von den 276 233 Inselbewohnern 120000 Katholiken, die von 27 Pfarrstellen und 31 Missionsposten aus pastoriert wurden. Der Klerus setzt sich zusammen aus 18 Weltpriestern, 7 Jesuiten, 2 Benediktinern, 26 Vätern vom Hl. Geist, im Ganzen 53 Priestern. Nachdem der Benediktinerorden lange den Bischof zu stellen hatte, forderte die Propaganda im laufenden Jahre die Kongregation vom Hl. Geist auf, einen Bischof aus ihren Reihen in Vorschlag zu bringen. So wurde der irische Provinzial, P. Murphy, in Dublin zum Bischof von Mauritius konsekriert.

Bischofsweihe in Diego-Suarez (Madagaskar)

Am 5. November 1916 erteilte Bischof Fortineau C. S. Sp. dem neuernannten Ap. Vikar der Seschelleninseln in der Kathedrale zu Diego-Suarez die bischöfliche Weihe. Der eindrucksvollen Feier wohnten zahlreiche madagassische Christen in frommer Sammlung bei. Der neue Bischof ist 67 Jahre alt und gehört dem Kapuzinerorden an. „Ich war ein sechsjähriger Junge, als er zu den Seschellen kam," schreibt sein Konsekrator.

Vergiftet

Von P. L. Keiling C. S. Sp.,
Ap. Präfekt von Obercimbebasien (Port. Westafrika)

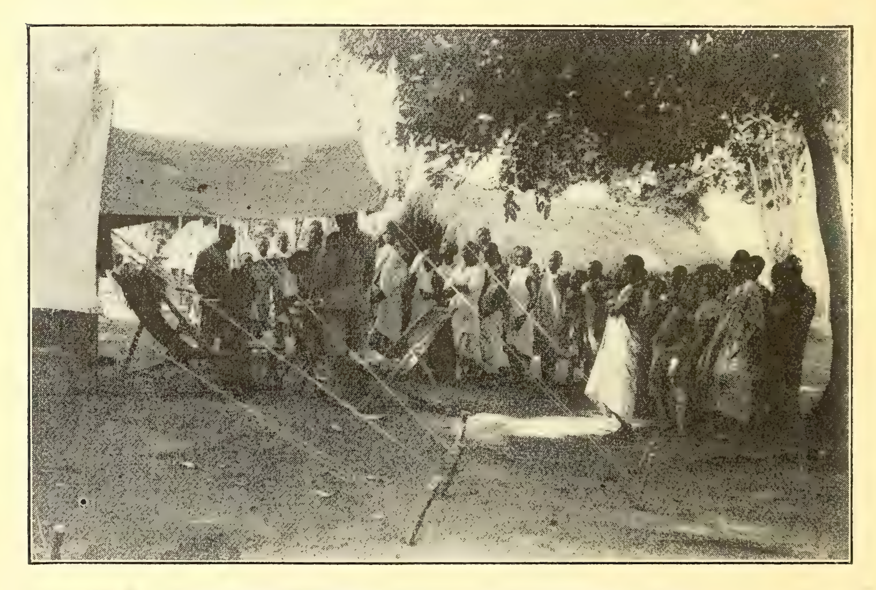
Wir hatten eben die Bekehrungsarbeit auf der neuen Missionsstation Huambo begonnen. Da kam eines Abends, während ich im Hofe auf und ab gehend den Rosenkranz betete, ein Negerknabe, zwölfjährig mochte er sein, auf mich zu. Auf mein Fragen erfuhr ich, daß er Sohn eines Häuptlings war, der kaum 2 Meilen von der Mission entfernt als hohe Obrigkeit in einem Dorfe amtete. Kanepa, so hieß der Junge, wollte Christ werden.

Begabt und geweckt, sittsam und bescheiden, unverdorben und brav gewann der Ankömmling schnell das Vertrauen und die Liebe seiner Lehrer. Einige Monate weilte er schon auf der Mission, als er mir eines Tages sagte: „Pater, geh mit mir nach Hause. Mein Vater ist am Sterben und muß getauft werden." Wir machten uns auf den Weg.

Im Dorfe angekommen, suchte ich vergebens nach dem Kranken. Als ich nach dem Häuptling fragte, mußte ich zu meiner Verwunderung hören, daß er sich ganz wohl befände und aufs Feld gegangen sei. So logen sie, um meine Absicht, die sie erraten hatten, zu vereiteln. Aber Kanepa gab mir still ein Zeichen, ohne daß es

jemand bemerkte, und trotz allgemeinen Widerspruchs stieß ich die Türe der Hütte auf, trat ein und fand den Häuptling in den letzten Zügen. Überglücklich hörte der arme Heide aufmerksam an, was ich ihm von unserer hl. Religion erzählte. Gerne willfahrte ich seinem Verlangen nach der heiligen Tanfe, die ihm noch in derselben Nacht den Himmel erschließen sollte.

Für Kanepa war Ostern ein freudiges Fest. Mit der hl. Taufe empfing er den Namen Joseph. Obschon er kaum 14 Jahre alt war, zögerten die Missionare doch keinen Augenblick, ihn zweimal



Der Sanitätssergeant in Matombo D. O. A.
(Impfen und mikroskopische Blutuntersuchung)

in der Woche den Kindern seines Heimatdorfes Katechismusunterricht halten zu lassen. Und Joseph machte seine Sache gut. Schnell vermehrte sich die Zahl seiner Schüler, auch manche Erwachsene hörten gerne seine Unterweisung, so daß ich schon auf viele Taufen zählte. Allein ich hatte die Rechnung ohne den afrikanischen Teufel gemacht, ohne die Fetische und Zauberer.

Letzten Samstag kehrte unser kleiner Apostel zur Mission zurück. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Er klagte über schreckliche Leibschmerzen. „Ich bin vergiftet worden," sagte er erklärend. Die Gegenmittel, die ich versuchte, blieben erfolglos. Ich konnte ihm nur noch die heiligen Sterbesakramente spenden. Schon nach zwei Stunden war Joseph den geduldig ertragenen schrecklichen Schmerzen erlegen — ein Opfer vorbildlicher Berufstreue.

Meine Kriegsgefangenschaft in Afrika, Indien und England

Von P. Karl Lammer C. S. Sp.

4. Hinter Stacheldraht

Es ist noch früh am Morgen, da wir in Ahmednagar ankommen. Wir wurden schon erwartet. Ein dicker Quartiermeister mit blauroter Nase erteilt seine Befehle. Während wir auf unser Gepäck warten, nimmt uns die neue Wache von Ahmednagar unter ihre Obhut. Die am meisten müde geworden, dürfen auf Wagen Platz nehmen, während die Mehrzahl der Gefangenen zwischen einer Doppelreihe von Soldaten die letzte Strecke ihrer Reise ins Götterland zurücklegt. Noch einmal singen wir „Deutschland, Deutschland über alles", bis Staub und Müdigkeit uns an die Gefangenschaft mahnen, der wir nun verfallen. Den Indiern sind offenbar deutsche Gefangene auf dieser Straße nichts Neues mehr; mitleidige Blicke nur werfen sie uns zu. Das Dorf scheint unter einer Staubdecke zu liegen, und seine zu einer der niedrigsten Kasten Indiens gehörigen Bewohner sind schmutziger als die Neger Afrikas.

Zweirädrige Karren, von Ochsen mit rotgemalten Hörnern gezogen, fahren an uns vorüber. Mehrmals im Jahre sollen die Indier nach Hindusitte ihren Ochsen die Hörner anstreichen. Ahmednagar ist in Indien nur als Militärstation und durch seine Pferdezucht bekannt. Wir sehen mehrere Umfriedigungen, wo Pferde in großer Anzahl an ihren Krippen stehen. Auch an dem Fort kommen wir vorüber, glücklicherweise werden wir darin nicht eingesperrt; seine hohen Mauern hätten uns vollständig von der übrigen lebenden Welt abgeschnitten. Noch ein paar hundert Schritte, dann sind wir an unserm Bestimmungsort. Schon sehen wir den mit dreifacher Zeile Stacheldraht umzogenen Zaun und in Khaki gekleidete Soldaten, deren Bajonette in der Sonne leuchten. Unsere gefangenen Landsleute laufen an den Zaun und winken uns zu. Vonseiten der Engländer hatten wir keinen Willkommgruß zu erwarten. Es tut einem weh, menschliche Wesen so hinter Stacheldrahtzaun zu sehen: unwillkürlich denkt man an eine Menagerie. Wie oft blieben während der 18 Monate, die ich in dieser Absperrung verbrachte, die Vorübergehenden stehen, um uns anzustaunen, wie man bei uns sich die Tiere im zoologischen Garten besieht. O, die Gefangenschaft ist hart!

Nicht sogleich durften wir eintreten. Zuvor wurden wir peinlich genau über unser Gepäck und unsere Person verhört. Auch dann mußten wir uns noch ganze Stunden gedulden. Seit unserer Verhaftung nahmen sie zum zwanzigsten Mal unsere Personalien auf und waren doch immer noch nicht fertig damit. Fast jede Woche gabs irgendein Formular auszufüllen. Wer die Engländer kennt, wird sich über solche Tüfteleien nicht wundern. Schließlich erhielten wir einige Toilettegegenstände, leere Strohsäcke und Tischbestecke; das große Tor öffnete sich, und wir waren gefangen im großen indischen Reich. Es war 4 Uhr nachmittags geworden. Seit dem Vorabend hatten wir nichts mehr gegessen und fielen fast um vor Müdigkeit. Zu je acht mußten wir uns ein Zelt einrichten. Nichts fanden wir darin vor, und anstatt uns auszuruhen,

durften wir die Bettstellen zusammenschleppen und unsere Strohsäcke stopfen. Tische und Stühle wurden nicht einmal erlaubt. Aber ein ordentliches Abendessen hatte ich nach und trotz allem doch erwartet. Da ward ich denn wieder bitter enttäuscht: Für die Gefangenen gibt es in Ahmednagar weder Abendessen noch Frühstück. Um gutes Geld erstand ich in der Kantine etwas Limonade und Backwerk, legte mich auf mein Bett, hart allerdings, aber doch ein gutes Ruheplätzchen für die erste Nacht. Die Gefangenschaft, deren Ende sich in keiner Weise absehen ließ, machte mir doch das Herz recht schwer. Alles, was ich sagen hörte, war wenig geeignet, meine Zuversicht zu erhöhen: „Nur nicht zu nahe an den Stacheldraht hinangehen, wenn Sie keinen Bajonettstich erhalten wollen. Kaum einen Monat ist es her, daß ein junger deutscher Landsmann so sein Leben verlor!"

Anderntags sah ich mich ein wenig im Lager um. Vier große Steinbauten und etwa 100 Zelte standen darin. Wir waren im ganzen unser 800 oder 900 Gefangene und auf 8 Sektionen verteilt. Zur ersten gehörte ich. Jede Sektion unterstand einem englischen Sergeanten.

Die Gefangenen zogen die Steinbaracken den Zelten vor, in denen eine unerträgliche Hitze herrschte und man sich nicht rühren, noch sein Gepäck einstellen konnte. In den Baracken waren auch wenigstens Tische und Stühle gestattet. Nicht weit von unserm Lager sah ich ähnliche Baracken und erfuhr, daß es im ganzen drei verschiedene Lager gab. Wir befanden uns im Lager A, neben uns war Lager B und weiter ab das Zivillager. In letzterem befanden sich die Gefangenen, die das kriegspflichtige Alter, das 45. Jahr, überschritten hatten. Sie unterstanden der Zivil- statt der Militärbehörde, waren nicht eingezäunt und konnten sich auf ziemlich weite Strecken hin frei bewegen. Die Beköstigung dort war ausgezeichnet, eine erträgliche Gefangenschaft, ein wahres „Ruheleben". Lager B, auch Parole-Camp genannt, hatte gleichfalls keine Umzäunung und damit auch Erlaubnis zu freiem Ausgang. Essen gabs wie in Lager A, also recht schlechtes. Im Lager A stands am schlimmsten in jeder Beziehung. Dort waren die meisten Gefangenen, starke, streng bewachte Absperrung und folglich keine Gelegenheit zu freiem Spaziergang. Wie oft wurde der Stacheldraht verwünscht, der uns Monate und Jahre als Gefangene umschlossen hielt. So weit ging man, Hunde und Katzen, die frei umherliefen, um ihr Los zu beneiden. Im Lager B kannten sie diese Leiden nicht. Warum auch durften die einen Parole geben, die andern nicht? Diesen Unterschied haben wir nie verstehen können. Wiewohl wir nie unser Wort verweigerten, wurde nicht einmal uns Priestern diese Gunst gewährt.

5. Trost im Leid – Arbeit und Zeitvertreib

Schon am dritten Tage meiner Ankunft sollte ich die Gesellschaft P. Müllers verlieren, der nicht mehr im kriegspflichtigen Alter stand und darum in das Zivillager kam. Während der ganzen Gefangenschaft fanden wir keine Möglichkeit, einander zu sehen, kaum zu schreiben, und was kann man in solcher Lage schreiben, wenn die Briefe durch die Zensur müssen! So blieb ich allein mit den beiden Brüdern, deren jeder sich in einer andern Sektion befand. Einer suchte den andern über das traurige Geschick zu trösten.

Glücklicherweise lernte ich im Lager vier katholische Missionare kennen, drei Patres von Mill-Hill und einen Salesianer. Wir waren schnell gute Freunde geworden. Mein Lebtag will ich der Vorsehung danken, die mich mit diesen Priestern zusammenführte; ohne sie hätte ich schwerlich den Trost und die Freude gehabt, das heilige Opfer darzubringen. Zur Kirche konnten wir nicht gehen; aber da sie ihre Tragaltäre mitgenommen hatten, kamen wir allmählich zur täglichen heiligen Messe. Um Meßwein, Hostien und Kerzen zu erhalten, mußten wir mehr als eine Kriegslist anwenden. Anfänglich waren wir im Lager zerstreut, und es währte mehrere Monate, ehe unsere Verhandlungen mit dem Kommandanten dazu führten, daß wir in einem Zimmer für uns untergebracht wurden.

Dank den Jesuiten von Bombay erhielten wir Meßintentionen und damit einiges Geld für unsern Unterhalt. Diese Patres waren in Madras verhaftet und während 6 Wochen interniert worden. Auch sie hatten viel zu leiden in ihrer ersten Gefangenschaft. Die protestantischen Missionare, deren sich mehr als 100 im Lager befanden, wurden ebenso wenig geschont. Kaufleute, Fabrikanten, Seeleute aller Nationen fanden sich in Ahmednagar zusammen. Alle Sprachen bekam man da zu hören.

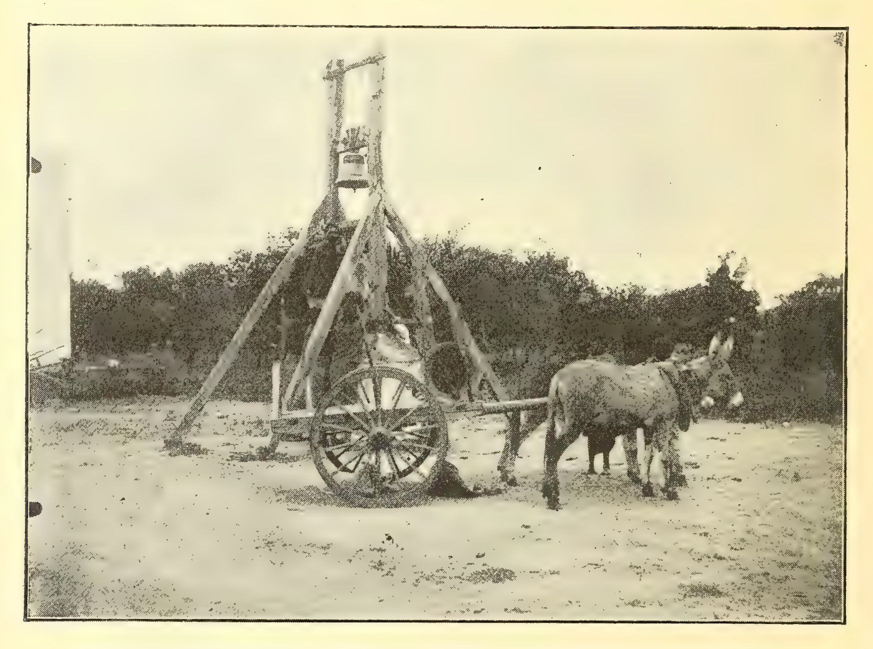
Wie beschäftigten sich die vielen Leute in den langen Mußestunden? Da muß ich gestehen, daß mich die Gefangenen von Ahmednagar in diesem Stücke recht erbaut haben. Außer der täglichen von der Lagerordnung geforderten Arbeit vertrieben sie sich die Zeit mit Nützlichem und Angenehmem. Die für alle Tage vorgeschriebene Arbeit war: Essen holen in der Küche, Kochtöpfe reinigen und Teller spülen, Gemüse lesen usw. In der ersten Zeit wurden wir oft herangezogen, um mit Einsturz drohende Zelte wieder aufzurichten, Betten, Tische und Stühle zu tragen. Tausende von Habichten überwachten uns während der Verteilung des Essens. Zeigte einer seine Fleischportion gar zu offen, dann waren die Räuber frech genug, darüber herzufallen und warfen einem mehr als einmal alles zu Boden. Was man ihnen zuwarf, das fiel nicht mal nieder: sie wußten's geschickt im Fluge zu erhaschen.

Die große nützliche Beschäftigung, deren sich die meisten Gefangenen hingaben, war das Sprachstudium. Einzelstunden und allgemeine Kurse wurden gehalten, Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch, Türkisch, selbst Chinesisch gelehrt und studiert. Auf dem Hofe sah ich hochgestellte, schon bejahrte Herren mit einem Notizbüchlein in der Hand auf und ab spazieren, um neue Wörter auswendig zu lernen. Auch in anderen Disziplinen erteilten Fachleute Unterricht, so daß unser Lager bald einer Hochschule glich. Sonntag abend fanden öffentliche Vorträge über allgemeinere Themata statt: über Bräuche und Sitten der orientalischen Völker, Industrie und Ackerbau in den Tropenländern, Geschichte, Religion usw.

Nichts wurde vernachlässigt, auch für angenehme Ablenkung war gesorgt. Regelmäßige Spiele, Fußball, Tennis, Faustball, selbst Wettspiele fanden vielen Zuspruch. Andere nahmen Turnübungen vor, am Barren, Pferd oder Trapez. Für die notwendigen Anschaffungen kamen die Gefangenen selber auf. Wer am Morgen einen Gang durchs Lager unternahm, der konnte sich müde schauen bei den vielfachen Übungen, die den Körper geschmeidig halten

und stärken sollen. Angenehmer Zeitvertreib waren Konzerte, Theater, Kino und Chorgesang. Die Geburtstage des Deutschen Kaisers und des Kaisers von Österreich wurden festlich begangen. Bedeutende Redner erfreuten uns bei solchen Anlässen durch ihre Vorträge.

Was tat man im übrigen nicht, um die Zeit totzuschlagen, die trotz allem so langsam dahinschlich. Leider muß ich es sagen, für die geistlichen Bedürfnisse und religiösen Pflichten fanden nur wenige Zeit. Jeden Sonntag war allen Gelegenheit zu Messe und Predigt geboten, aber auf 400 Katho-



Raub der Missionsglocken in Malange (Westafr.) durch die port. Regierung 1910

liken waren es nicht einmal 50, die regelmäßig kamen. Die andern schützten vor, keine Zeit zu haben! Die protestantischen Missionare hatten die gleichen Klagen wie wir.

6. Gegenseitigkeit

Ich habe bereits erwähnt, daß die Regierung uns nur unzureichendes Essen bot, und das Wenige, das wir erhielten, war noch ungenießbar. Wohl gab es gutes Brot und auch genug für einen weniger ausgehungerten Magen. Wir erhielten nur eine Mahlzeit, gegen 2 Uhr nachmittags. Alle Tage gekochtes Fleisch, zäh wie Leder; Kartoffeln, sehr oft verdorben; als Gemüse gekochte Kräuter. Einen Monat lang eine solche Kost in diesem Klima — und alles widersteht einem. Glücklicherweise, daß man sich um Geld kaufen konnte, was man wollte, um selber sein Essen zuzubereiten. Aber was fehlte, war eben Geld, und viele besaßen überhaupt keines. Sie wußten sich jedoch zu helfen. Die Armen verkauften den Reicheren jene Gegenstände, die sie nicht

absolut nötig hatten, Kleider, Schuhe, Bücher, Werkzeuge, Koffer usw. Der Jude Abraham machte den Vermittler zwischen Verkäufer und Käufer. Vom Morgen bis zum Abend schlich er sich geschäftehalber im Lager umher, wo er bald berühmt war. Allerdings machte er auch seinen Gewinn dabei, der sich bald nach Tausenden berechnete. Wer nichts zu verkaufen hatte, verrichtete kleine Arbeiten und verkaufte die Erzeugnisse seines Fleißes. Die Matrosen verfertigten kleine Schiffe, die verkauft oder verlost wurden. Wer sich auf ein Handwerk verstand, Schreinerei, Schusterei oder ähnliches, besaß darin eine lohnende Erwerbsquelle. Die Bäcker backten kleine Kuchen, die sie von Türe zu Türe trugen, um Käufer dafür zu finden. Sehr viele ver-



Notkapelle der Mission Calulo (Angola)

dingten sich als „Bakschafter" bei den Reichsten. Auf diese Weise erhielt schließlich jeder etwas, wenngleich manche zu viel und manche zu wenig hatten.

Zeitungen waren anfangs verboten, aber dank der Vermittelung des amerikanischen Konsuls von Bombay wurden zwei Tagesblätter gestattet. So vermochten wir dem Gang des Krieges im allgemeinen zu folgen. Oft mußten wir zwischen den Zeilen lesen, aber patriotisches Fühlen erleichterte das jedem von uns. Deutsche Zeitschriften und Bücher wie die von Swen Hedin fanden ebenfalls ihren Weg ins Lager. Der Krieg bildete natürlich das Hauptgespräch unserer Unterhaltungen und Erörterungen, die sich mitunter recht lebhaft gestalteten.

Schreiben durften wir nicht nach Belieben: jede Woche einen Brief in Englisch, gleichviel in welches Land der Welt, und jeden Monat einen in Deutsch, Französisch und Italienisch. Von allem konnten wir darin reden,

nur nicht von dem, was uns betraf. Ein Brief, der eine Klage über das Lager oder Essen enthielt, wurde zerrissen und der Schreiber mit Strafe bedroht. So zu schreiben gezwungen, war für mich eines der größten Opfer. Ich kam mir vor, wie einer, dem das Messer in der Kehle steckt und nicht Hilfe schreien darf. Natürlich versuchte man in jeder Weise, den Zensor zu täuschen; und die sich verstehen, können sich vieles auf diese Weise sagen. Immer aber ging es eben doch nicht. Ungeheuere Mißverständnisse kamen vor. Einer fragte seine Frau, was Michel und Franz anfingen. Nach einem Vierteljahr ließ ihn der Lagerkommandant rufen und befragte ihn über seinen Gesundheitszustand. Seine Frau hatte schreiben lassen, sie fürchte, ihr Mann habe den Verstand verloren, da er nicht mehr zu wissen scheine, wie viele Kinder sie hätten!

Ich käme an kein Ende, wollte ich unser Leben in allen seinen Einzelheiten erzählen. Wir waren manchmal wie närrisch vor Verlangen nach neuen Nachrichten, einzig nur, um zu wissen, ob wir bald aus unserer Gefangenschaft befreit oder anderswohin geschickt würden. Natürlich tauchten auch erfundene und erlogene Nachrichten auf und ihnen dankten wirs, daß die Zeit schneller und angenehmer verging. Immer bauten wir Luftschlösser, die aber auch immer wieder zusammenfielen. Aus der Gefangenschaft befreit, weit zu sein von den Engländern, die nicht aufhörten, uns in ihren Zeitungen zu beschimpfen — das war der Wunsch, der uns Tag und Nacht nicht verließ. Wann kommt das Ende des Krieges und mit ihm das Ende unserer Leiden? Vielleicht bald, vielleicht erst in ferner Zukunft. Der Verbrecher weiß, wie lange er abzusitzen hat, wir wußten es nicht, und das machte oft verzagt und mutlos.

Endlich leuchtete ein Hoffnungsstrahl auf: Missionare und Ärzte sollten in ihre Heimat zurückkehren. Die indische Regierung will nichts mehr mit ihnen zu tun haben, nicht während des Krieges und nicht nach demselben. Wir konnten es gar nicht glauben. Monatelang führten sie uns noch an der Nase herum, bis endlich nach fünf langen Monaten ängstlichen Wartens der Vorabend unserer Abreise von Ahmednagar nach Europa, nach Deutschland da war. Forts. folgt.

Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Frl. Eleonore Kranz, Niederndorf. Herr Eickmanns, Crefeld. Johann Gehlen, Binsfeld. Wwe Margareta Bex, Bocklemünd. Schwester Maria Quirina Jacobs, Cöln-Ehrenfeld. Frl. Elise Prinz, Baumberg. Frau Elisabeth Noll, Hübingen. Berta Biermann, Düsseldorf. Karl Truckenmüller, Meiningen. Fr. Emilie Haag und Jos. Burkert, beide aus Stuttgart. Heinr. Bartz, Verlautenheide. Joseph Metzger, Schiltigheim. Christina Hamacher, Widdersdorf. Frau Gertrud Witte, Wevelsburg. Frl. Pauline Beck und Klara Geisler, beide aus Breslau. Elisabeth Schaffrath, Leonard Schaffrath und Math. Jos. Plum, gefallener Krieger, aus Höngen. Joh. Capellmann und Conrad Rümgen, beide aus Morsbach. Jos. Heitzer, Joh. Schiffgens, Jakob Fischer, Franz Hermanns, Jos. Koch und Hub. Tillmann, aus Linden. Josefine Esser, Neusen. Frau Wilms, Eilendorf. Frau Krumbach, Franz Weinberg und Wilh. Horch aus Duffesheide. Heinrich Meier, Anna Günther, Wilhelm Müller, Heinrich Sahlem, Theresia Lengeling und Konrad Strümpel, aus Haaren i. Westf. R. I. P.



Aus Kirche und Welt



Die Sorge der katholischen Kirche um die Neger in Amerika

Beachtenswerte Mitteilungen zu diesem Kapitel entnehmen die Straßburger Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens (Jan. 1917, 31 f.) einer Neuyorker Zeitung: Die katholische Kirche begünstigt überall die Rekrutierung eines eingeborenen nationalen Klerus. Dieser Grundsatz erleidet selbst den Negern gegenüber keine Ausnahme, obschon die Sache schwieriger ist. Im 18. Jahrhundert gab es in Peru einen schwarzen Bischof. In jüngerer Zeit, im J. 1902, ernannte Papst Leo XIII. einen schwarzen Bischof, Msgr Pimentar, für das Bistum Amazona in Brasilien. Beide haben sich in der bischöflichen Verwaltung ausgezeichnet; sie gründeten in ihren Diözesen Kathedralen, Kirchen, Schulen, Seminare, Wohltätigkeitsanstalten usw. — In den Vereinigten Staaten gibt es augenblicklich vier schwarze Priester, in Baltimore, in Montgomery, in Cornwells[1] und in St Paul. Die Kirche hat die Errichtung von zwei religiösen Genossenschaften Farbiger gestattet, der Oblatinnen der Vorsehung und der Schwestern der hl. Familie. Ferner besteht in den Vereinigten Staaten eine männliche Kongregation, die sich ausschließlich der Bekehrung der Schwarzen widmet, nämlich die Josephiten. — Die schwarze Bevölkerung Amerikas zählt 10 Millionen Seelen, wovon 200000 katholisch und 4 Millionen heidnisch sind. Es eröffnet sich also hier für die Missionare ein schönes apostolisches Arbeitsfeld. Den schwarzen Einwohnern stehen 110 Kirchen zur ausschließlichen Verfügung; fast alle sind Pfarrkirchen.[2] In 156 Schulen erhalten 16000 Kinder christlichen Unterricht; 26 Wohltätigkeitsanstalten nehmen Kinder und Greise auf; 182 Priester, darunter 56 Josephiten-Patres, sind an der Spitze dieser verschiedenen Werke. — Wenn man die verächtliche Behandlung bedenkt, deren Gegenstand die schwarze Rasse in den Vereinigten Staaten ist, so erscheint die Fürsorge der katholischen Kirche in umso glänzenderem Licht. Die Kirche ist ihrem traditionellen Berufe treu, wenn sie die Kleinen, die Schwachen und die Verfolgten beschützt.

Missionsunterstützung ist Förderung der Heimatkirche

Der Apostolische Delegat für die Ver. St. Nordamerikas, Msgr. Bonzano, hat jüngst an den geistlichen Leiter der amerikanischen Zentrale der St Petrus Claver-Sodalität in St Louis, Mo., Theologie-Professor P. Donovan, ein bedeutsames Schreiben gerichtet, in dem es heißt:

„. . . Seit mehreren Jahren schon kenne ich das großartige Gute, welches Gräfin Ledochowska durch die St Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen wirkt. Ich freue mich, daß sich dieses Werk nach Amerika verbreitet hat uud daß es mit der Zustimmung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs seinen Anfang in der großen Diözese St Louis nahm, welche für ihre Bemühungen und ihre Erfolge im Gebiete der christlichen Caritas allgemein bekannt ist. — Ihr Bericht über die Mittel, welche zur Förderung des Werkes gebraucht werden, hat mich sehr interessiert. Die großen Resultate, welche die Sodalität während der kurzen Zeit ihres Bestehens in St Louis schon erreicht hat, sprechen deutlich für die in Anwendung gebrachte Methode,

1 P. Burgeß C. S. Sp.
2 Die im Jahre 1915 begonnene Negermission in New Orleans hat 8. Okt. 1916 die feierliche Konsekration ihrer neuen dem Hl. Geist geweihten Kirche begehen können.

für Ihre eigene Tätigkeit und für die großmütige Mitwirkung der Diözesanpfarrer.

Mit vollem Recht und wohlverdient wurde dieser Zweig des Missionswerkes vom Erzbischof und dem Diözesanklerus aufgenommen; denn obwohl großer Mangel an materiellen Mitteln für unsere inländischen Negermissionen herrscht, wird das vorgenannte Werk, weit entfernt, das letztere zu verhindern oder zu verzögern, nur dazu dienen, ihm einen neuen Antrieb zu geben. Denn wir wissen ja aus Erfahrung, wie wahr es ist, daß die Zahl der heimischen Priesterberufe durch die Förderung von Berufen für die auswärtigen Missionen nicht vermindert werden, und ich glaube, es ist ebenso wahr, daß — durch Gottes Fügung — die materielle Hilfe, die in die afrikanischen Missionen gesandt werden wird, sowohl ein vermehrtes Interesse für die farbige Bevölkerung Amerikas, als auch einen größeren Erfolg in der Verbreitung des Glaubens unter denselben zur Folge haben wird. Gott steht hinter uns an Großmut nie zurück, und darum ist kein Zweifel, daß, wenn wir seinen Kindern in den weit entfernten Heidenländern durch unsere Mildtätigkeit helfen, er uns neue Wege eingeben und unerwartete Hilfe senden wird zur Förderung der heiligen Kirche in der Heimat. . . ."

Warum sollen wir für die Missionen beten?

Dieses Jahr mehr noch als sonst wollen wir durch unser vereintes Flehen für die armen Negervölker Afrikas, die unfreiwillig in den Weltkrieg verwickelt worden sind, und für die tapferen Glaubenskämpfer, die Missionare, der göttlichen Güte und Liebe Gewalt antun! Die Leiden und Entbehrungen in den Missionen sind ja noch bei weitem größer als in unserem schwer geprüften Vaterland und außer der so notwendigen materiellen Hilfe ist noch die Gnade Gottes erforderlich, um die Arbeit der Missionare zu segnen und zu unterstützen.

Die St Petrus Claver-Sodalität, deren Zweck und Ziel kein anderes ist, als den opfermutigen Glaubensboten in Afrika zu Hilfe zu kommen und aus der Ferne mit ihnen zu arbeiten an der Ausbreitung des Christentums unter den heidnischen Negern, wendet sich wieder wie alljährlich an die Christen Europas, um diese Hilfe, den Segen von oben für die apostolischen Arbeiten der Missionare zu erflehen. Mögen sich zu den früheren Gebetsstreitern noch viele neue Kämpfer hinzufinden!

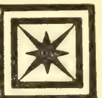
Dieser Gebetskreuzzug besteht bekanntlich in einer neuntägigen Andacht[1] zum göttlichen Herzen Jesu als Vorbereitung auf das Schutzfest des hl. Joseph (3. Mittwoch nach Ostern) und findet statt vom **16.—24. April** einschließlich. Eine solche Abbitte wird sicher das göttliche Herz Jesu zugunsten dieser armen, durch den Krieg so schwer heimgesuchten Völker rühren. Der größte Segen dieses Gebetskreuzzuges aber wird auf uns selbst, auf unsere Familien und unser Vaterland herniederströmen. Wer hätte jetzt in der Kriegszeit nicht einen Gatten, einen Sohn, einen Bruder oder einen lieben Verwandten dem göttlichen Herzen zu empfehlen? Seien wir versichert, daß unser Gebet in Vereinigung mit dem von so vielen tausend frommen Seelen für die Bekehrung der armen Schwarzen und auch unsere persönlichen Bitten desto eher erhört werden. Der liebe Gott wird sicher auch bald den ersehnten Frieden schenken, aber er will, daß wir ihn beständig darum bitten!

---

1 Das kirchlich approbierte Abbittegebet zum heiligsten Herzen Jesu, welches man während dieser Novene täglich verrichtet und das verfaßt worden ist von dem afrikanischen Missionar P. Menyhardt S. J., ist gratis und portofrei in beliebiger Anzahl erhältlich von der St Petrus Claver-Sodalität, in **Breslau**, Hirschstraße 33, **Köln**, Maria Ablaßplatz 10a.



Unsere Bruderschaften



Die Verehrung der schmerzhaften Mutter

Aus einer Ansprache des Heiligen Vaters

Zum Feste der Schmerzensmutter (30. März) bringen wir die Ausführungen des Hl. Vaters, mit denen wir den Mitgliedern unserer Br derschaft von Mariä Schmerzen, sowie allen unseren Lesern eine besondere Freude zu machen glauben.

Wir wissen, daß von allen Andachten zur Allerseligsten Jungfrau jene, die sie als Königin der Märtyrer verehrt, den Bedürfnissen des menschlichen Herzens am meisten entspricht. Nur allzusehr ist der Schmerz das Erbgut der Kinder Adams; nennt man doch die Welt „Tal der Tränen", und das Weinen, mit dem der Mensch ins Leben tritt und durchs Leben geht, beweist die Wahrheit dieser Bezeichnung. Sie ist um so wahrer, weil der Mensch sich nicht an den Schmerz gewöhnt und stets jemandes bedarf, der ihm die Bitterkeit seiner Verbannung mildert und die Wunden seines Herzens lindert. Eine der wirkungsvollsten Tröstungen, die für den Menschen möglich ist, ist nun die Überzeugung, daß er nicht allein duldet, sondern daß andere noch mehr als er gelitten haben. Unser Herz ist nun einmal so beschaffen, daß es aus dem Bewußtsein, nicht allein zu leiden, Trost schöpft. Das bedeutet freilich nicht, daß wir deswegen das Recht hätten, auch andern das Leid zu wünschen, das uns bedrückt; es zeigt nur die Anlage unserer Natur, infolge deren unser Leid durch den Gedanken, daß andere mitleiden, leichter und erträglicher erscheint.

Wenn daher jemand von einem Unglück heimgesucht wird, beeilen sich die Freunde mit der Versicherung, daß sie den Schmerz teilen: diese Teilnahme in der Stunde des Unglücks gewährt nicht geringen Trost; wer einen schweren Verlust betrauert, der fühlt in den Tränen, die er andere mit sich vergießen sieht, Stärkung. Ein solcher Trost erwächst aber nicht bloß aus der Teilnahme anderer an unserem Schmerz, er entspringt auch aus der Allgemeinheit des Leides, aus dem Umstande, daß wir auch andere weinen sehen wegen ihres eigenen Unglücks. Auch da mag die Bemerkung am Platze sein, daß ein solcher Trost nicht der Ausdruck eines Gefühls der Freude darüber ist, daß unsere Mühsale und Kümmernisse sich auch auf den Mitmenschen erstrecken; nein, es will lediglich besagen, daß man im Bewußtsein, einziger Dulder zu sein, seinen Schmerz in weit höherem Maße empfinden müßte; es ist die Bestätigung jenes Sprichwortes, das von den Leiden sagt, die einen seien zum Trost der andern bestimmt.

Diesen Trost geben sich die Menschen gegenseitig auf dieser Welt. Wenn wir aber die Augen zur schmerzhaften Mutter erheben und uns in Wahrheit selbst sagen müssen, daß die allerseligste Jungfrau nicht allein auch gelitten sondern weit mehr als wir gelitten hat, erlangen wir da nicht doppelten Trost?

Einmal erhalten wir den Trost, zu sehen, daß wir mit unserem Leid nicht einsam stehen, sodann ist die Überzeugung für uns tröstlich, daß wir nicht die am meisten betroffenen Opfer des Leidens sind! Der erste Trost kommt jenem gleich, den wir auch beim Blick auf unsere Mitmenschen erlangen, der zweite aber ist derart, daß wir ihn im bloßen Hinblick auf die Mitmenschen nicht finden können; denn zuweilen sind wir wirklich von grö-

ßerem Leid heimgesucht als unser Nebenmensch. In keinem Fall und zu keiner Zeit können wir einen so wirksamen und reichen Trost erlangen, als im Aufblick zur schmerzhaften Mutter....

Der persönliche Vorteil, der dem einzelnen Christen aus der Andacht zur Schmerzensmutter erwächst, ist klar. Mitten unter den Leiden und Schmerzen dieses Lebens bedürfen wir wirksamer Aufmunterung, um mit ruhiger Ergebung die Mühsale zu tragen, von denen wir heimgesucht werden.

Zwei Dinge aber sind erforderlich, um die Wirksamkeit dieser Aufmunterung zu bestimmen: erstens die Schwere des Leides, das man erduldet und sodann die Art und Weise, wie man es erträgt. Wenn das Leid so schwer ist, daß es in seiner Wucht alle Mühsale und Schmerzen hinieden umfaßt und anderseits doch mit ruhiger Ergebung getragen erscheint, wer nimmt bei diesem Anblick nicht den Trost wahr, der darin liegt? Und das erst recht, wenn er erwägt, daß der Schmerz der allerseligsten Jungfrau als ungleich größer bezeichnet werden muß als alle für den Menschen hinieden möglichen Peinen: denn ihr Schmerz entsprach dem Verluste des höchsten Gutes in der Ordnung der Natur, und er wurde von einer Mutter erduldet, die durch ihre natürlichen Umstände und durch ihre Vorrechte in der übernatürlichen Ordnung ihn weit lebhafter fühlen mußte, als wie ihn das noch so zarte und feinfühlige Herz irgend einer anderen Mutter hätte empfinden können. Derjenige ist also kein Christ, der inmitten seiner Trübsale den Blick nicht zur allerseligsten Jungfrau erheben kann und sich nicht sagen muß: „Die allerseligste Jungfrau hat mehr gelitten als ich!"

Oh, welch ein Trost strömt aus diesem Gedanken, besonders wenn sich mit ihm die Erinnerung an die Ergebung verbindet, mit der die allerseligste Jungfrau ihr Martyrium ertragen und standhaft geblieben ist zu den Füßen des Kreuzes gemäß dem tiefsinnigen Ausspruche eines Kirchenlehrers: „Ich lese wohl, daß sie unter dem Kreuze gestanden, nicht aber, daß sie dort geweint hat."

Daß solche Erinnerung Trost bereitet, weiß aus Erfahrung die Braut, die daraus die Kraft schöpft, die Angst zu ertragen, die ihr die Krankheit des Bräutigams einflößt; das weiß die Mutter, die darin den Mut findet, sich über die Undankbarkeit des Sohnes nicht über alles Maß zu kränken. Wenn Maria das gelitten hat, so sagen sich beide, warum soll nicht auch ich meinerseits dulden können? Und bei diesem Gedanken versüßt sich die Kümmernis der Braut und mäßigt sich der Schmerz der Mutter. Das Beispiel der Braut und der Mutter ließe sich aber so oft wiederholen und vervielfachen, als die menschlichen Mühsale sich erstrecken, und so oft sich hienieden die Kinder des Schmerzes vermehren.

Und ihr, o Geliebte, die ihr der Erzbruderschaft der schmerzhaften Mutter Gottes angehört, bekennt ihr nicht durch eure Zahl und noch mehr durch die rasche Entschlossenheit, mit der ihr euch in diese Bruderschaft einschreiben ließet, daß ihr von dem großen Vorteil überzeugt seid, den jeder von euch aus der Erwägung der Schmerzen der Königin der Märtyrer gewinnen kann?

O bestärkt euch immer mehr in dieser Überzeugung, und diese Überzeugung werde das Kriterium eurer Haltung: Euere Häuser seien geschmückt mit dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes, damit ihr Blick euer niedergeschlagenes Gemüt wieder sorglich aufrichte und in der Stunde der Trübsal auf euern Lippen das Wort unchristlicher Klage unterdrücke....



Die Unsern im Felde



Zweimal an der Somme

Von P. Alois Sester C. S. Sp., Feldgeistlicher

Während ich in den ersten Tagen des September auf Urlaub war und dem so herrlichen und herzerhebenden Kölner Missionskursus beiwohnte, wurde unser Korps aus der ruhigen Stellung, die es seit den Tagen von Verdun innehatte, herausgezogen und kam an die Somme. Dort mußte ich es bei meiner Rückkehr suchen. Ich übernachtete in Cambrai, las die hl. Messe in der Kathedrale des ehrwürdigen Fénelon, und hatte nachher in der Sakristei Gelegenheit, dessen Nachfolger, den jetzigen Bischof, zu begrüßen, der sich trotz meines feldgrauen Rockes in liebenswürdiger Weise mit mir unterhielt.

Nach einem erfrischenden Morgenspaziergang im schönen Stadtpark ging es dann nach vorn in die heiße Zone, die mir einen weitern Ersatz für Afrika bieten sollte. Auch in diesem neuen Missionsgebiet gab es Entbehrungen und Gefahren, aber auch Seelen, die sich in schweren, übermenschlichen Kämpfen nach dem Beistand des Heilands sehnten. Man hatte die Offensive von Verdun die größte Schlacht der Weltgeschichte genannt, die Sommeschlacht hat sie jedoch an Größe und Heftigkeit ohne Zweifel übertroffen. Schon von weitem dröhnte das unheimliche Trommelfeuer herüber; auf allen Wegen fluteten unzählige Truppen und Transportwagen hin und her, darunter auch manche mit dem Roten Kreuz, die Verwundete zurückbrachten; oben in den Lüften das Surren der Flugzeuge und der Frontlinie entlang eine ganze Reihe Fesselballons; all diese schon bei Verdun erlebten Eindrücke wiederholten sich in größerem und verstärktem Maße. Mit einem Unterschied jedoch, denn statt des damaligen Regens und furchtbaren Schmutzes hatte uns diesmal die brennende Herbstsonne eine Unmenge Staub beschert, der alle auf den Straßen einherziehenden Karawanen in dichte Wolken einhüllte, und Laub und Gras am Wegesrand in Feldgrau gekleidet hatte.

Nach vielem Fragen, Suchen und Laufen erreichte ich endlich meinen Truppenteil, und als erste Nachricht teilte man mir mit, daß mein Pferd, mein schönes, gutes Gäulchen, abhanden gekommen sei. Mein Bursche hatte es beim Durchmarsch in einem stark belegten Ort eingestellt, und obschon ein Posten auf dem Hofe Wache hielt, war es am andern Morgen spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergebens. Mein Wagen wurde, als es weiterging, an einen andern gebunden und war so mit dem Gepäck dennoch ans Ziel gekommen.

Dieses Ziel war vorläufig eine grüne Wiese außerhalb eines Dorfes, in dem kein Haus mehr frei und selbst die Kirche belegt war. Ein aufgeschlagenes Zelt erwies sich bald als zu klein, und ich zog es vor, nach Zigeunerart in meinem Wagen zu übernachten. Die hl. Messe las ich, wie der Missionar des öfteren tun muß, unter freiem Himmel.

Doch, nach zwei Tagen schon wurde ich in ein Lazarett geschickt, wohin

ich mich mit einem geliehenen Pferd begab, und wo ich bei einem guten Pfarrer unterkam. Im Lazarett das gewöhnliche, bekannte Bild. In jenen Tagen, wo der blutige Kampf noch hohe Wogen schlug und Angriff auf Angriff folgte, war die Zahl der Verwundeten natürlich groß. Manchen mußte ich auch zur letzten Ruhe begleiten, nachdem ich ihm durch die Tröstungen und Gnadenmittel unserer hl. Religion den letzten Kampf erleichtert hatte.

Unter andern hatte ich einen Bayer beerdigt, der wirklich schön und fromm gestorben war. Ich hatte auch einige tröstende Worte an seine Frau geschrieben, als diese am folgenden Tage ganz unangemeldet ankam. Sie hatte bei der ersten Nachricht von der Verwundung ihres Mannes die nötigen Schritte getan, um ihn persönlich abholen und zu Hause pflegen zu dürfen. In dieser Hoffnung kam sie in unser Lazarett, wo sie die traurige Wahrheit erfuhr. Der Chefarzt ließ mich rufen, und ich begleitete sie auf den Friedhof an den frischen Erdhügel. Man kann sich die dortige Szene denken. Nachdem die junge Witwe ihrem Schmerz in herzzerreißender Weise Ausdruck gegeben, beteten wir zusammen ein Vater unser, und ich führte sie dann in die nahe Kirche, wo sie sich vor dem Muttergottesaltar ausweinte und ihre Tränen trocknete. Was würde wohl aus den ungezählten, durch den Krieg gebrochenen Herzen werden ohne die trostreichen Wahrheiten und Hoffnungen unserer hl. Religion! —

Nach zehn Tagen wurde ich wieder nach vorn zur Sanitätskompagnie beordert, nachdem ich ein neues, zum Glück ebenso gutes Pferd wie das erste erhalten hatte. Bei dem herrschenden Pferdemangel war dies gewiß nicht zu unterschätzen. Ich hatte deshalb gleich zu Anfang meinem Burschen gesagt: „Magnus, Sie haben das „Gäulche" entwischen lassen, als Buße müssen Sie nun täglich beten, daß wir wieder ein anderes, gleichwertiges kriegen."

Und Magnus verbrachte täglich längere Zeit in der Kirche, und verrichtete demütig seine Buße. Zuerst scheinbar ohne Erfolg; denn, als ich auf Anweisung der Division einen neuen Gaul im Pferdedepot holen wollte, befanden sich daselbst nur wenige, meist minderwertige Tiere. Ein Reitpferd, das noch nie angespannt gewesen war, ein Ackergaul, mit dem eine Schildkröte gleichen Schritt hätte halten können, einige aus dem Pferdelazarett entlassene Patienten, deren Jammergestalten allgemeines Mitleid erregten. Als ich mich mit keinem dieser Prachtexemplare zufrieden geben wollte und den verantwortlichen Rittmeister fragte, ob dies sein ganzer Marstall sei, sagte er mir, es komme ihm gerade ein rettender Gedanke; er habe noch einen guten Einspänner ausgeliehen der in den nächsten Tagen zurückkommen solle. Er glaube, daß mir damit gedient sein werde. Und richtig, das Pferd hat sich seither durchaus bewährt, so daß ich meinem Burschen sagen konnte: Magnus, Sie haben schließlich doch gut gebetet, sorgen Sie aber dafür, daß das „Gäulche" nicht ein zweites Mal gestohlen wird.

Auf dem Hinmarsch nach vorn begegnete ich ganz unerwartet dem guten P. Kerschgens, den ich schon bei Verdun getroffen hatte und dessen Division nun auch in diese neue windige Ecke gekommen war. Wie in Afrika, so ist auch im Felde das Zusammentreffen mit einem lieben Mitbruder immer eine große Freude, umsomehr als man auch manches Leid erlebt, wenn

Schwerverwundete in großer Zahl am Hauptverbandplatz zusammenströmen und dort, auf Stroh gebettet, ihren Abtransport ins Lazarett erwarten, während für manchen nur noch der letzte Gang zum Friedhof bevorsteht. Besonders wenn sich in der Zahl Bekannte befinden, mit denen man öfters gesprochen und verkehrt hat, die jetzt mit zerschossenen Gliedern vom Sanitätspersonal auf Bahren getragen werden und den Feldgeistlichen bitten, ihre Lieben in der Heimat schonend zu benachrichtigen, dann krampft sich oft das Herz zusammen, und man fühlt das unsägliche Weh und die Bitterkeit dieses langen, blutigen Krieges.



Br. Evergislus und Br. Gerard

Auch die begeistertste Vaterlandsliebe könnte manchmal versagen, wenn sie nicht beseelt und getragen wäre durch die Religion des Kreuzes, deren himmlische Gnadenkraft allein zu den schmerzlichsten Opfern befähigen und für dieselben entschädigen kann. Deutsche Kameraden und französische Gefangene fanden in dieser Gnadenquelle Trost uud Stärke in schweren Leidensstunden, und das schreckliche Höllenfeuer der Somme wies manchen den Weg zum himmlischen Frieden. „Gott ist gut für mich gewesen," sagte mir ein verwundeter Franzose, „denn während alle meine Kameraden tot oder verstümmelt sind, bin ich noch glücklich davongekommen." — „Ich bin ein Krüppel," sagte ein Westfale, „aber der Wille Gottes geschehe! Ich habe das feste Vertrauen, daß seine Güte mich nicht verlassen wird." Der eucharistische Heiland bei den Katholiken, mein Kreuz bei den Protestanten erhellten und verklärten für viele die dunkle Leidensnacht, die sie umfangen und oft ihre Seele verfinstert hatte.

Aber nicht nur unsere Soldaten, auch die Zivilbewohner jener Gegend wurden in den Tagen der Sommeschlacht hart geprüft und heimgesucht. Schon auf dem Hinweg hatte ich den Abtransport von mehreren Hundert Flüchtlingen gesehen, meistens Greise, Kinder und Frauen, die ihre unentbehrlichsten Habseligkeiten in Bündeln mit sich schleppten, in den Zügen den Schmerz über die verlorene Heimat und die bange Ungewißheit, wie sich ihre Zukunft unter fremdem Obdach gestalten würde. Man erinnert sich bei solchem Anblick unwillkürlich an die klassische Schilderung, in der uns der Dichter ein ähnliches Schauspiel vor Augen führt: Schwerlich

Werd' ich sobald mich freu'n nach dem, was ich alles erfahren;
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Leider sah'n wir genug der Armen vorbeizieh'n,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.

Das meinem Quartierort nächstgelegene Dorf wurde auch eines Tages beschossen. Gegen Abend ging ich hin in der Hoffnung, vielleicht einigen Verwundeten von Nutzen zu sein. Sie waren jedoch schon abtransportiert und die Häuser wurden schleunigst geräumt. Bei meiner Rückkehr fragten mich meine Quartierleute, ob auch sie noch ihr Heim verlassen müßten. „Ich weiß es nicht," gab ich zur Antwort; „sollte Gott es jedoch soweit kommen lassen, so bietet uns Christen die Erinnerung, daß auch Maria und Joseph sich in derselben Lage befanden, als sie nach Ägypten fliehen mußten, einen nicht geringen Trost. Wie sie, so können auch wir überallhin Jesus mitnehmen und in seinem Besitze werden wir weder arm noch unglücklich sein, selbst wenn wir noch so sehr geprüft werden." Seither erfuhr ich, daß auch jenes Dorf nach unserm Weggang geräumt wurde und die Bewohner bei Nacht und Regen abziehen mußten, weil ihr Leben durch die immer mehr um sich greifende Beschießung gefährdet war.

Auch wir wurden im Oktober durch eine andere Division abgelöst, und ich verließ mein dortiges Quartier, nachdem ich zuvor noch 16 Soldaten gemeinsam beerdigt hatte. Auf dem Rückmarsch traf ich unsern Missionsschüler Heupel, der in einem unserer Regimenter mitgekämpft hatte, und das erste Wort: „Gott sei Dank, daß Sie noch am Leben sind," war gewiß nach jenen schweren Tagen voll und ganz berechtigt. Unsere Division kam nun an eine andere Stelle der Front, die im Sommer sehr schön gewesen sein mag, im Spätherbst jedoch weniger gemütlich war und noch schlechtere Aussichten für den Winter bot. Es war eine waldige Gebirgsgegend, wo es nur wenige Dörfer gab. Wir lebten deshalb wie Buschmänner in Waldlagern, und auch ich hatte als Villa eine auf einem Hügel gelegene Bretterbude, die mir zugleich als Kapelle diente.

Unsere Soldaten hatten in den Großkampftagen an der Somme dem Gottesdienst leider nur wenig beiwohnen können, umsomehr mußten wir bestrebt sein, ihnen diese Gnade in der neuen, ruhigeren Stellung zu verschaffen, obschon auch hier manche Straßen und Lager beschossen wurden. Nachdem ich mich nicht ohne Mühe in dem ausgedehnten Waldgelände orientiert und die einzelnen Truppenteile ausgekundschaftet hatte, zog ich zu Fuß mit meinem Burschen, der in einem Rucksack die nötigsten hl. Gewänder und Geräte trug, von einem Lager zum anderen, auf schlammigen, abscheulichen Wegen, wo man weder mit Wagen noch zu Pferd durchkommen konnte, da es oft ganz steil bergauf und bergab ging. Ein guter Stock war das einzige brauchbare und unentbehrliche Hilfsmittel, um sich durchzuarbeiten.

In den meisten Waldlagern waren kleine Kapellen, die unsere Vorgänger, die Bayern, errichtet hatten, und da wurde man für alle Mühe reichlich entschädigt, wenn Hunderte unserer feldgrauen Helden mit kindlicher Andacht dem hl. Opfer und der Predigt anwohnten, wenn die unter Begleitung der Regimentsmusik frisch gesungenen Kirchenlieder das Zischen der

Granaten übertönten, die über unsere Köpfe flogen, und wenn dann der Heiland unter Brotsgestalt nicht nur auf den Altar, sondern auch in die Herzen seiner Soldaten herabstieg. Auch die Ruhestätten derjenigen, die bis in den Tod getreu gewesen waren, lagen meistens im Walde, von hohen Buchen überschattet, in der Mitte des Friedhofs ein großes Kreuz aus Birkenstämmen, deren weiße Rinde das Zeichen der Auferstehung in mildem Lichtschimmer erglänzen ließ.

Wir hatten uns schon für den beginnenden Winter eingerichtet, und Magnus schleppte täglich möglichst viel Holz zusammen, um gegen die immer fühlbarer werdende Kälte gewappnet zu sein, als wir wieder aus unseren Wäldern herausgeholt und aufs neue verladen wurden.

Von besonderem Interesse ist es bei diesen Truppenverschiebungen, in der Eisenbahn zu sitzen ohne zu wissen wohin es geht. Obschon die lebendigen Zeitungen, deren es überall gibt, die allerneuesten diesbezüglichen Gerüchte und die bestverbürgten Nachrichten erzählen, weiß doch niemand, nicht einmal der Transportführer, mit Bestimmtheit das Endziel der Reise, bis an irgend einer Haltestelle ein Offizier mit einem verschlossenen Brief erscheint, der darüber Auskunft gibt.

Wir bekamen zuerst einige Tage Ruhe im Etappengebiet und benutzten diese Pause, um den Leuten wieder Gelegenheit zum Empfang der hl. Sakramente zu geben. Dann ging es abermals an die Somme. Vom Fenster meines Quartiers sehe ich das Wasser dieses so berühmt gewordenen Flüßchens, das in aller Ruhe vorüberfließt. Wenn die untergehende Sonne drüben an der nahen Front den Himmel manchmal in Feuer und Flammen erstrahlen läßt, und ein roter Lichtschimmer den sonst trüben Wasserspiegel blutig färbt, dann erinnert man sich unwillkürlich an die Ströme von Menschenblut, die an diesen Ufern geflossen sind.

Als wir dieselben zum zweiten Mal betraten, war jedoch die große Schlacht so ziemlich abgeflaut und wieder in das Stadium des gewöhnlichen Stellungskrieges übergegangen. Dennoch werden unsere Unterkunftsdörfer des öfteren beschossen. Ich durfte in den ersten Wochen unseres Hierseins in der Kirche meines Quartierortes keinen Sonntagsgottesdienst halten, weil man befürchtete, die Franzosen könnten denselben in unliebsamer Weise stören. Aus demselben Grunde gehe ich jetzt auch nicht mehr in eine andere Ortschaft, wo ich schon mehrmals Gottesdienst hatte, weil sie seither einigemale der feindlichen Artillerie als Zielpunkt diente. Die Truppen müssen dann eben in die Nachbardörfer kommen, wo größere Windstille und Sicherheit herrscht.

Wenn morgens zu einer bestimmten Stunde die Verwundeten in der vordersten Stellung abgeholt werden, dann wird in stiller Übereinkunft hüben und drüben nicht geschossen, und die Krankenträger können sich beiderseits unter dem Schutze des Roten Kreuzes frei bewegen. Außer dieser Friedenspause ist es jedoch nicht ratsam, sich im offenen Gelände zu zeigen und nur im Dunkel der Nacht finden die nötigen Arbeiten und Ablösungen statt. Zur selben Zeit kommen und gehen auch die Meldegänger und Essenträger, die nicht am wenigsten zur guten Stimmung und zur Ausdauer der Truppen, mithin zum glücklichen Ausgang des Krieges beitragen. Wenn jedoch die roten und gelben Leuchtkugeln den Schleier der Nacht zerreißen und die

mit Gräben und Stacheldraht durchzogene Landschaft in bengalischem Lichte aufleuchten lassen, dann kann auch ein nächtlicher Spaziergang an der Front für alle gefährlich werden, die nicht im Mutterschoß der Erde geborgen sind.

Die heiligste Nacht und die Weihnachtstage gingen in unserer Stellung ruhig vorüber. Es wurden fast keine Verwundeten eingeliefert. Bei den Weihnachtsfeiern der verschiedenen Truppenteile durfte natürlich der grüne Tannenbaum nirgends fehlen, wenn auch infolge des Kerzenmangels sein Lichtglanz nicht immer so hell und die Geschenke weniger reichlich waren als früher.

Unter den verschiedenen herrlichen Weihnachtsliedern ertönte wieder der alte und stets neue Gesang der Engel von Bethlehem: Friede den Menschen auf Erden! auch an den Ufern der Somme und fand in diesem dritten Kriegsjahr ganz besondern Anklang in den Herzen der Soldaten, in denen noch immer einige Hoffnung auf den Erfolg unseres Friedensangebotes lebte. Auch die Feldgeistlichen gedachten in ihren Ansprachen in und außerhalb der Kirche des Friedensfürsten und des Friedens, betonten jedoch besonders den Frieden des Herzens und der Seele, den uns auch der lange Krieg nicht rauben soll, der aber wie der äußere Friede die Ehre Gottes und den guten Willen als Bedingung und Grundlage hat.

Das neue Jahr, dessen Beginn um Mitternacht mit einer ganz lebensgefährlichen Schießerei begrüßt wurde, brachte trotz aller Friedenswünsche die bekannte Ablehnung des Friedensangebotes, und die kaiserliche Losung lautet: Der Krieg geht weiter bis zum endgültigen Sieg. In den ersten Tagen des Jahres mußten hier auch die Glocken von ihren Türmen herabsteigen, und statt den Frieden einzuläuten und wieder wie früher zum Gebet und zum Gottesdienst zu rufen, werden sie vielleicht als Geschütze in dieser großen Weltmission die Furcht des Herrn verkünden, die der Weisheit Anfang ist. Wie die Stimme der Glocken, so möge für uns der Kanonendonner der Front auch in diesem neuen Jahre ein Sursum corda und eine Mahnung sein, daß wir besonders mit der Waffe des Gebetes weiterkämpfen und durchhalten sollen, bis es Gott gefallen wird, uns den lieben Frieden wiederzuschenken. Das Gottvertrauen ist auch bei unsern Soldaten tief eingewurzelt und recht lebendig, abgesehen von solchen, die in ihrem Glauben schiffbrüchig und an Gottes Vorsehung irre geworden sind. Während solche Unglückliche ihrem Unmut durch Schimpfen und Fluchen Ausdruck geben, gibt es zum Glück auch andere Stimmen, die auf erfreuliche, christliche Gesinnungen schließen lassen.

Schon mehrmals hörte ich zu, wie junge Rekruten sowohl als ältere Landsturmleute beim Reinigen ihrer lehmbedeckten Kleider oder selbst auf der Straße nicht nur vaterländische, sondern auch religiöse Lieder sangen, die ihnen so recht natürlich und ungezwungen aus der Seele kamen. Eines der beliebtesten, das am häufigsten gesungen, ist folgendes, das so richtig die Gefühle wiedergibt mit denen wir der Zukunft entgegensehen und entgegengehen wollen, das bekannte schöne Volkslied:

Harre meine Seele,
Harre des Herrn,
Alles ihm befehle
Hilft er doch so gern.

In allen Stürmen,
In aller Not,
Wird er dich beschirmen
Der treue Gott. —



Für Mußestunden



Der Palmzweig

Eine Osterlegende von Anna, Freiin von Krane

An der Landstraße, vor den Toren Jerusalems, liegt ein verdorrter Palmzweig am Boden. Zertreten und zerknickt liegt er da, nachdem er vor kurzem erst in voller Frische prangte. Er muß zu einem festlichen Zweck gedient haben, denn er ist mit einem Band durchflochten, das ehemals bunt war, jetzt aber gerade so fahl und verwittert aussieht wie er. Rücksichtslos haben die Vorübergehenden Zweig und Band immer tiefer in den Straßenstaub hineingetreten. Wer kümmert sich auch um so etwas? Höchstens daß man murrt, es im Wege zu finden!

Ein zertretener Palmzweig am Wege .... alltäglicher Anblick! Nur ein Stück von einem wohlbekannten Baum, das für seine Zwecke ausgedient hat und beiseite geworfen wurde. Und doch ....! Wenn dieser Palmzweig erzählen könnte, welch eine lange und schmerzliche Geschichte würde er berichten!

Als er noch frisch und grün war; als die schmalen Blätter längs seiner Mittelrippe so glänzend schimmerten wie geglättetes Erz; als das Band mit dem er umwunden war noch rot und blau leuchtete, da ruhte er in den Händen einer schönen Frau. Sie wandelte mit vielen Gefährtinnen in einem großen Zuge, der von Bethphage am Ölberg nach dem Tempel hinauf ging. Alle Teilnehmer trugen ähnliche Zweige, die Menschen auf der Straße und die Entgegeneilenden hatten auch solche. Alle winkten damit dem Einen zu, der inmitten von allen auf einem Eselsfüllen ritt. Tausendfach erschallte der Ruf: „Hosianna dem Sohne Davids!" Er hörte gar nicht auf, er umbrandete den Hohen in der Menschen Mitte, wie ein tosendes Meer. Er rollte gegen die Mauern des Tempels, die ihn verstärkt zurückwarfen, als solle er nie ersterben. Alles war eitel Freude und Jubel und Herrlichkeit!

Das geschah vor wenigen Tagen und heute ....? Ja, bis der Palmzweig an die Stelle kam, wo er heute liegt, hat er manche Wanderung machen müssen, ist ihm viel Unbill widerfahren.

Seine schöne Trägerin tat ihm das erste Leid, wenn auch in der edelsten Absicht. Als nämlich der Zug an der Tempelpforte angelangt war, da warf sie ihren Palmzweig zur Erde, wie alle Zugteilnehmer. Viele breiteten sogar ihre Obergewänder aus, damit der Erhabene, den sie geleiteten, über diesen selbstgeschaffenen Teppich hinwegschreite ohne den Boden zu berühren. Es war die Gabe der Begeisterung. Er aber stieg von seinem Reittier und ging über alles hinweg, ohne daß eine Schwere diesen wundersamen Teppich drückte.

Die Füße seiner Begleiter jedoch waren nicht so leicht, nicht von innewohnender göttlichen Kraft getragen. Da wurde der Palmzweig das erste Mal von harten Tritten getroffen.

Nachher, als der Jubel vorüber war und die Menschenmenge sich

verlaufen hatte, kamen arme Kinder auf dem vereinsamten Wege gelaufen und lasen die weggeworfenen Zweige auf. Sie banden das Zusammengeraffte in große Bündel, um es als Brennstoff zu verwerten. Nur den einen Zweig behielten sie für sich zum Spielen, weil er so schön aufgeputzt war. Ein paar Tage lang hatten sie Freude daran und schleppten ihr Spielzeug mit sich herum, bald hier und bald dort. Endlich kamen sie damit auf die Straße vor dem Tore wo die vielen Gärten sind. Da vergaßen sie den Palmzweig über neuen Dingen. Sie waren seiner ohnehin überdrüssig, weil er durch alles Herumhantieren seine Frische verloren hatte. Und so blieb er liegen wo er hingeworfen worden war, und der Verkehr ging über ihn weg.

Und was kam da nicht alles! Fußwanderer und Reiter, lustige leichtfüßige Ziegen und beladene Kamele, Bettler an Krücken und vornehme Frauen in Sänften, von starken Dienern getragen — alles kam daher. Das Schlimmste aber war etwas, das gestern im Lauf des Morgens geschah. Da trat ein Zug aus dem Tore heraus, der aber kein Triumphzug war. Soldaten waren dabei, eine ganze Menge! Und dazu lief alles Gesindel mit, was es in Jerusalem gibt und obenein sämtliche Pharisäer und Schriftgelehrten vom Tempel! Der vornehme und der gemeine Pöbel war dabei mit Geschrei und Wutgegeifer. Und mitten unter dieser wüsten Rotte war der Eine, den sie vor wenig Tagen erst zum König krönen wollten. Für den ihnen die Erde zu schlecht dünkte, daß seine Füße sie berührten. Jetzt breitete man ihm keine Palmzweige und Gewänder zum Teppich aus. Nein, jetzt wankte er blutüberströmt unter der Last eines schweren Kreuzes aus hartem grobem Holze. Statt der Königskrone hatten ihm seine Schergen einen scharfen Dornenkranz aufgesetzt, und sie lachten und spotteten sein, anstatt Hosianna zu rufen.

So war der zweite Zug beschaffen, der über den Palmzweig hinging. An diesem trüben Morgen wurde er fast von den grausamen Füßen zerstampft. Aber der Eine ging auch über ihn hin, der mit dem Kreuze, und seine Tritte taten nicht weh, ja es war, als ströme eine geheime Erhaltungskraft von ihnen auf das arme Gewächs hinüber, das einst bei dem Hosianna der Menge im Winde geweht hatte. Und als der Zug vorüber war, da lag ein Tropfen Blutes auf den Blättern des mißhandelten Zweiges im Staube....

Dieser Tropfen Blut ist das Einzige, was hell und licht an der Palme geblieben ist. Wunderbarerweise verfärbte er sich nicht, er blieb wie er gewesen, als er von der Stirn des Dornengekrönten herabrann. Wie ein tiefroter köstlicher Rubin leuchtet er zwischen den fahlen Blättern hindurch, die sich schützend um ihn legen, als sei er ein heiliges Geheimnis, das sie vor den Blicken Unberufener verbergen müßten.

Alle Geschehnisse auf Golgatha sind längst vorbei. Eine bleischwere Nacht, ein gedrückter dumpfer Tag folgten, nun rückt die Nacht zum zweiten Mal heran, seit der Schrei erklang: „Es ist vollbracht!" Gar viele Füße sind seitdem noch über den Palmzweig gegangen, er aber hat alles überdauert. In seiner elenden Verfassung liegt er am Straßenrande, der unscheinbare Hüter des kostbaren Tropfens, der zwischen seinen dürren Blättern hervorscheint.

Nach und nach begibt sich alles Leben zur Ruhe. Die Nacht breitet ihre Schatten über Stadt und Land, man kann nichts mehr unterscheiden.



Die heiligen Frauen am Grabe

Nach einem norwegischen Altarbild

Mit Erlaubnis von B. Kühlens Kunstverlag, M. Gladbach

Nur dort drüben im Garten wirft ein Feuer seinen rötlichen Schein durch die Finsternis. Die römischen Soldaten haben es angezündet, die dort am versiegelten Grabe des Gekreuzigten Wache halten, weil ihn seine Feinde noch im Tode fürchten. Sie sitzen am Feuer und vertreiben sich die Zeit mit Gesprächen. Ihr Hauptmann aber redet nicht mit. Er steht unbeweglich, an einen Baum gelehnt, dem Grab gegenüber und starrt auf den Stein, der es verschließt. Er sinnt und denkt nach, es hat den Anschein, als ob er auf etwas wartete.

Die Nacht aber wird immer dunkler. Es blinkt kein Sternlein am Himmel, es leuchtet kein Mond, alles ist schwarz verhangen. Sind es Wolken, ists Nebel, was solche Finsternis verursacht? Man weiß es nicht, denn die Dunkelheit ist so undurchdringlich, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen kann. Und dabei ist es so lautlos still! Kein Blatt am Baume rührt sich, kein Hund bellt, ja man sollte meinen, die Brunnen rieselten ohne Geplätscher. Ein geheimnißvolles Atemanhalten beherrscht die ganze Natur. Und so bleibt es bis Mitternacht. Wären alte Leute da, solche die jene andere geheimnisvolle Nacht vor dreiunddreißig Jahren in Bethlehem erlebten, sie würden sagen, es sei heute genau so, nur noch erhabener und feierlicher.

Mitternacht ist vorüber. Drüben im Tempel haben es die Wachen von Zinne zu Zinne gerufen, daß der Schrei rings um das Heiligtum ging. Da erhebt sich ein Säuseln in den Lüften, das zum Wehen anschwillt. Ein Brausen und Sausen eigener Art geht über die erschauernde Welt, und das Dunkel l.chtet sich. Wohl bleibt es noch Nacht, doch nicht mehr so dicht und schwer als bisher, die Finsternis scheint gewissermaßen durchsichtig geworden zu sein.

Was war das dort drüben am Grabe...?! Mit einem Mal dröhnte es dort, als würde eine schwere Last gewälzt oder als stürze ein Felsen um. Jetzt ists wieder still.... Nun aber kommt ein Laufen und Fortstürmen von eiligen Füßen. Mit klirrenden Tritten hasten die Soldaten auf der Flucht am Palmzweig vorüber. Sie eilen von dem Orte wegzukommen, wo sie einen großen Schrecken gehabt haben müssen. Sie ruhen nicht, bis sie weit weg davon sind; nun ist auch der Letzte verschwunden.

Erst nach einer Weile kommt ihr Hauptmann. Der aber läuft nicht, er beeilt sich nicht, noch ist er erschrocken. Wie ein Traumwandelnder schreitet er langsam fürbaß, die Hände über der gepanzerten Brust gekreuzt, mit einem Ausdruck im Gesicht, als habe er etwas geschaut, was über Menschenverstand und Menschenbegriffe geht. Er wandelt wie ein Verzückter, der den Himmel offen sah.

Nun ist er auch vorüber. Das verlassene Wachtfeuer drüben im Garten loht noch einmal hoch auf und erlischt. Man hört und sieht nichts mehr, es wird abermals ganz still. Aber diese neue Stille ist anders wie die vorhergehende. Es ist ein wonnesames Schweigen vor lauter Glück. Ein Versunkensein in eine Seligkeit, die so groß ist, daß man noch nicht, o noch nicht! herausjubeln kann, was das Herz erfüllt.

Sachte gleitet die Dunkelheit in aufdämmerndes Licht über. Langsam treten die Umrisse der Mauern und Häuser, der Bäume und Anlagen aus dem Schatten hervor. Hie und da zwitschert schon ein Vöglein. Süßer

Düfte voll weht ein Morgenlüftchen über die Blumenbeete daher. Die ganze Natur harrt in feierlichem gehaltenem Schweigen auf die Sonne, als wäre sie beseelt. Es ist etwas in ihr von dem Warten der Beter vor dem Allerheiligsten, ehe der Hohepriester zum Segen hervortritt.

Endlich steigt die Lichtspenderin am Horizonte auf, wie ein siegreicher Held, bereit die Laufbahn zu beschreiten. Strahlte sie je so schön, so wunderbar wie heute? Nein, noch nie, seit Adams Fall ihren Schein verdunkelte und trübte. Wie sie sich vorgestern in Finsternis hüllte, so leuchtet sie heute in überirdischem Glanz. Und ein Wispern und Rauschen geht durch alle Wipfel, ein geheimes Jauchzen und Jubeln schwebt in den Lüften....

Was hat das zu bedeuten? Und warum schreien Frauen, die vorhin nach dem verlassenen Garten gingen, jetzt plötzlich so laut auf? Ists Freude, ists Schmerz, ists höchste Überraschung, die ihrem Schrei so eignen Klang verleiht? Und jetzt kommen sie in fliegender Hast des Weges gelaufen, wie getragen von einer alles überragenden Erregung. Ihre Gesichter sind verstört, ihre Augen glänzen, sie reden wirr und unzusammenhängend zwischen dem Laufen. Aber sie eilen.... sie eilen als könnten sie gar nicht schnell genug eine hochwichtige Botschaft den Menschen bringen.

Und dann entschwinden auch sie, gleich den Soldaten, und auf der Straße ist es am frühen Morgen wieder still und einsam.

Ha, da läuft plötzlich ein Erzittern und Säuseln durch die Lüfte. Welche Lichtgestalt gleitet da aus dem Garten? Geht diese herrliche Erscheinung oder schwebt sie? Die Füße rühren den Boden und rühren ihn wiederum auch nicht. Wer ist das, der solchergestalt daherkommt? Es ist ein Mann, in verklärtem Eigenlicht strahlend, von weißen Gewändern umwallt, die ihn umspielen wie lebende Flammen. Und doch ists derselbe, der neulich im Triumphe ritt und der vorgestern mit dem Kreuze beladen hier vorbeischwankte. Die Wunden in seinen Händen und Füßen bezeugen es. Sie leuchten jetzt wie rote Rubinen.

So kommt der Herrliche daher, flüchtig hingleitend, wie ein Lichtstrahl und so schwebt er über den armen zertretenen Palmzweig hin, der seinen Triumph miterlebte und seine Schmach sah und seinen Blutstropfen trägt. Und wie die durchbohrten Füße darüber gleiten, geht ein Regen und Beben durch die dürren Blätter. Neues Leben, frischer Saft quillt in sie hinein. Leise richten sie sich auf und werden, wie eben vom Baum gepflückt. In voller Schönheit und Frühlingsfrische liegt der Zweig wieder da. Die wunderbare Erscheinung seines Erweckers jedoch entschwindet plötzlich, im Sonnenschimmer untergetaucht.

Die Blätter des Palmzweiges aber wehen ihm leise nach im sanften Hauch des Lenzwindes.

*

Unter den Frauen, die Jesum nachfolgten, ist auch Susanna gewesen, die ihren Namen, der Lilie bedeutet, mit vollem Rechte trägt. Schlank und hoch gewachsen von Gestalt, rein und edel von Gemüt ist sie das lebende Abbild der Blume, nach der sie gerufen wird. Susanna hat Angehörige in Jerusalem. Bei denen ist sie in diesen Tagen gewesen, die seit jenem Einzug

verflossen sind, wo sie eine geschmückte Palme trug und ihrem Lehrer und Meister zujubelte: „Hosianna dem Sohne Davids!"

Aber auch den furchtbaren Leidenstag hat sie durchlitten mit den andern Frauen, die von ferne standen und mit brechendem Herzen nach dem Kreuze blickten. Am Abend ist sie mitgewandelt im stillen Zuge, der den Vielgeliebten ins Gartengrab zur letzten Ruhe brachte. Heute wollte sie, da der Sabbat vorüber ist, mit den Freundinnen dem teuern Toten die letzten Ehren der Balsamierung erweisen. Sie hat sich aber verspätet, die andern nicht mehr daheim getroffen. Da geht sie allein und gedenkt, die Frauen im Garten Josephs zu finden.

Doch wie sie hinkommt, sind sie nicht da, hingegen das Grab offen und leer. Kein Leichnam darinnen....

Was ging hier vor? Was ist geschehen? Haben sie den Leib des Herrn weggetragen? War er sogar im Grabe nicht sicher? Mußte er vor der Wut seiner Feinde noch im Tod geborgen werden? Oder haben ihn diese selber weggeschleppt und versteckt?

Sorgenvoll geht Susanna umher, sucht wen sie befragen könnte und findet niemanden. Wohl aber bemerkt sie, daß die Grabwächter eilends geflohen sein müssen. Es liegen noch einzelne Waffenstücke umher, ein Blumenbeet ist von den flüchtigen Füßen zertrampelt, der Eisenkorb des Wachtfeuers umgestürzt. Und sieh, die Freundinnen müssen auch schon hier gewesen sein, denn ein Päckchen von aromatischen Kräutern liegt am Boden, dabei ein Tuch, das Susanna erkennt. Es gehört Maria, der Mutter Jakobs. Also auch sie waren da und sind gegangen? Und wie es scheint, ebenso eilig als die Soldaten? Rätsel über Rätsel! Susanna beschließt, in das Versammlungshaus zu gehen, bei Maria Markus, wo die Jünger und Jüngerinnen des Herrn sich aufhalten. Dort wird ihr wohl eine Aufklärung werden.

Bei all dem aber ist sie zu eigener Verwunderung, gar nicht betrübt und traurig, wie sie es von rechtswegen doch sein sollte, bei solcher Ungewißheit. Es ist wie ein stilles Freuen, wie ein leises Erwartungsschauern, das in ihrer Seele aufzusteigen beginnt. Was hat das zu sagen? Der Herr ist ja tot und gestorben, seine Leiche vermutlich entwendet, was gibt es da, sich zu freuen oder fröhlich zu sein? Und doch, und doch.... das ahnungsvolle Drängen und Hoffen läßt sich nicht beruhigen. Susanna wandelt auf dem Wege zurück, den sie gekommen war, wie jemand der einer großen Freude entgegengeht und ohne es zu wollen, muß sie in einem fort die Worte vor sich her sagen, die sie neulich dem Herrn zugerufen hat: „Hosianna dem Sohne Davids, hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn."

Plötzlich aber stutzt sie, hält im Gehen inne und schaut mit großen erstaunten Augen auf etwas zu ihren Füßen.

Liegt da nicht ihr Palmzweig, so wie sie ihn im Zuge schwang und nachher vor dem Herrn niederwarf?

Doch, das ist ja ganz unmöglich, wie käme er hierher an diese Stelle, nachdem sie ihn an einer anderen Seite der Stadt auf die Erde legte? Außerdem müßte der Ihre längst vertrocknet sein und dieser ist so frisch als sei er eben erst vom Baume genommen. Allein dennoch....! Es ist etwas daran, das sie unumstößlich überzeugt, es müsse ihr Palmzweig sein, denn das Band

mit dem er umflochten ist, würde sie unter Tausenden erkennen. Hat sie es doch selbst gewebt und die Muster hineingewirkt. Es kann kein Zweifel obwalten, dies hier ist ihre Palme, wunderbar erhalten, als sei ihr nie etwas Feindliches genaht.

Das muß ein Zeichen Gottes sein, ein Gruß aus einer andern Welt, der ihr eine Frohbotschaft künden soll!

Susanna steht und staunt. Endlich hebt sie mit ehrfürchtigen Händen den wunderbaren Zweig auf und gewahrt den rotleuchtenden Flecken auf seinen Blättern. Glänzt er nicht wie das Insiegel eines Gnadenkönigs? Das bestätigt noch alle Vorahnungen ihrer Seele. Es wird der Jüngerin des Herrn überaus feierlich zumute, sie fühlt, daß sie an der Schwelle eines Heiligtums steht, das sich ihr gleich öffnen wird; daß sie vor einem Ereignis anlangte, das an Größe alles übertreffen soll, was Menschengedanken sich ersinnen können.... Eine stürmische Freude quillt in ihrem Herzen auf, so stark, daß sie sie kaum tragen kann. O schnell, nur schnell zu den Getreuen Jesu geeilt, da wird ihr die Krönung aller Seligkeit werden!

Wie eine Siegerin wandelt sie dahin mit der Palme in Händen.

Und als sie mit ihrem Wunderfund bei der kleinen Gemeinde ankommt, findet sie die Getreuen jubelnd und frohlockend beisammen. Aus freudebebendem Munde wird ihr zugerufen:

„Der Herr lebt! Er ist auferstanden. Wir haben ihn gesehen, er war hier bei uns. Er ist wahrhaftig auferstanden."

Gott wird uns zwar oft prüfen, aber seien wir gefügig und demütig, überlassen wir uns nie der Traurigkeit und lassen wir uns nie von der Phantasie beherrschen, sonst begehen wir Unrecht gegen unsere eigene Seele und die anderer und wir schädigen oft das Werk Gottes. Es ist eine allgemeine Wahrheit, daß jede Regung der Seele, welche Mutlosigkeit und Verwirrung erzeugt, Gott mißfällig ist. Wenn wir uns solchen Regungen überlassen, öffnen wir dem Teufel die Tore unserer Seele, der die Gelegenheit benutzen wird, um uns zu Grunde zu richten.

Stellen wir alles der Leitung Gottes anheim; es ist ja nicht unser Werk, das wir vollführen, sondern das seinige; es ist nicht unser Interesse, das wir suchen, sondern das seinige in den Seelen, die wir zu retten suchen. Er ist mächtig genug, um uns Erfolg zu verleihen; wenn er es aber für nützlich hält, uns in unserem Bestreben aufzuhalten, so ist das allein seine Sache. Wir unsererseits müssen beten, abwarten und das Verfahren des göttlichen Meisters nicht beurteilen, sondern nur zu erkennen suchen.

Der Ehrwürdige Pater Libermann.



Bücher und Blätter



Missionsbilder. Herausgegeben von P. Herm. Joseph Will, Missionsprokurator der deutschen Dominikaner. Nr 1 Der sel. Franz Fernandez de Capillas, 36 S. in kl. 8°. Nr 2 St Dominikus und die Heidenmission. Preis 15 Pf. Düsseldorf 1916, Missionsverlag der deutschen Dominikaner.

Eine Broschürensammlung über das Missionswerk der Dominikaner. No 1 enthält das schön geschriebene Leben des ersten Märtyrers Chinas, den Pius X. selig sprach. In No 2 hätten wir gerne etwas mehr über die Heidenmissionen gehört.

Die Missionstätigkeit im Hinterlande. Nach einem Vortrag des hochw. P. Gatterer S. J. 8 S. in 12°. 5 Pf.

Ein Auszug aus der Festrede bei der Jahresversammlung der St Petrus Claver-Sodalität.

Im Dienste der Negersklaven. Von einem Missionspriester. 32 S. in 12° mit neun Illustrationen. St Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Köln, Maria Ablaßplatz 10a. Preis 10 Pf.

Knüpft an das Negerapostolat Petrus Clavers in Cartagena an, um die Missionstätigkeit der St Petrus ClaverSodalität in unseren Tagen des Näheren zu beleuchten.

Die katholischen Missionen. Eine nach Krose zusammengestellte **Tabelle** von Pfarrer J. Knor.

Die Tabelle bietet Zahlen und graphische Darstellungen der christlichen und nichtchristlichen Religionen, sowie kurze Angaben über die „Katholische Opferwilligkeit für die Heidenmission" (Geldopfer und Opfer an Missionaren). Für Vereinszimmer, Schulen u. dergl. sehr zu empfehlen. Zu beziehen gegen ein Opfer für seinen Kirchenbau von Hochw. J. Knor, Pfarrer in Thalfingen b. Ulm a. D.

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatschrift. 45. Jahrgang. (Oktober 1916 bis September 1917.) 12 Nummern. 4°. Preis Mk 5.—. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. Durch die Post und den Buchhandel zu beziehen.

Inhalt der März-Nummer 1917 Aufsätze: Ein großer Missionsfreund auf dem Kaiserthron. (Anton Huonder S. J.) — Die Entwicklung der katholischen Kirche in Britisch-Südafrika. (Georg Habrich S. J.) — Eine Mission im amazonischen Urwald. (Wilh. Hentrich S. J.) — Zur Klärung und Beruhigung. (Anton Huonder S. J.) — Nachrichten aus den Missionen. — Kleine Missionschronik und Statistisches. — Das Missionswesen in der Heimat. — Bücherbesprechungen.

Die Weltmission der katholischen Kirche. Illustrierte Monatsblätter für die Katholiken der Länder deutscher Zunge. Jährlich 12 Hefte mit je 24 Oktav-Seiten. Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. Mk 2.—

Die neue Zeitschrift des Franziskus Xaverius-Vereins, die in drei Ausgaben (A Vereinsorgan, B Ausgabe für den Buchhandel, C für Österreich) erscheint, hat sich mit ihren ersten Nummern gut eingeführt. Heft 2 enthält: An der Gruft des Missionskaisers. — Die große Lichterprozession. — Missionseifer im Schützengraben. — Das Erbstück zweier Märtyrer. — „Zu uns komme dein Reich" (Bilder vom weiten Missionsfelde). — Das eucharistische Apostolat. — Die Mutter des Missionars. — Ährenlese vom Erntefeld. — Der Roman eines Missionars (Fortsetzung). — Kleine Missions-Auskunftei: Die deutschen und österreichischen missionierenden Schwesterngenossenschaften. — 9 Abbildungen.

Lasset die Kleinen zu mir kommen. Kommunionerzählungen von Schw. M. Paula, Helene Pagés, Angelica Harten, F. Mersmann, Schw. Antonie Stephanie. 153 S. kl. 8°. Warendorf, Schnell'sche Buchhandlung.

Eucharistischer Jugend-Kalender 1917, den Kommunionkindern gewidmet von Benediktus. 4. Jahrgang. In farbigem Umschlag mit zahlreichen Abbildungen. 25 Pf. B. Kühlen, M.-Gladbach.

Zum schönsten Tage. Weißen Sonntags-Ansprachen von Pfarrer Bitter, Gelsenkirchen-Hüllen. 8°. 120 S. Preis geheftet 1 Mk. Mit 20 % Teuerungszuschlag. A. Laumann, Dülmen i. Westf.

Soldaten Christi auf dem Schlachtfeld und in der Heimat. Ein Büchlein für Erstkommunikanten von Helene Pagés. Laumann'sche Buchhandlung, Dülmen. Mk 0.75, gebd. 1 Mk. (Mit 20% Teuerungszuschlag.)

Bereitet den Weg des Herrn! Erzählungen für Erstkommunikanten von Prof. Hch. Schwarzmann, Religions- und Oberlehrer. 10. Auflage. 384 S.

Halbleinenband Mk 2.25, Leinenband Mk 2.50, Geschenkband Goldschnitt Mk 3.50. Kevelaer, Butzon u. Bercker.

Bleibe treu! Ein Buch für die Jugend zur Erinnerung an den schönsten Tag des Lebens von Prof. Hch. Schwarzmann, Religions- und Oberlehrer. 7. Auflage. 376 S. Leinenband Mk 2.50, Geschenkband Goldschnitt Mk 3.50. Kevelaer, Butzon u. Bercker.

Mein Kind, gib mir dein Herz. Erzählungen für kleine Erstkommunikanten von Schw. Maria Paula, Franziskanerin. 192 S. 21.—30. Tausend. Mit Titelbild und acht Einschaltbildern. Halblein. Mk 2.—, Ganzlein. Mk 2.50, Prachtband mit Goldschnitt Mk 3.50. Kevelaer, Butzon u. Bercker

Jesus, bleib in meiner Seele! Ein Buch für Erstkommunikanten als Begleiter auf dem ferneren Lebenswege. Zusammengestellt von Schwester M. Paula, Franziskanerin. 224 S. Mit Titelbild. Ganzleinenband Mk 2.50, Prachtband, Goldschnitt Mk 3.50. Kevelaer, Butzon u. Bercker.

Zum Charakterbild Jesu. Von Moritz Meschler S. J. 3. Auflage. (Gesammelte Kleinere Schriften, 1. Heft.) 8°. (X u. 114 S.) Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. Mk 1.60; in Pappband Mk 2.—

Zeitgedanken katholischer Erziehung. Von Moritz Meschler S. J. 3. Auflage. (Gesammelte Kleinere Schriften, 2. Heft.) 8°. (VIII u. 156 S.) Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. Mk 2.—; in Pappband Mk 2.40

Die seligste Jungfrau. Von Moritz Meschler S. J. 1. und 2. Auflage. (Gesammelte Kleinere Schriften, 4. Heft.) 8°. (X u. 66 S.) Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. 90 Pf.; in Pappband Mk 1.20.

Geistesleben. Von Moritz Meschler S. J. 1. und 2. Auflage. (Gesammelte Kleinere Schriften, 5. Heft.) 8°. (X u. 132 S.) Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. Mk 1.70; in Pappband Mk 2.—

Aszese und Mystik. Von Moritz Meschler S. J. 1. und 2. Auflage. (Gesammelte Kleinere Schriften, 6. Heft.) 8°. (XII u. 196 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. Mk 2.40; in Pappband Mk 2.80.

Apostolat. Von Moritz Meschler S. J. 1. und 2. Auflage. Mit Bild und Lebensabriß des Verfassers. (Gesammelte Kleinere Schriften, 7. [Schluß-] Heft.) 8°. (X u. 136 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. Mk 1.80; in Pappband Mk 2.20.

Bis zum 3. Heft hat P. Meschler seine kleineren Schriften noch selber in vorliegender Sammlung veröffentlicht. Mit uns werden viele dem Herausgeber der Folge sowie dem Verlag aufrichtigen Dank wissen, daß trotz Ungunst der Zeit die Sammlung fortgesetzt und abgeschlossen werden konnte.

„Nachfolge Christi" in 4 Heften. „Von der Seelenzucht", „Vom Seelenwege", „Vom Seelensegen", Vom Seelenbrot" zusammen in einer Scheide Mk 1.80; (die Heftchen nacheinander je 40, 30, 80 u. 30 Pf.) Freiburg i. Br., 1917, Herdersche Verlagshandlung.

Unter diesen Titeln bringt Herder die Sailer'sche Übersetzung (herausgegeben von Dr Fr. Keller) der Nachfolge Christi in Einzelheftchen heraus. Die Teilung ermöglichte Verwendung schöner Schrift und Ausstattung mit Führichbildern.

Judith, oder Heldenkraft und Heldentrost. Kriegs- und Fastenpredigten von P. H. Volpe O. M. I. 80 S. in 8°. Geh. Mk 1.20. Laumann, Dülmen.

Die Vorträge lehnen sich an wenige Stellen des im Titel genannten Buches an und wollen zeigen, wo wir in der gegenwärtigen schweren Zeit Kraft und Trost finden können. — Sowohl als Privat- oder Familienlesung in der Fastenzeit, als auch als Vorlage für ähnliche Vorträge können sie mit Nutzen verwertet werden. — Anspielungen auf profanes Wissen setzen einen gebildeten Zuhörer- oder Leserkreis voraus. Z.

Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius-Geschichtlein. Von Heinrich Federer. 1. bis 30. Tausend. Einbandzeichnung von Professor Georg Schiller. 12°. (IV, u. 64 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband Mk 1.—

Patria! Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit von Heinr. Federer. 1. bis 30. Tausend. Einbandzeichnung von Professor Georg Schiller. 12°. (IV. u. 92 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband Mk 1.—

Zwei allerliebste Bändchen, für unsere katholische gebildete Jugend, für alle, denen das Herz ist ewig jung geblieben. Wenn Dichter erzählen, das weiß man, dann klingt's und flimmert's, dann duftet's und strahlt's. Bei Heinrich Federer kommt meist noch etwas hinzu: er hebt, gibt Schwingen, verklärt. An beiden Erzählungen hat des Sängers edles, reines Priesterherz wundersam mitgedichtet, hat heilige Weihe und blütenweißen Unschuldsschimmer aus entzückten Kinderaugen, sommerlichen Zauber ausgegossen über das wildpulsierende, schwärmerische Treiben irländischer Freiheitshelden wie über das nächtliche Geschehen in regenklatschender, heulender Abruzzennacht. D.

Seine Vielgetreuen, die Frauen aus der Zeit Christi. Erzählungen von Anna Freiin von Krane. 279 S. in kl. 8°. Mit Titelbild nach einer Urzeichnung der Verfasserin. Brosch. Mk 4.40, geb. Mk 5.50. Köln, J. P. Bachem.

Anna von Krane wird nicht müde, vom Menschensohn zu erzählen; und wer ihre Art einmal kennt, greift immer wieder gern nach ihren Büchern. „Seine Vielgetreuen", das zu Weihnachten 1916 auf den Büchermarkt kam, war Februar 1917 schon vergriffen. Unsere Leser kennen die Schriftstellerin bereits und finden auch in vorliegender Nummer einen Beitrag, den wir ihrer fleißigen Feder verdanken. Ob Anna von Krane den Bericht des Evangeliums paraphrasiert oder auf die Legende zurückgreift — immer gelingt es ihr, den heiligen Text plastisch und bestimmt in die Erscheinung treten, die Heilandsworte wuchtig und erschütternd wirken zu lassen. Dankbar nimmt man entgegen, was Verfasserin über Topographie und Geschichte einschaltet und gerne folgt man, wenn sie Ersonnenes und Erwogenes bietet. Ein Buch für stille Stunden, das gerade in unserer Zeit in viele Hände kommen müßte; es hätte so vielen vieles zu sagen. —n.

Pastor bonus. Monatschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis herausgegeben von Dr E. Willems, Geistl. Rat, Professor am Priesterseminar zu Trier. Halbjährl. Mk 2.50 Trier, Paulinusdruckerei.

Inhalt des März-Heftes 1917: Psalm 110: Dixit Dominus Domino meo (Schluß). (Prof. Dr Theis). — War die Reform des Breviers durch Pius X. notwendig? (Schluß). (Dechant Dr Ott). — Drängende Aufgaben auf dem Gebiete der Caritas (Diözesan-Caritas-Sekretär Dr Vogtel). — „Der Primat keine bewaffnete Eroberung" (Prof. Dr Chr. Schmitt). — Aktuelle Moralprobleme (Prof. Dr Hamm). — Hat das neue Proprium die Verehrung der Heiligen im Bistum Trier beeinträchtigt? (Dechant Dr Ott).

Das Heilige Feuer. Religiös-kulturelle Monatschrift. Märzheft. Preis nebst der Beilage „Die Großdeutsche Jugend" jährlich 6 Mk, Einzelpreis 50 Pf. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn. Probeheft liefert der Verlag.

Fasten 1917. — P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B., „Selig die Trauernden . . ." — Gedicht. (Joseph Max Fischer). — Carl Gabriel Pfeil, Die Sehnsucht nach Vergottung. — Jos. Mockenhaupt, Haec omnia tibi dabo, si . . . — Gedicht. Die alte Linde (Peter Bauer). — Dr Michel Raabe, Allerhand Katholizismus. — Hochschulprofessor Dr Ignaz Klug, Religion und irdischer Gewinn. — Prof. Heinrich Heimanns, Auf dem Wege zur deutschen Theaterreform. — Joh. Mich. Sailer, Vom Reformieren. — Joh. Evang. Ewerhart, Ein Wort zur Verständigung über die Lebensmittelpreise. — Anna Thoemes, Vernunft in der Kleidung. — Bücherschau. — Erwägungen und Anregungen.

Der Katholik. Red. von Prof. Dr J. Becker und Prof. Dr J. Selbst. 97. Jahrg. 1917, Mainz, Kirchheim & Co. 10 Hefte Mk 12.—.

Inhalt von Heft 1: Prof. Dr Jos. Selbst, Gedanken des Friedens. — Dr Joseph Frings, Die Einheit der Messiasidee in den Evangelien. — Prof. Dr Michael Rackl, Die Echtheit der Briefe des hl. Ignatius von Antiochien. — Heinr. Welter, Die römische Frage und Versuche zu ihrer Lösung. — Literatur: Literatur zum Neuen Testament. — Franz Weiß, Tiefer und treuer. — Religiöse Kriegsliteratur. — Kleine Schriften für Jugend und Volk (Forts.) — Miszelle: Über das neue Gesetzbuch des kanonischen Rechtes.

Die Bergstadt. Monatsblätter, herausgegeben von Paul Keller. Vierteljährlich Mk. 3.—. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1.

Empfohlen haben wir sie stets, die rührige, immer wachsende Bergstadt. Nun wollen wir tadeln, um zu loben. Wohl seit ihrer Gründung untersteht des Bergstädters Bücherstube der mütterlichen Sorge und der jugendlichen Freundlichkeit der E. M. Hamann. Daß die über 70jährige „Salon" zu führen versteht, geistreich, welterfahren, aufklärend und orientierend zu plaudern „los hat", mögen ihr die Bücher noch so kunterbunt auf den Arbeitstisch fliegen, das weiß jeder, der diese sachliche und abgeklärte Bücherkritik liest und verfolgt. Und das tun viele. Nun, ist's da nicht doppelt ärgerlich, daß die rezensierten Bücher nicht eigens im Verzeichnis registriert oder doch wenigstens, wie im „Hochland", in deutlicher Fußnote übersichtlich zusammengestellt sind? Zum Nachschlagen, wie bequem . . .! Jetzt wie zeitraubend, da man den ganzen Text wieder durchlaufen muß und in der Eile selbstredend gerade das übersieht, was man sucht . . . Also freundlicher Antrag auf Verbesserung! D.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

Mai-Juni 1917 18. Jahrgang Heft 5 u. 6

Echo aus den Missionen
der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

„Wir hegen das feste Vertrauen, daß alle, welche des katholischen Namens sich rühmen, an diesem frommen Werke, das uns so sehr am Herzen liegt, sich beteiligen.“ (Apost. Hirtenschreiben Sr Heiligkeit Papst Leos XIII. „Sancta Dei Civitas“ über die katholischen Missionen. 3. Dezember 1880.)

Kardinal v. Hartmann über Missionshäuser

Der Erzbischof von Cöln
J.-N. 1817

Cöln, den 20. April 1917

Es ist eine Ehrenpflicht für die Erzdiözese Cöln, die Missionshäuser auf kölnischem Boden tatkräftig zu fördern.

Schön und verdienstvoll ist es, den Missionen mit Almosen zu helfen; wichtiger und verdienstvoller, ihnen die notwendigen Missionare bereit zu stellen. Dies geschieht durch Unterstützung der Missionshäuser Knechtsteden und seiner Filiale in Broich b. Vorweiden, Kreis Aachen.

Darum empfehlen wir dem Klerus wie den Gläubigen recht angelegentlich, die Bestrebungen des Vereins für das Missionshaus Knechtsteden durch Gebet und Almosen zu unterstützen und für die Einführung des Vereins in den Pfarreien Sorge zu tragen.

Felix Kard. v. Hartmann.

Die Anfänge der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert

3. Auf nach Afrika!

Obwohl die Verständigung mit dem gottgesandten Missionsbischof leicht war, vergingen doch Wochen und Monate in Vorbereitungen und Erkundigungen aller Art, in Abmachungen mit Nunziatur, Marineamt usw. Zweimal gar ward die Abreise verschoben, einzig aus Gründen größerer Vorsicht.

Als endlich der Tag gekommen, versammelte sich, kurz vor der Abschiedstunde, die Klostergemeinde nochmals zu Füßen des göttlichen Heilandes. Es war, um Zeuge einer schlichten und doch großen, einer stillen und doch erhabenen Feier zu sein: der hl. Weihe an das opferreiche, gottgewollte Missionsapostolat. Vor dem Tabernakel knieten sie, die sieben Auserwählten, liebedurchschauert, opferbereit, das erste Fähnlein der großen afrikanischen Missionsarmee.

Die apostolische Weihe

Ein Gedanke beseelte sie alle, dieselbe Begeisterung, dieselbe Todesverachtung. Leben und Zukunft, Mühe und Ehre, Erfolg und Verkennung, Talent und Gesundheit, alles — alles für Gott und die Missionen! In der Weiheformel klingt das zwar alles heroisch mit, aber doch monastisch verschleiert, schlicht und bescheiden wie alles wahrhaft Große:

„Anbetungswürdigster Herr und Heiland Jesus Christus! Dir weihe ich mich ohne Vorbehalt, dir gebe ich mich rückhaltlos hin, um mein ganzes Leben ganz dem Heile der Seelen und ihrer Heiligung zu widmen. Insbesondere weihe und opfere ich mich für die verlassensten und verachtetsten Seelen deiner hl. Kirche. Dazu bin ich fest entschlossen, und darum gelobe ich dir, o mein höchstes Gut, während meines ganzen Lebens, mit allen Kräften meiner Seele, daraus meine einzige Beschäftigung machen zu wollen, gemäß unsern Regeln und dem Willen unserer Obern."

Dann sprach der tiefgerührte Superior letzte herzliche Abschiedworte, Worte der Liebe und des Vertrauens, der Begeisterung und der Ermahnung, die sie wie ein Heiligtum einschlossen in den Schrein ihrer Seelen. Und während der Psalmvers: Ecce quam bonum zitternd durch das Kirchlein klang: „Wie lieblich ist es und gut, wenn Brüder friedlich beisammen wohnen ....", ging er zu jedem hin und drückte ihn väterlich an sein Apostelherz zum frommen, stillen, ewigen Friedenskuß.



Gegrüßet seist du, Maria!

Aus dem Steinle'schen Madonnenzyklus (B. Kühlens Kunstverlag, M. Gladbach)

Und als hierauf die „Gott- und Todgeweihten" sich gegenseitig in heiliger Liebe umarmten, da blieb kein Auge tränenleer, da stockte der schluchzende Psalmengesang. Wie ein stilles, bangstolzes Ahnen ging es durch die Reihen: In der Heimat gibts kein Wiedersehen! Kein Wiedersehen! — Doch, was verschlägt's? Ist es nicht für Gott und die Seelen? Voran denn im Namen des Herrn!

Bis zur Gnadenstätte von U. L. Frau vom Sieg wollte Libermann seine ersten „Afrikaner" unbedingt begleiten, um daselbst zu Füßen der gebenedeiten Jungfrau letztmalig gemeinschaftlich mit- und füreinander zu beten und zu flehen; zu danken und zu huldigen dem viellieben Mutterherzen, zu widmen auch die kommenden Mühen, Nöte, Strapazen und Entbehrungen, zu empfangen endlich und hinauszutragen den unschätzbaren hl. Muttersegen.

Ob es Libermann geahnt, daß er seinen Söhnen tatsächlich das letzte Geleit gegeben? — — —

Ausfahrt und Ankunft

Während er sinnend und betend nach Neuville zurückkehrte, steuerten die Sieben hoffnungsfroh dem Süden zu. In Bordeaux mußten sie noch geraume Zeit auf die Abfahrt des Schiffes warten. In einem von barmherzigen Schwestern geleiteten Waisenhaus fanden sie freie und zuvorkommende Aufnahme. Untätig verblieben sie diese Zeit hindurch nicht. In verschiedenen Kirchen und Anstalten verkündeten sie das Wort Gottes, überall auffordernd zu regerem Missionsinteresse, zur freiwilligen Mitarbeit, besonders aber zum eifrigen, nie erlahmenden Missionsgebet. Und ihre Mühe ward gleich herrlich belohnt.

Drei junge Handwerker kamen und baten inständig, mit hinüber zu dürfen zu den armen Heiden. Als Hilfsbrüder wollten sie mitwirken an der Ausbreitung von Christi Reich und Gottes Ehre. Da ihr Wille ernst und ihr religiöser Eifer erprobt und bekannt war, zögerte man nicht, sie aufzunehmen. Das sind unsere ersten Missionsbrüder!

Inzwischen war auch Bischof Barron eingetroffen. Dessen Freude über den unerwarteten Brüderzuwachs ging über alles. Mit Rührung, Stolz und dankerfülltem Herzen schaute er auf das mutige, wenn auch bescheidene Fähnlein hin, seine Garde, seine Sturmkolonne, seine Armee, sein Alles! Damit soll er nun die Schlachten des Herrn schlagen, den friedlichen Kreuzzug eröffnen, Christus und der Kirche das ungeheure heidnische Afrikaland zurückerobern. Freilich, Idealismus und heiliger Optimismus sind hierzu schon erforderlich und zwar in nicht gewöhnlichem Grad. Aber das glühte und trieb

ja mächtig in aller Herzen: Für Gott und die Seelen, getreu bis zum Tod!

Die Namen aber dieser wackeren Erstlinge des Negerapostolates wird die afrikanische Missionsgeschichte stets in ehrfurchtsvoller Hochachtung und dankbarer Erinnerung nennen. Es waren die Patres: Bessieux, Bouchet, Roussel, Maurice, De Regnier, Audebert und Paulus Laval, mit den Brüdermissionaren Fabius, Gregor und Andreas.

Die meisten der Herren hatten ehedem mit Libermann in St Sulpice studiert und in der Welt vielfach angesehene Stellungen bekleidet, als Kapläne und Pfarrer, einer gar als Seminardirektor. Paulus Laval war der Sohn eines protestantischen Pastors, P. Audebert eines berühmten Advokaten.

Am 13. September, am Vorabend des Festes Kreuzerhöhung, stachen sie in See. Wie passend und bedeutungsvoll! Unter dem glorreichen Banner des heiligen Kreuzes, das sie doch auf den schaurigen Zinnen dieser alten Zwingburg des höllischen Fürsten der Finsternis aufzupflanzen vorhatten, traten sie ihre Missionsreise an. Bemerkenswertes bot sich kaum, außer daß es ihnen auf der langen Fahrt, die 36 Tage dauerte, unbequem genug erging. Ihre Kabine, ohne Fenster und Lüftung, mußten sie mit einem Schiffsjungen und mehreren Hunden teilen. Ungeachtet dieser Belästigung blieben sie guter Dinge und versuchten unter der Schiffsmannschaft seelsorgerisch zu wirken. Zum Teil mit recht tröstlichem Erfolg; erblühte ihnen doch die Freude, den zweiten Kapitän und einen 34jährigen Matrosen in schlichter frommherziger Feier zur ersten hl. Kommunion zu führen.

Am Abend des 29. November landeten sie am Palmenkap[1]. Zwei Tage darauf, am Feste des großen Missionars Franziskus Xaverius, weihten sie ihre apostolische Tätigkeit ein durch eine Prozession zum nächsten Dorf, wobei sie in glühender Liebe und jubelnder Begeisterung den Davidischen Siegerpsalm: Exurgat Deus! und das herrliche Magnificat sangen.

Gott erhebe sich, und seine Feinde mögen sich zerstreuen,
Vor seinem Angesichte sollen fliehen, die ihn hassen!
Wie Rauch verweht, so sollen sie verwehen;
Wie Wachs am Feuer schwindet, sollen Sünder vor dem Herrn zergehen!
Doch die Gerechten sollen jubeln und vor Gottes Antlitz jauchzen
Und fröhlich sein in Wonne! Ps 67.

Im nahen Dorf hielt P. Bessieux dem mit offenem Munde sie angaffenden Negervolke eine flammende Predigt, die ein Dolmetscher

[1] In Westafrika, an der Südküste von Liberia, an der Grenze von Elfenbein- und Pfefferküste.

stückweise in die Landessprache übersetzte, während unweit davon dem Teufel ein Götzenopfer dargebracht wurde.

Nun hieß es eiligst die Eingeborenensprache erlernen, das Grebro. Behilflich hierin war ihnen Davis, ein Bruder des Häuptlings. Äußerst mühsame Arbeit, da Grammatik und Wörterbuch völlig fehlten; aber es ging merklich und hoffnungsfroh voran, als in der dritten Woche das tückische Tropenfieber die Ahnungslosen überfiel.

4. Die ersten Opfer

Innerhalb acht Tagen erkrankten vier Patres und drei Brüder. Schon am Samstag, den 29. Dezember, genau einen Monat nach ihrer Landung, starb der erste dahin. Es war der lebenssprühende, sonnige P. de Regnier.

Kurz vor seinem Hinscheiden, nachdem er die hl. Ölung empfangen, hatte er noch flüchtig dem allverehrten Vater diese herrlichen Abschiedsworte geschrieben, die gleichzeitig mit seiner Todesnachricht im Noviziat anlangten:

„Ich lege mich nieder, um zu sterben. Werden Sie nicht mutlos, teurer Vater. Wenn ich noch einmal anzufangen hätte, ich würde es abermals und tausendmal tun, aus Liebe zu Jesus und Maria. Ich würde mein glückliches Los nicht vertauschen gegen alle Güter der Welt. Geliebtester Vater, wenn alles verloren zu sein scheint, dann wird Maria sich zeigen. Sive vivimus, sive morimur, Domini sumus et Mariæ. Mögen wir leben oder sterben, wir gehören dem Herrn und Maria an."

Ist das nicht Heldenmut, würdig der schönsten Zeit unserer herrlichen Märtyrerkirche? Ist das nicht Liebe, stark wie der Tod?

Zwei Briefe gingen rasch nacheinander vom Noviziat ab mit Weisungen, durch welche vielleicht die übrigen Mitbrüder hätten gerettet werden können. Allein keiner gelangte an seinen Bestimmungsort. So wurden leider auch die andern in kurzer Zeit, wie eine wehrlose Beute hinweggerafft.

Noch ruhte P. de Regnier nicht volle 24 Stunden in Afrikas glühender Tropenerde, als ein Laienbruder in wenigen Augenblicken einem Sonnenstich erlag. Drei Wochen später hauchte ein dritter seine edle Dulderseele aus: der junge P. Roussel.

Noch Schlimmeres kam. Brach da ein benachbarter Negerstamm, der durch die Niedermachung einiger Sklaven durch Europäerhand aufs äußerste erbittert war, verheerend über die Küstenlandschaft herein allen Weißen Tod und Verderben schwörend. Patres und Brüder, obwohl größtenteils von heftigem Fieber ergriffen, mußten fliehen, der Bischof mit ihnen. Nur P. Bessieux, weil allzusehr erkrankt, blieb mit einem Bruder zurück.

Fliehen, aber wohin? Der hochwürdigste Herr verteilte seine Leidensgenossen auf zwei Posten: Großbassam und Assinie, damals


Besuch beim Häuptling (Angola, Port. Westafr.)

kleine Handelsorte an der Elfenbeinküste, nicht sehr weit von einander entfernt. Vorbereitet war natürlich nichts zu ihrer Aufnahme. Briefe schrieben sie auf ihren Knien.

Im Mai und Juni neue Opfer: einer ward vom Schlag gerührt, der andere vom bösen Malariafieber hinweggerissen. Da faßte Bischof Barron den Entschluß, mit dem nächsten Schiff das gesamte Personal von Assinie nach der gesünderen Handelsstation Gore im Senegalgebiet zu versetzen. Als aber der Dampfer anlief, befand sich P. Paulus Laval derart schwach, daß er als nicht transportfähig mit einem Bruder zurückbleiben mußte — es war, um kurz darauf gottselig im Herrn zu sterben. Bereits das 6. Opfer!

Bis jetzt wußte Libermann nur vom Tode der zwei ersten Missionare. Gleich hatte er an seine „vielgeliebten, schwergeprüften Söhne“ ein Schreiben gerichtet voll väterlicher Innigkeit und weiser Ratschläge, aber auch voll des glühenden Wunsches, sie alle in ihrer hochherzigen Gesinnung beharrlich zu sehen, für Gottes Ehre und der armen Schwarzen Heil, beharrlich bis in den Tod.

„Ich gestehe Euch,“ schreibt er, „daß mein Herz von einem zweifachen Schwert durchbohrt ist. Meine Seele ist tief bewegt und erschüttert, so oft ich an Euch denke. Wir betrachten Euch alle als wahre Bekenner, und ich hoffe, daß Ihr auch teilnehmen werdet am Lohne der Märtyrer. Was alles in meiner Seele vorgeht, vermag ich nicht auszudrücken. Meine Liebe und Zuneigung zu Euch hat sich verhundertfacht. Ergriffen bin ich durch Eure Leiden und dennoch preise ich Gott, den Gerechten, der sich herabläßt, sie Euch zu senden. Ob ich Mitleid mit Euch habe! — und dennoch freue ich mich über Eure Trübsal. Traurig bin ich und niedergeschlagen — und im Herzen flimmert Wonne und Frieden! Ich bete für Euch und sage Gott Dank für alles, was geschehen ist. Ach! bleibt gut und treu, liebet Gott und opfert Euch für seine Ehre! Liebet Euch untereinander! Himmelssegen wird Eurem Kreuze folgen.“

Endlich lief ein viel verspäteter Brief vom Missionsbischof ein, der allerdings des Traurigen übergenug meldete:

1. Die weiteren Verluste, die wir bereits kennen, 2. den hoffnungslosen, verzweifelten Zustand der Überlebenden, 3. die Auflösung der Mission, 4. des Bischofs Entschluß, dem Hl. Stuhl sein Abdankungsgesuch als Apostolischer Vikar zu überreichen und 5. seine bevorstehende Abreise nach ... Amerika.....

Das starke Herz

Da stand freilich der arme Superior zunächst wie sprachlos, wie angedonnert. Schrecklich wühlte der Schmerz in Gemüt und Seele, aber noch größer war seine Ergebung.

„O wie groß ist das Unglück, wie jammervoll das Schicksal!“ schrieb er damals. „Allein eins erhoffe ich dennoch aus all dem Weh: daß dem immensen Weltteil endlich aufleuchte das strahlende Heil der Erlösung! Und sollte der Allmächtige von uns allen, so viele wir sind, das Opfer unseres Lebens zu seiner Ehre verlangen, wir müßten uns vor ihm niederwerfen,

müßten ihn schalten lassen. Nicht für uns arbeiten wir, leben wir, sondern für ihn allein."

Nein, entmutigen ließen sich weder Libermann noch seine Novizen. Es wuchsen sozusagen des Stifters Glaube und liebevolles Gottvertrauen mit den Opfern, die er bringen mußte, mit den harten Schicksalsschlägen, die seine Hoffnungen und Entwürfe jämmerlich zerschlugen.

„O unglückliches Guinea", schrieb er seinen Mitbrüdern auf Réunion. „Ich glaube, ich trage es ganz in meinem Herzen! Die unglückliche Lage dieser armen Seelen drückt und beugt mich nieder. Vielleicht mehr als 50 Millionen Menschen wohnen in jenen ungeheuer ausgedehnten Gegenden. Noch niemals haben sie etwas gehört von der frohen Heilsbotschaft, die uns der Heiland gebracht. Sollen diese Millionen Seelen denn bis zum Ende der Welt verlassen bleiben? Niemals! das darf nicht geschehen. Und mir scheint, daß gerade wir mit dieser Verkündigung beauftragt sind. Darum auch bin ich der Überzeugung, die Unserigen, die dort einen frühen Tod gefunden haben, es waren Schlachtopfer, die der Allgütige uns in diese Länder hat schicken lassen. Um so reichlicher auch wird der Gnadentau auf das arme, verstoßene Afrika herabfallen; denn sie werden ihn erflehen. Ich kann in diesen traurigen Ereignissen nur das Walten der göttlichen Vorsehung erblicken. Alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, sie haben sich als unnütz erwiesen.

Man wird mir vielleicht sagen, es war unklug, eine so schwierige Mission zu übernehmen: das konnte ja nicht gelingen oder doch erst nach einer Reihe von Jahren. Aber sind wir denn hingegangen, um die Freude des Erfolgs zu haben? Den kann nur Gott gewähren. Und sterben werden unsere Missionare auf den Antillen ebensogut wie im verschrieenen Afrika. Nur Mut und gläubiges Vertrauen! Lassen wir uns doch durch diesen Mißerfolg nicht niederdrücken! Glaubet Ihr im Ernst, die himmlische Güte könne uns nicht einige apostolische Arbeiter erhalten, ebensogut wie den Methodistenpredigern daselbst? Oder sollten die etwa mutiger sein, als wir, die wir mit dem einzigen Verlangen kommen, Christum zu verherrlichen und für das Wohl jener armen verlassenen Bevölkerung zu sorgen?

Übrigens hat dieser Schlag, weit entfernt, unsere Mitbrüder zu entmutigen, vielmehr ihren Eifer stärker entflammt. Alle baten mich, nach Guinea gehen zu dürfen; mehrere richteten sogar flehende Bitten an mich. Schließlich mußte ich ihnen verbieten, mich damit beständig zu verfolgen. Ich kann die Leute doch unmöglich zur Schlachtbank schicken. Das Leben der Missionare ist zu kostbar.

Aber betet, betet inständig für das arme Guinea. Ich habe diese Katastrophe halb geahnt, ja fast mit Sicherheit vorausgesehen. Seit acht bis zehn Monaten hatte ich keine Ruhe bei Tag und bei Nacht; des Gedankens an Guinea konnte ich mich nicht entschlagen."

In einem anderen Brief an den Zentralrat des Weltmissionsvereins zur Ausbreitung des Glaubens heißt es:

„Niemals empfand ich tiefere Betrübnis, wie über den frühen Tod

meiner lieben, teuern Mitbrüder, die zu großen Hoffnungen berechtigten. Indes muß ich in Wahrheit gestehen, daß der jährliche Verlust Millionen unsterblicher Seelen, in dem unerforschten Afrika, mich noch mehr beschäftigt und bewegt.... Anscheinend verlangte der Heiland von unseren Herren nicht missionarische Arbeit, sondern frühe Teilnahme an seinem Leid und Kreuz, an seinem Opfertod. Daß die göttliche Barmherzigkeit diesen jungen Lebensopfern ein wenig von den Verdiensten des eigenen Opfertodes beimessen und anrechnen wird, diese Hoffnung hege ich bestimmt; sind sie doch als jugendliche Opfer gefallen für Gottes Ehr im hl. Kampf. Nun sind es ebensoviele Fürsprecher am Throne des Allerhöchsten. Gelobt sei sein hl. Name und seine Gerechtigkeit gebenedeit! Möge nun aber beginnen das Reich der Barmherzigkeit!" Forts. folgt.



Aus unsern Missionen



Kriegsfolgen im Ap. Vikariat Bagamoyo

(Deutsch-Ostafrika)

Die Kriegsfolgen machen sich immer mehr fühlbar," schreibt Bischof Vogt unterm 20. Januar 1917. „Vielerorts sind die Früchte langer Arbeit- und Opferjahre vernichtet. Viele Schulen zerstört, andere aufgelöst, verlassen. Eine Mission mit etwa 40 Schulen wurde vollständig geplündert. Etwa 100 Schulen müssen neugebaut werden, viel Schulmaterial wurde vernichtet. Viele Jünglinge, die für den Katechismusunterricht eingeschrieben waren, mußten Soldat werden. Am meisten schmerzt uns, daß viele, die wir schon gerettet glaubten, nun verloren sind; besonders zu bedauern ist, daß die Missionare die Christendörfer und Schulen nicht besuchen können, jetzt wo es mehr als sonst not täte, zu trösten, aufzumuntern und zurückzugewinnen. Die Zukunft scheint recht dunkel, jedoch den Mut verlieren wir nicht. Gott hat uns bis jetzt sichtlich beschützt. Auf ihn setzen wir unsere Hoffnung."

Gottes Schutz hatte die Station, auf der die ganze Stadt eine Zufluchtsstätte suchte, vornehmlich bei der Beschießung Bagamoyos. Die Erzählung des Vizeadmirals Charlton, der die Beschießung leitete, ist bereits durch die Tagespresse gegangen. Hier möge der Bericht stehen, den er den Bischof (Vogt) über den Vorgang geben läßt: „Das englische Bombardement vom 15. August begann, wie man an dem einsetzenden Geschützfeuer merken konnte, am Morgen, ungefähr ein Viertel nach 5 Uhr. Ich begab mich sofort zum Beichtstuhle. Die Granaten schlugen schon nahe bei der Mission ein. Die Kirche

zitterte, und ich zitterte auch. Ich glaube wohl, daß jeder seine Beichte gut ablegte. Die Kirche bebte mehr und mehr in ihren Grundfesten. Vater Fluk (P. Flick ist wohl gemeint), wollte eine



Aussätzigenkolonie der Mission Bagamoyo D. O. A.

alte Frau warnen, in die Kirche zu gehen, sie antwortete: „Ach nein, wenn ich sterben soll, so will ich in der Kirche sterben." Um 6 Uhr wurde das Angelus geläutet. Ich überlegte, ob wir besser uns auf einen Platz außerhalb der Kirche begeben sollten, wo die Palmen

zersplitterten. Aber als ich die ganze Gemeinde in der Kirche sah, da setzte ich mein Vertrauen in die gnadenreiche Mutter Gottes und stieg zum Altar hinauf, und Vater Gallery (muß wohl Gattang heißen), las die Messe. Bei jeder explodierenden Granate zitterte die Erde. Meine Füße und meine Hände wurden kalt, das Blut drängte sich zu meinem Herzen, aber ich blieb gefaßt und vertraute auf den Schutz des Himmels. Unsere Christen beteten mit Inbrunst. Im Augenblick, als ich das Allerheiligste emporhob, erhielt die Kirche eine schwere Erschütterung durch die Explosion einer Granate, von der verschiedene Bruchteile in die Kirche fielen. Während der Kommunion schwankte die Kirche in heftiger Weise. Wir hörten den Lärm eines großen Zusammenbruchs. Der kleine Seitenturm war getroffen. Nun glaubte ich, es würde eine panikartige Flucht aus der Kirche erfolgen. Aber nein. Nicht allein gab es keine Panik, sondern die Gemeinde scharte sich um das Gitter des Altars und um mich. Wohl war die Furcht da, daß der Tod nahe sei. Ich selbst bangte, daß wir die Kommunion nicht ohne Unheil erleben würden. Nach der hl. Messe wurde der Segen gesprochen, und wir beteten den Rosenkranz. Aber die Geschosse schlugen noch immer nahe der Kirche ein. Schließlich sagte ich, es würde weit besser sein, wenn wir nach dem großen Gebäude, das weiter von der See entfernt lag, gingen. Wir begannen dann auf dem Wege durch den Chor und die Sakristei hinauszugehen, da wir es nicht wagten, die Tür der Kirche zu passieren. Es waren noch etwa 50 Personen im Chor, als eine furchtbare Explosion erfolgte. Die Taufkapelle stürzte ein, und das Kirchenschiff füllte sich mit einer dicken Staubwolke. Staub und Rauch lagerte sich so dick, daß wir einander nicht mehr sehen konnten . . ."

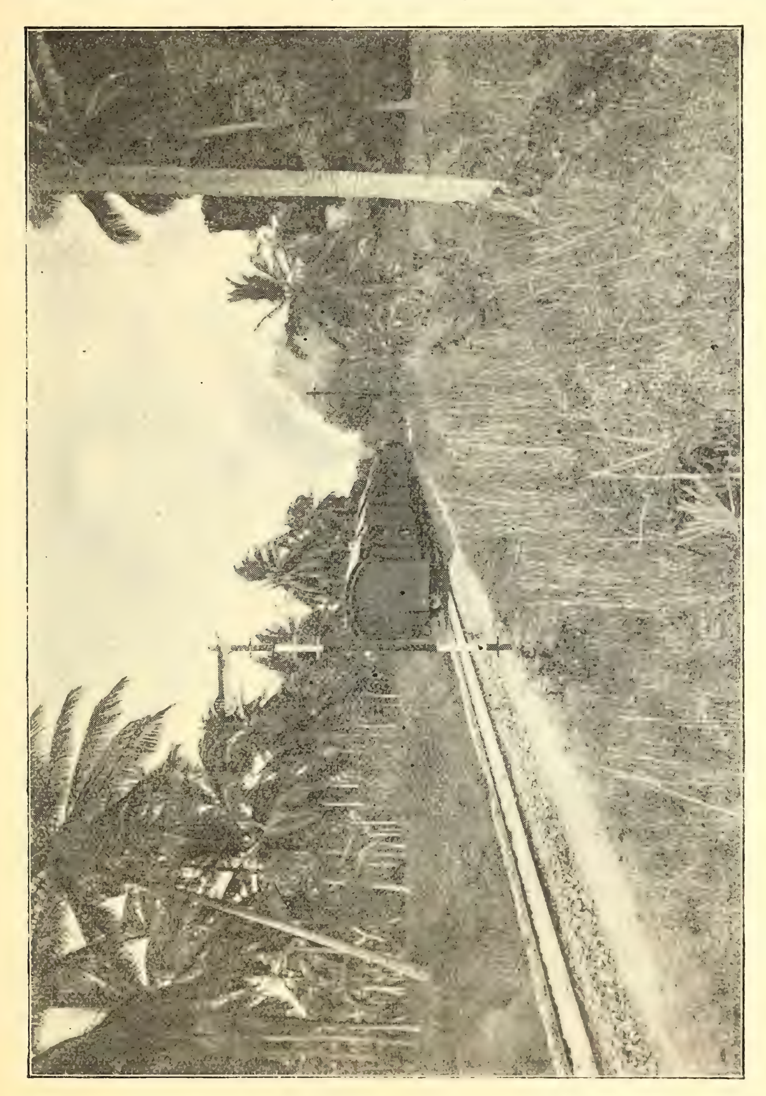
Allerlei Patienten

Von Schw. M. Longina, Missionsschwester vom Kostb. Blut, Mlingano D. O. A.

„Was ihr den Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan." Diese Verheißung des göttlichen Heilandes ermuntert uns, unsern kranken und notleidenden Brüdern und Schwestern zu Hilfe zu kommen. Ist auch vielen zur leiblichen Gesundheit nicht zu verhelfen, so bietet sich doch oft Gelegenheit, manche Seele auf ein glückliches Jenseits vorzubereiten.

Viele junge Leute kommen weit aus dem Innern, um hier in der Nähe der Küste ihr Brot zu verdienen. Da aber der Klimawechsel auch auf den Eingeborenen einwirkt, andere wohl schon halbkrank ankommen, so findet mancher aus ihnen ein frühes Grab.

Seit einigen Monaten haben wir 5 Gräber jugendlicher Arbeiter auf unserem Friedhofe. Drei von ihnen litten an sehr boshaften Fußwunden, die bald ihre wenigen Lebenskräfte aussaugten. Ein anderer wurde im Walde halbverhungert aufgefunden. Er wollte



Usambarabahn Deutsch-Ostafrika

Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin, Daressalam u. Tanga D. O. A.

sich noch zur Bahnstation schleppen, um im Hospital zu Tanga Heilung zu finden. Allein seine Kräfte versagten ihm. Alle vier schmachteten noch unter dem Joche Satans, wußten noch nichts vom lieben Gott und dessen schönem Himmel, in welchen bald ein=

zugehen sie das Glück haben sollten. Nur wenige Tage waren ihnen noch beschieden, nachdem sie Kinder Gottes geworden, und so gingen sie im weißen Gewande der Taufunschuld in die frohe Ewigkeit.

Ein anderer Kranker, der schon Christ war, kam eines Sonntags während der hl. Messe mit hohem Fieber an; das Gehör halb verloren. So oft man sich nach seinem Schicksal erkundigte, gab er eine ausweichende Antwort, was auf kein reines Gewissen schließen ließ. Der hochwürdige P. Superior brachte ihn aber doch so weit, daß er ihm die heile Ölung spenden konnte. Noch an demselben Tage verschied er unter schrecklichen Schmerzen. Außer den Kranken, die hier in der Mission verpflegt werden, kommen täglich noch andere zur Behandlung, auch meistens solche mit Wunden. Einer ist in sein Buschmesser gefallen und hat sich drei Finger fast zur Hälfte durchschnitten. Ein anderer erhält durch Unvorsichtigkeit seines Mitarbeiters eine schwere Verletzung an der Hand. Eben ist ein junger Mann hier, welcher von einer Schlange gebissen wurde; da er jedoch erst drei Wochen darnach kam, hatte er schon eine schlimme Wunde, zudem trat noch zweimal Schlagaderblutung ein. Ich hoffe, daß er davonkommt, jedoch wird es einige Monate dauern, bis er wieder vollständig hergestellt ist. Ein alter Mann bringt seine noch junge Lebensgefährtin, die sich den Mund zuhält und schon ihre Krankheit verrät. Der Zahn ist gezogen, und's Mütterchen sinkt zur Erde: „Mama nakufa“ (ich sterbe)! Nach einem kleinen Trostwort, daß ihre Stunde noch nicht geschlagen habe, ist der Todesschrecken vorüber, und schmerzbefreit kehrt sie nach Hause zurück. Ein anderer faltet die Hände, er weiß kein Wort zu sagen vor lauter Freude darüber, daß er jetzt einen Knochen, der ihn so manche Nacht peinigte, weniger zu tragen hat.

Blumen aus dem Missionsgarten

Der aussätzige Dionysius

Dionysius war seit anderthalb Jahren verheiratet, als ihn der Aussatz befiel. Die bejammernswerten Aussätzigen verdienen in ihrem elenden körperlichen Zustand und den furchtbaren Seelenleiden, die die furchtbare Krankheit bedingt, gewiß alles Mitleid. Die Erkrankung des Dionysius mußte indes den Missionaren besonders nahe gehen. In der Schule der begabteste, der für seine Kenntnisse in der deutschen Sprache eine besondere Belohnung von dem Bezirksamtmannes erhielt, war Dionysius auch als Christ ein Vorbild für seine schwarzen Stammesbrüder. Wie er sich auch in dem schweren Leiden bewährte, das der Aussatz über ihn brachte, zeigt der nach-

stehende Brief von ihm an den Oberen unserer Missionsstation Mhonda in Deutsch-Ostafrika.

„Schönen Gruß! Herzlichen Gruß an Dich, meinen Vater und meinen Herrn, meinen Ratgeber! Du bist der Führer meiner Seele, ich grüße Dich ich Dionysius.

Hier, wo ich bin, habe ich nichts anderes, als nur Wunden. Diese Wunden verursachen mir viel Leid und Schmerz. Ich wünschte gerne, Tränen zu weinen und mich zu beklagen! Aber es macht nichts. Ich ertrage diese Schmerzen, die Gott mir sendet. Ich bin noch gar jung. Es ist notwendig, daß Gott mich leiden läßt, und es ist auch notwendig, daß ich diese Leiden annehme und sogar, daß ich Freude habe an diesen Leiden!

Sieh einmal, mein lieber Pater, das Beispiel unseres Vorfahren von jemals, Job. Dieser hatte viele Güter; alles war ihm zu Diensten! Er ist aber nicht stolz geworden; denn er wußte, daß alles dies von Gott kommt. Er war ein vollkommener Diener Gottes. Aber zuletzt hat ihn Gott geprüft, um zu sehen, ob er ihn vergessen werde; deshalb sandte er ihm sehr große Leiden und Wunden. Aber Job war ganz und gar bereit, dieselben anzunehmen.

Er hat den lieben Gott nicht erzürnt, sondern hat ihm noch treuer gedient. Schau, auch bin ich noch so jung, ich muß auch Leiden von Gott bekommen, und ich muß dieselben von seiner Hand annehmen, damit ich bedenke, daß Gott mich erschaffen hat. Wenn wir die Gnade Gottes verdienen wollen, so müssen wir viele Leiden erdulden.

Siehe auch, Pater, ein anderes Beispiel vom heiligen Paulus, der sagt: „Es ist gut, daß wir die Augen auftun und nach oben schauen, damit wir nicht schlafen; denn unsere Reise auf dieser Welt geht voran."

Ich muß auch bedenken: jetzt bin ich noch so jung; um die Gnade Gottes zu erhalten, muß ich leiden; vielleicht ist es mit meiner Reise schon nahe daran, daß ich gerufen werde vom allmächtigen Gott.

Das sind meine Worte, mein Vater! Jetzt aber gehts ein wenig besser mit meinen Wunden. Meine Frau hat mir gesagt, daß sie dir nichts gesagt habe, daß sie mich hier in Kwe Kuguru besuchen wollte; da hat sie ja gefehlt. Aber das macht doch nichts, nichtwahr?

Schönen Gruß an Pater Walter und Pater Bischofberger und meinen Schreinermeister, den Bruder Oswald.

Ihr, meine lieben Patres, betet zu Gott für mich, denn die Hand Gottes drückt mich.

Jetzt bin ich fertig. Schönen Gruß!

Ich grüße auch die Schreiner Gabriel und Hilarius.

Dionysius."

Da behaupte noch einer, der Neger sei nicht reif für das Christentum und erfasse nicht den Inhalt seiner Lehre!

Ein schwarzes Heldenmädchen

Auch auf dem harten Boden unseres Apostolischen Vikariates Sierra Leone geht die Missionssaat auf und entfalten sich die Blüten

christlichen Lebens, ja auch gottgeweihter Jungfräulichkeit. P. Georg Habrich S. J. schreibt dazu unter obigem Titel in den Monatsblättern Kommet alle zu mir!: „Schwester Rosa ist die erste schwarze Ordensfrau in Sierra Leone in Westafrika. Heldenmütige Opfer hat sie gebracht, um dem Ruf des Heilandes folgen zu können. Von den Eltern wegen ihres Vorhabens verflucht, wurde sie vor den heidnischen Richter geschleppt. Inmitten eines wütenden Pöbels stand sie da und ließ geduldig all die falschen Anklagen über sich ergehen. Schließlich wurde sie von Hause vertrieben. Mehr als 200 Kilometer lief sie, um vor der Wut ihres eigenen Volkes sicher zu sein. Müde und mit blutigen Füßen begegnete sie dem P. Flottat C. S. Sp. Mitleidig brachte sie der Missionar zur Station. Aber kaum war sie dort angekommen, da schleppte sie sich zur Kapelle und ging den Kreuzweg zum Dank für ihre Errettung. Seitdem sind nun zwei Jahre verflossen. Voriges Jahr wurde Schw. Rosa eingekleidet, und jetzt hilft sie den Missionaren. Sie besucht die schwarzen Mütter und Kinder. Für alle hat sie ein gutes Wort und liebevolle Hilfe in geistlicher und leiblicher Not. Schon manchem armen Negerlein hat sie durch die Taufe in der Sterbestunde die Pforten des schönen Himmels geöffnet.



Ein frohes Spielchen

Ist das nicht ein beschämendes Beispiel christlicher Hochherzigkeit? Wir verzagen so leicht und seufzen und murren, wenn einmal unser heiliger Glaube ein kleines Opfer von uns verlangt, das Aufgeben einer gefährlichen Gelegenheit, den Verzicht auf liebgewordene Gewohnheiten — oder kleine Opfer an Ruhe und Bequemlichkeit. Und dieses arme schwarze Kind, das den Heiland noch gar nicht lange kennt, ist schon zu den schwersten Leiden freudig bereit, nicht nur um eine Sünde zu meiden, sondern auch um den bloßen

Rat des Heilandes zu befolgen und den Beruf christlicher Vollkommenheit zu ergreifen. Müssen wir da nicht fürchten, daß auch der Heiland einst uns sagen wird: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!"

Die kleine Missionarin

„Auf einem zweitägigen Ausflug in das Urugebiet," schreibt P. Eugen Meyer C. S. Sp., „hatte ich die Freude, vier Heiden taufen zu können. Unter diesen Neuchristen, deren Ende nahe war, befand sich auch ein vierzehnjähriges Mädchen, das in seiner Gottesliebe und Sorge um das Seelenheil seiner Mitmenschen nur den Heiligen Geist selbst zum Lehrer gehabt haben kann. Lange schon trug sie heißes Verlangen nach der Taufe, aber ihr Vater, ein hartnäckiger Heide, war in keiner Weise zur Einwilligung zu bewegen. Seit drei Wochen nun trug das arme Wesen eine Wunde an seinem Leibe, wie ich selbst im Spital zu Bagamoyo keine gesehen. In ihrem elenden Zustand vermochte sie die Hütte nicht mehr zu verlassen, allein Gottes Sache wollte sie dennoch nach Kräften nützen. Durch ihre Freundinnen suchte sie in Erfahrung zu bringen, wo in der Umgebung sich Kranke befänden, und ließ dann den Pater wissen, daß es da und dort Gutes für ihn zu tun gebe. Dieser seeleneifrigen Umsicht des kranken Mädchens habe ichs zu danken, daß ich drei Personen taufen und zwei andere auf den Empfang des heiligen Sakramentes vorbereiten durfte. Nachdem ich dann am Abend mit vielen guten Worten auf den Vater eingewirkt hatte, ließ er mich seine Tochter besuchen und taufen. Wie sie glücklich war! Wie es sie freute, von der Taufe der drei anderen zu hören! „Jetzt gehen



Ein frohes Spielchen

wir zusammen in den Himmel!" Mehr vermochte sie in der Freude ihres Herzens nicht zu sagen.

Vorbildliche Erstkommunionkinder

In der Mission Cabinda gingen an Christi Himmelfahrt ein Dutzend kleiner Negermädchen zur ersten heiligen Kommunion, einige von ihnen erst sechs- oder siebenjährig. Nach acht Tagen kam eine der Kleinen zur Missionsschwester und fragte: „Ich kann keine Sünde für die Beichte finden — darf ich wohl weiter zur heiligen Kommunion gehen?" Welch schönes Zeichen ihres reinen Wandels! Welch starker Beweis für die Wunderkraft der Himmelsspeise! Blütenreine Seelen in der Wildnis des Heidentums!

Tun auch die Neger etwas für die Glaubensverbreitung?

Eine Pahuingeschichte

Wer in Europa das Wort Lehrling hört, der denkt auch an die Lehrzeit. Der sieht einen rußgeschwärzten Jüngling an Maschinen hantieren, hat aber keine Ahnung von dem besonderen Sinn, den wir in Afrika, zumal in der Gabunmission, mit diesem Wort verbinden.

Lehrlinge sind bei uns jene, die, ausgenommen auf den besser eingerichteten Küstenstationen, nur in Religionssachen ihre Lehrzeit durchmachen. Mit dem unbestimmten Verlangen, Christen zu werden, sind die 16—20jährigen Burschen auf eine unserer Missionsstationen gekommen. Zu alt, um mit den Schuljungen auf den gleichen Bänken zu sitzen, haben sie uns fast überall veranlaßt, besondere Abteilungen für sie zu schaffen. Hier wird der Unterricht in Elementarfächern weniger stark betrieben, ihre Arbeit stellt eine Vergütung für ihren Unterhalt dar, und das Streben geht vor allem auf ernste sittliche Ausbildung und Ertüchtigung. Um sie von Schulkindern und Lohnarbeitern zu unterscheiden, mußten auch sie einen Namen bekommen und in Ermangelung eines besseren haben die Missionsleute den Namen Lehrling gewählt, der indes wenig genau sagt, was er bezeichnet.

Was zwischen Christenlehre und Unterrichtsstunden freibleibt, das füllen sie mit Arbeit auf den Pflanzungen der Mission aus, helfen den Brüdern auf dem Bauplatz, im Steinbruch und im Walde beim Holzfällen. Besonders nützliche Dienste leisten sie auf der Reise. Sie begleiten den Pater: als Ruderer auf Flußfahrten,

als Träger bei Busch- und Steppengängen — oft beides auf ein und derselben Reise, wie es die sumpfige Gabunlandschaft mit sich bringt, weil Wasser und fester Boden sich nie recht von einander scheiden.

Ein „Lehrling" ist meist ein Junge, der ans Heiraten denkt. Das ist für ihn die wichtige Frage, aber auch für uns und besonders für uns. Denn wenn alles geht, wie es gehen soll, dann bedeutet das eine christliche Familie mehr in diesem Lande, in dem Vielweiberei das große Bekehrungshindernis ist. So hat der Lehrling meist seine „Frau", Verlobte würden wir sagen, die bei den Schwestern erzogen wird. Wenn er und sie während der Woche brav gewesen, dann dürfen sie sich Sonntags am Gitter ein Stündchen sehen und sich ewige Liebe versprechen. Die „Lehrzeit" schließt dann nach längerer oder kürzerer Dauer mit Taufe, Erstkommunion, Heirat und Feier der Hochzeit.

Eine sonderbare Abteilung denkt mancher Leser. Sicher. Aber drüben gehts und bewährts sich. Ja, nicht selten kommen wir so zu greifbarerem Erfolg als mit einer zu früh begonnenen Erziehung der kleinen Negerchen. Leidensgefährte des Missionars auf seinen anstrengenden Wanderungen und Fahrten, werden sie bald vertraut mit ihm, seinem Beruf, seinen Freuden und Bestrebungen, seinen Leiden und Enttäuschungen. Mit der Zeit erstarkt das Freundschaftsband: gemeinsam ertragene Gefahren und Abenteuer, die gleichen guten und trüben Erinnerungen. Auf den einsamen Wegen, auf dem endlosen Wasser, im Waldesdickicht, überall wird geplaudert, geplaudert von allem. Wie manches kommt mit diesem Geplauder in die Köpfe hinein, leichter und besser als in einer regelrechten Katechismusstunde! — — —

Aber über all diesen Vorbemerkungen hätte ich meine Geschichte fast vergessen.

In Ndjole hatte ich eine prächtige Lehrlingsabteilung. Große Pahuinburschen, vom Kopf bis auf den Magen tätowiert, das Haar lächerlich aufgeputzt, Ringe in den Ohren, an Händen und Beinen — Kerle, die einem Angst machen könnten und die damals, als sie mich auf einer noch unerforschten Strecke nach Libreville begleiteten, Aufsehen genug erregten.

Zufällig kam abends bei der Rast einigemal die Rede auf den Verein der Glaubensverbreitung.

„Jeder Christ," so sagte ich ihnen, „ist verpflichtet etwas beizusteuern, daß neue Missionare kommen und da Stationen gründen können, wo es noch keine gibt: in Banga, Okano, Aïna usw."

„Nale," war die Antwort, „das ist ganz recht so."

Aber offen gesagt, was will man den armen Teufeln abverlangen, die nichts besitzen als einen Knotenstock, ihr Lendentuch, wenige Maniokbrocken und eine Handvoll Salz!

Wohl wahr, sie werden bezahlt: 12 Mark monatlich. Aber 12 Mark in Waren, das macht in Geld nur 6 oder 7. Von diesen 12 Mark brauchen sie ein Drittel schon allein um sich zu kleiden, wenn man so reden kann, denn bei den andauernden Reisen, wie wir sie unternehmen müssen, verbraucht man viel. Was übrig ist vom „Gehalt", bleibt in der Missionskasse verschlossen und wird ihnen erst nach Beendigung der Lehre eingehändigt, um damit ihre Frau zu bezahlen. Der Leser weiß ja, daß der Mann fast in ganz Afrika sich eine Frau kaufen und obendrein noch selbst für die Mitgift sorgen muß.

Nun ging die Zeit für Matthias, Michael, Ivo, Bernhard Akum und seinen Bruder Jakob und für vier oder fünf andere zu Ende. Zwanzigjährig hatten sie ernst und gewissenhaft ihre Erstkommunion gehalten, anderntags zwei oder drei aus ihnen sich verheiratet und den Hochzeitsschmaus in unserem Holzschuppen veranstaltet. Nun sollte ihnen der rückständige Lohn an der Kasse ausgezahlt werden.

Die Kasse ist unser Warenlager mit seinen geöffneten Schätzen: indischen Stoffen, 30—35 Pf. das Meter, schillernde Glasperlen, Messingdraht, alte Soldatenröcke, Zilinderhüte, ausrangierte Soldatenmützen, Garn und Baumwollstoffe, Messer, Pomadentöpfe, Seifenstangen.

Einer nach dem andern trat ehrfürchtig in unsern Laden, während die andern sich am Schalter drängten und die schon Bedienten ihre Reichtümer auf der Veranda ausbreiteten, um sich von der Gediegenheit des Erstandenen zu überzeugen.

Bernhard Akum und sein Bruder Jakob kamen zuletzt. Söhne eines großen, missionsfreundlichen Häuptlings aus dem Osten, hatten sie nach gemeinsamer Vereinbarung ihre „Lehrzeit" über die gewöhnliche Dauer hinaus verlängert, daher auch den höchsten Lohn zu erwarten. 400 Mark standen in meinem Notizbuch als Guthaben Bernhards verzeichnet.

„Ich will eine Weste — noch eine Weste — einen Hut — noch eine Weste — Pomade — ein Messer — noch ein kleineres Messer — Hosenträger."

Wie ers verlangt, gebe ichs ihm.

Dann geht nach Negerart der Umtausch an. Die erste Weste gefällt ihm nicht mehr. Er will eine Hose dafür, dann statt der Hose ein Bajonett.

„Ich möchte noch zwei Taschentücher mit gelben Blumen —

ein Mückennetz, aber kein solches, ein blaues mit roten Fäden. — Ja, das, — nein, das andere."

Zuweilen könnte man aus der Haut fahren. Die Preise seien zu hoch.

„Wa duk bie! Du willst uns schneiden!"

„Und du, du Schwätzer, du kannst mich gern haben!"

Kurzum — das ist nur so eine Redensart, denn es war ganz und gar nicht kurz — den 400 Mark ging es arg an den Kragen, 300 waren schon fort.

„A lighe bangha vé? Wie viel bleibt noch?" fragt Bernhard, ein verschmitztes Lächeln im Gesicht und auf den Armen seine Schätze wie ein wandernder Hausierer.

„105 Mark," antworte ich. Dann geht es weiter.

Mit seinen Erwerbungen zufrieden, fühlt Bernhard nun doppelt schwer die Qual der Wahl. Die andern rufen ihm die eigenen Wünsche zu, um hernach mit ihm zu tauschen. Er nimmt aufs Geratewohl. Kann nicht schreiben und will Postkarten! Ich versuche, aber immer erfolglos, diese ungeordnete Kauflust zu regeln. Dann fragt er wieder:

„Pater, wieviel noch?"

„44 Mark."

Er schlägt die Finger auf einander, lacht und wählt wieder, einerlei was.

Zum dritten Mal — denn ich mußte für ihn rechnen — fragt er mich:

„Wieviel noch, Pater?"

„Nur weiter; ich sage es dir schon, wenn es genug ist."

Dann ließ das alte große Kind eine Erklärung los. War die Szene bis jetzt amüsant, so erhielt sie nun etwas Großes in ihrer primitiven Einfalt.

„Pater, höre. Wenn noch 3 Dollar bleiben — er zeigte drei Finger seiner linken Hand — 3 Dollar, 12 Mark, dann sage: genug! Und behalte sie."

„Was soll ich denn damit?"

„Eine Mission machen dort unten — oya, weit, bei den Pahuinleuten an den Flußquellen, zu denen noch kein Pater gekommen ist."

Ich mußte es ihn noch einmal sagen lassen. Aber es stimmte. Für die Glaubensverbreitung wollte der arme Wilde einen Beitrag leisten, dessen Höhe ihn bei jeder anderen Gelegenheit hätte aufschreien lassen wie einen, der dem Feuer zu nahe kommt. Ich nahm das Geld und legte es auf die Seite und versuchte, nicht überrascht und nicht bewegt zu erscheinen. Dazu ließ mir übrigens Jakob

keine Zeit. Da Bernhard mit Reichtümern beladen die Schatzkammer verließ, trat er ein und gab sogleich zu Anfang seine Weisung:

„Pater, von mir behälst du 2 Dollar, 8 Mark — auch für die Mission an der Quelle des Flusses."

Mittags bei Tisch fragte ich die beiden Patres und den Schulbruder, ob einer von ihnen die Jungen zu ihrer Spende veranlaßt hätte. Nein! Aus freien Stücken hatten sie es getan.

Und, lieber Leser, kannst mirs glauben, das allein hat mich reich für manche Mühe und Plage entschädigt.

Negers Ehe und Familienleben

Auf der Brautschau

Eines schönen Tages wirft der junge Kikuyuneger, des unbeständigen Lebens überdrüssig, seinen Tänzerschmuck von sich und gibt sich wieder dem ruhigen, einsamen Hirtenleben hin. Er wird mit sich selbst einig, und will heiraten. Ich sage ausdrücklich: er wird mit sich selbst einig. Denn der Kikuyu muß seine Frau kaufen, und dabei ist die Frau im Lande, wie das Sprichwort sagt, teuer wie ein Elefantenzahn. 40—50 Hämmel ist der geringste Preis. So betrachtet denn der junge Mann vor der Heirat ein-, zweimal seine Herde, die Frucht langer, mühevoller Jahre, seinen Stolz und seinen Reichtum. Ist es andererseits nicht verlockend, verheiratet zu sein, d. h. eine Frau zu haben, die arbeitet, während er sich süßem Nichtstun überläßt und zu jeder Tageszeit den Tisch gedeckt findet? Schließlich gibt er letzterem den Vorzug — er will heiraten.

Seine Wahl ist rasch getroffen. Für ihn kommt es weniger auf Schönheit als vielmehr auf Geschick zur Arbeit und Gesundheit an. Das erleichtert die Entscheidung außerordentlich.

Aber dann ist er völlig ratlos — seltsam genug bei dem gewöhnlich recht zudringlichen Schwarzen — er weiß nicht, wie er sich dem Mädchen nähern soll. Bisweilen schickt er einen guten Freund, um die Zustimmung seiner Auserkorenen zu holen. Manchmal entschließt er sich auch selbst zu diesem Schritte, aber nur in Begleitung zweier Kameraden. In einem Augenblick, wo das Mädchen allein auf dem Felde arbeitet, treten die Freunde an die Seite des Werbers, ergreifen dessen kleinen Finger und so gehts vorwärts. Es entspinnt sich etwa folgendes Zwiegespräch:

„Bist du willens, uns Mais zu geben?" fragt einer der Freunde.

„Aber er ist ja noch nicht reif," antwortet sie scheinbar gleichgültig, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

„Wenn er aber reif ist, willst du uns dann geben und wem von uns?"

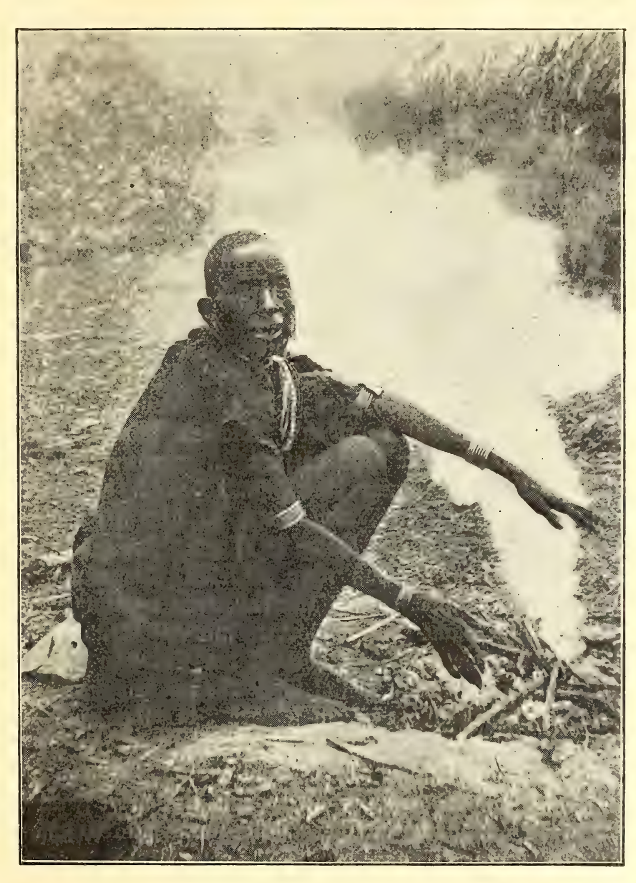
„Ja, ich will, und zwar dem in der Mitte," spricht sie mit vernehmbarer Stimme und wirft einen verstohlenen Blick auf die Besucher.

„Ich möchte den Mais jedes Jahr," wagt sich jetzt der Bräutigam vor.

„Sprich darüber mit meinem Vater," erwidert das Mädchen, „hast du

Schafe? Wenn du keine Schafe hast, verachte ich dich nicht, aber ich liebe meinen Vater, gib ihm die Schafe."

Am nächsten Abend sieht der zukünftige Schwiegervater seine Schafe zahlreicher, als sie auszogen, zurückkehren, am folgenden Tag sind sie noch zahlreicher. Für den alten Mann ist das ein Geheimnis, aber eines, das sich bald enthüllt .... endlich kennt er die Schafe.... so ungefähr.... und den jungen Hirten auch.



Großmutter frierts!

„Ob er meine Tochter liebt," fragt er sich, „wir wollen abwarten."

Die Mutter hat ihrerseits denselben Gedanken, aber sie ist weniger geduldig als der Vater und verlangt auf der Stelle näheren Aufschluß.

„Liebe Tochter," sagt sie zaudernd, „setze dich hierher. Die Schafe da..., können wir die essen?"

„Ganz gewiß, Mutter."

„Aber fürchtest du nicht, daß der Vater eine Schuld auf sich ladet?"

„Darüber sei unbesorgt, Mutter; aber höre: wenn du nichts dagegen hast, will ich weggehen."

Der Vater kommt hinzu, auch der Bräutigam stellt sich vor. Es folgt eine lange Verhandlung. Die einzige Frage dabei richtet der Vater nicht an das Gefühl, sondern an den Geldsack. Wieviel Schafe bietet der Freier? Natürlich ist seine Tochter mehr wert als die übrigen: sie ist stark gebaut, war niemals krank usw. Der Werber bietet selbstverständlich seiner Ansicht nach immer zu wenig, er hätte mehr erwartet. „Aber die Tochter," so überlegt er, „ist nun einmal da, sie scheint entschlossen zu sein und könnte mich am Ende allein lassen und fortgehen, und dann lebt wohl Tochter und Schafe!"

Der alte Geizhals sieht sich also genötigt, den Handel abzuschließen.

„Weil du, junger Mann, meine Tochter liebst, wollen wir die Schafe behalten, bringe die übrigen."

Die Mutter willigt tränenfeuchten Auges gleichfalls ein; sie weint freilich, weil sie eine Stütze verlieren soll, aber noch viel mehr, um den Klagen, die sie dem Bräutigam vortragen will, mehr Nachdruck zu verschaffen.

Sie zählt im Lebenslaufe ihrer Tochter auf, welche Verluste diese verschuldet hat: zerbrochene Krüge, verlorene oder verschlissene Lederriemen, abhanden gekommene Messer, fehlende Ohrringe, zerrissene Schürzen usw. Über all das stellt sie dem Bräutigam die Rechnung aus; seine Liebe ist ja so groß, daß er nicht Mutter und Tochter im Stich lassen wird.

Wenn endlich die Mutter aus Furcht, die Brautleute unzufrieden zu machen, mit ihren Forderungen aufhört, schließt sich die junge Braut in eine dunkle Hütte ein und weint drei Tage und drei Nächte ohne Unterlaß.

Die Braut weint?

Warum? Sollte sie nicht im Gegenteil glücklich sein? Glücklich, nach ihrem eigenen Willen sich verehelichen zu können. Der Bräutigam hat sie ja selbst um ihre Einwilligung ersucht. Sie hat sie gegeben ohne Druck von seiten der Eltern oder ihrer Freundinnen. Ist das nicht im Kikuyuland ein Glück, ein besonderer Vorzug? Wieviele ihr bekannte junge Mädchen würden sie um ihr Schicksal beneiden! Wieviele sind in frühester Kindheit verschenkt, verkauft, zur Ehe versprochen worden, ohne befragt zu werden, an Gläubiger, die damit eine Schuld bezahlt erhielten? Wieviele werden dem Werber verweigert, weil dieser zu arm ist; wieviele aber haben den Mut, dem selbstsüchtigen Vater zu sagen: Ich gehe einfach weg. Wieviele haben, um Ungnade, Haß oder vielleicht Ausstoßung aus der Heimat zu vermeiden, sich unter das Sklavenjoch einer erzwungenen Ehe gefügt! Andere sind wie eine Sache vererbt worden, nur auf Grund der Laune eines erbarmungslosen Gesetzes! So bevorzugt das Mädchen auch ist, es weint. Formsache und Sitte: wenn sie sich ihres Wertes bewußt ist, muß sie weinen.

Der Hochzeitstag ist ein schöner Tag, aber auch der letzte schöne ihres Lebens. Es ist gleichsam, als wenn der Vorhang in ihrem Lebensdrama fiele. Heute zeigt uns die Szene ein junges Mädchen, das der Jüngling um eine Gunst anhält. Morgen werden wir eine arme Frau sehen, der ein Lederriemen die Stirn in Falten legt und deren Rücken schwere Lasten krümmen. Heute liegt der Liebhaber dem Mädchen zu Füßen, morgen ist er ein Tyrann, der seiner Sklavin Befehle erteilt. In der Tat haben die

Mädchen und Frauen ein sehr verschiedenes Los.

Das Mädchen, frei, unabhängig, im Glanze seiner Jugend, besitzt tatsächlichen Einfluß. Der junge Mann kann keinen Einfluß auf sie ausüben und muß, um ihre Gunst zu gewinnen, zu Schmeicheleien und tausend anderen Künsten seine Zuflucht nehmen. Ihretwegen führen die jungen Leute Tänze auf, veranstalten Wettläufe, »Kebata« genannt. Ihretwegen töten sie die Vögel im Wald und schmücken sich mit den Federn, jagen Affen und legen deren lange Haare um Kopf und Beine. Ihretwegen frisieren sie sich Tage lang, bemalen ihren Körper, bewaffnen sich mit einer Lanze, hängen Schellen an die Füße usw., wie wenn Gefahr im Anzuge wäre. Ihr gilt

es, wenn die jungen Männer, die sonst jeder Anstrengung abhold sind, in brennender Sonnenhitze und in Staubwolken eingehüllt, bis zur Erschöpfung tanzen, wenn sie sich streiten, schlagen, mit den Lanzen auf einander losgehen und sich nicht selten töten. Wenn sie in den Krieg ziehen, den Feind niederwerfen, so geschieht das gewiß um die Herden zu verteidigen, aber auch damit die Mädchen bei der Rückkehr den ngemi (Siegesschrei) ausstoßen und ihnen entgegeneilen.

Das Mädchen steht also bei den Kikuyunegern in Ehre und Ansehen. Ist da zum Beispiel eine Gruppe junger Männer beisammen. Zufällig kommen einige Mädchen vorbei. Die Burschen schweigen. Einer von ihnen, ohne Zweifel der älteste, redet sie an: Ohaì nyeki (Gebt uns einen Zweig), was gleichbedeutend ist mit „Wer ist der schönste unter uns?" Die Mädchen bleiben stehen und treffen ihre Wahl, dann setzen sie den Weg fort. Aber bei den Burschen wird es lebhaft, sie streiten.... Der Glückliche war der jüngste und muß jetzt die älteren schadlos halten, und sie lassen ihn nicht in Ruhe, bis er es getan hat.

Ist aber das Mädchen einmal verheiratet, dann ist

die vorher Angebetete zur Sklavin

geworden. Sie ist ja gekauft, bezahlt von ihrem Gatten, der im vollsten Sinne des Wortes sein Eigentumsrecht wahrnimmt. Niemand wird ihm dieses Recht abstreiten. Nun braucht er ihr nicht mehr zu schmeicheln, ihr gut zu sein. Das war einmal von Nutzen, als sie noch frei war. Sie kann sich ja, so denkt er, bei ihrem Vater über die schlechte Behandlung beklagen. Der alte Geizhals, der die Schafe bereits verzehrt hat, wird sie ihm schon zurückzubringen wissen. Soll sie davonlaufen? Aber sie kennt ja genug, die auch diesen Entschluß gefaßt haben und niemals wiedergekommen sind. Was ist aus ihnen geworden?!

Soll sie sich an die Polizei wenden? Die Polizei wird sie an den Rat der Alten verweisen, und die werden es sie teuer bezahlen lassen, sich an den Europäer gewandt zu haben. Sie bleibt also zur Verfügung ihres Herrn; er hat auf alle Mittel Anspruch, um aus diesen Verhältnissen den größten Nutzen zu ziehen. Will er reich werden, muß seine Frau arbeiten. Wenn er Freunde empfängt, muß seine Frau wohl oder übel diese Gastfreundschaft oft mit ihrer Ehre bezahlen. Hat er Schulden, so muß sie diese auf die gleiche Weise bezahlen. Falls sie sich zu beklagen wagt, fährt er sie an: „Habe ich dich nicht mit meinen Schafen gekauft, was hast du zu sagen?" Gibt die Arme Widerworte, so wütet er und droht, sie dem Vater zurückzuschicken. Und wenn das nicht genügt, gibt er ihr Schläge, über die sie sich nicht zu wundern braucht. Unter solchen Verhältnissen ist die Frau dem Manne nicht Gefährtin und Freundin, nein, sie ist sein Reichtum, sein lebendes Kapital, das er nach Kräften auszubeuten sucht.

„Meine Frau soll arbeiten,"

sagt er, „damit ich mir später andere Frauen kaufen kann und so meinen Reichtum vermehre." Je mehr Frauen er hat, desto reicher und angesehener ist er. Hat er zehn, so gilt er etwas, hat er 80, so übt er großen Einfluß und kann Anspruch auf die Häuptlingswürde machen. Es ist leicht begreiflich, daß bei einem solchen Ideal bald Wolken am Glückshimmel der jungen Ehefrau

aufsteigen. Schon am Tage nach der Hochzeit muß sie mit ihren Arbeitsgeräten auf das nächste Batatenfeld gehen:

eine traurige Hochzeitsreise!

Die Hacke in der Hand geht sie auch in den Wald, um die Baumstümpfe auszuroden, die die weißen Kolonisten den Schwarzen noch als Brennholz überlassen. Erst gegen Abend kommt sie zur Hütte mit einer Last Holz beladen. Vor Müdigkeit erschöpft, muß sie noch die Küche besorgen, während der Gatte den ganzen Tag nichts tut und es sich im Grase gemütlich macht. So vergehen die Tage, einer wie der andere in schwerer Arbeit. In einigen Monaten ist die Frau, die vor kurzem noch tanzte, sich mit Perlen schmückte, schon gealtert, ihre Schönheit ist dahin, und auf die gefurchte Stirn hat die Sklaverei bereits ihr Siegel gedrückt. So arbeite denn, armes Weib! Wenn dein Mann dank deiner Schweißtropfen, andere Frauen kaufen kann, werden deine Gefährtinnen die Arbeit mit dir teilen, und du wirst Linderung verspüren: Vielleicht....?! Aber eine Frau um die andere

mehrt den Reichtum

des Gatten. Jede erhält ein neues Feld, ihre besondere Hütte, ihre besonderen Lasten. Lebe wohl denn, du langersehnte Ruhe. Die rechtmäßige Gattin bleibt bei ihrer alten Arbeit und ihrer sonstigen Vereinsamung. Sie muß sogar noch neue Nöte kennen lernen, die mehr zu Herzen gehen und heftiger sind als die zuvor. Der Gatte erwählt sich nämlich bald unter den Frauen eine Favoritin, und diese ist nicht immer die erste, treue Gattin, nein die den Launen des Herrn am meisten entspricht, die sich am wenigsten beklagt, die geduldigste, die am besten ihre kleine Vorratskammer füllt, die die beste Köchin ist. Sie schätzt der Mann sehr, sie ist ihm Vertrauensperson. In ihre Hütte legt er seinen ganzen Reichtum: Kürbisflaschen, Geld, wenn er es hat, Tabakblätter, Honigtöpfe usw. Will er Fleisch essen, so hat seine Lieblingsfrau die Ehre, es an ihrem Feuer zu braten. Sie übt tatsächlichen Einfluß aus. Ihre Klagen über die anderen Frauen werden stets gehört. Wenn ihr niemand widerspricht, wird sie jeden Tag kühner und spielt bald die Herrin. Sie befiehlt den anderen und setzt es oft durch, daß die Ungehorsamen nach Hause geschickt werden. Diese verhaßte Bevorzugung muß die anderen Frauen erbittern, in ihren Herzen brennt die Rache, die ihr Dasein vergiftet und manchmal heftigen Streit verursacht.

Trotz ihrer Leiden hat die Frau einen Trost, wenn sie Mutter ist, nämlich ihr Kind. Es ist

ein Freudenstrahl in der Nacht ihrer Traurigkeit,

ein Balsam für ihre Schmerzen. In der Besorgung des Haushaltes kann es vielleicht eine Stütze, eine Hilfe für sie sein.

Leider muß die Unglückliche auch auf diesen Trost verzichten. Nach göttlichem Ratschluß ist die Fülle der Mutterfreuden nur denen gewährt, die den Namen Gatten verdienen, zur Belohnung für ihre Treue gegen die Gesetze der Ehe und für ihre gegenseitige Achtung. Diese Mutterfreuden sind aber unvereinbar mit dem Betragen ihres liederlichen Mannes. Sie sind auch unvereinbar mit den Sitten des Landes. Es gibt in der Tat teuflische Gewohnheiten, Schwelgereien, wo das Laster sich unter den Augen der Polizei offen breit macht. Da bleibt dem Neger kein Recht, sich als Ehrenmann zu

zeigen. Das geringste Zartgefühl, das man an ihm bemerkt, wird ihm zum Vorwurf gemacht und als Laster ausgelegt. Wenn er die Ehre seiner Gattin zu verteidigen wagt, beschimpft man ihn, behandelt ihn als selbstsüchtig, stößt ihn aus der Gesellschaft aus oder schweigt um ihn herum. Um sich wieder zu Ehren zu bringen, muß er seinen groben Genossen Genugtuung leisten und sie entschädigen.

Als Beweis für das Gesagte eine Tatsache. Eines Abends klopft es gegen 11 Uhr. Ich öffne und sehe einen jungen Mann ganz außer sich. „Pater, komm schnell, die Burschen haben meine Hütte umstellt und wollen meiner Frau Gewalt antun. Ich habe sie verteidigen wollen, aber man hat mich geschlagen und mir mein Kleid gestohlen; komm, komm!" Ich gehe und finde wirklich eine Bande junger Kerle, die wie wilde Tiere über eine arme Frau herfallen. „Was wollt ihr hier," sage ich, „macht euch fort und belästigt die Frau nicht." — „Was hast du hier zu tun?" versetzt mir jemand, „das ist so Sitte bei uns, wir werden nicht weggehen." Da Milde nichts fruchtete, zeigte ich ihnen mein Gewehr und gab zwei blinde Schüsse ab. Eine Panik ergriff die Eindringlinge und sie verschwanden im Dunkel der Nacht.

Am nächsten Tage kam auf die

Klage des gekränkten Gatten

ein englischer Polizist auf die Mission. Auch die Bande der jungen Leute stellte sich ruhig und gelassen ein. Ich setzte dem Offizier auseinander, daß ich in der Nacht zum Schutze einer Frau herbeigerufen worden war, die in Gefahr stand, vergewaltigt zu werden. Die Angreifer hätten sich erst zurückgezogen, als ich das Gewehr abfeuerte.

Ich freute mich schon im voraus, Gelegenheit zu haben, die Polizei für diese Unordnungen zu interessieren. Der Fall war günstig, zumal die Klagen von einem Heiden kamen. Die Verwaltung, dachte ich, die hier so gefürchtet wird, braucht nur ein Wort zu sprechen, und alle diese Unsitten, ein Hohn auf die öffentliche Sittlichkeit, würden verschwinden. Ein bloßer Tadel, eine einfache Mißbilligung wäre für die Heiden eine Verteidigung.

Meine Erwartung wurde leider getäuscht. Der Offizier zeigte sich mit den beigebrachten Beweisen nicht zufrieden; die Sünder beteuerten feierlich ihre Unschuld. Er zaudert. Soll er sie ohne Zurechtweisung laufen lassen? Glücklicherweise verlangt der Kläger sein gestohlenes Kleid. „Ihr habt also sein Kleid gestohlen," ruft der Offizier sichtlich erleichtert, und die Kikuyu gestehen, glücklich über die unerwartete Wendung der Dinge, diesen leichten Diebstahl. Sie werden also auf die Polizeistation gebracht. Die Hauptschuldigen erhalten eine Strafe von 5 Rupien; die anderen werden freigesprochen. Jeder kehrt glücklich wieder nach Hause, glücklich, mit so wenig Kosten sein unordentliches Leben wieder anfangen zu können, mit dem Vorsatz freilich, in Zukunft kein Kleid mehr zu stehlen.

Da also das Familienleben so vielfach angegriffen, aber so wenig geschützt ist, können die Beziehungen zwischen

Vater und Kind

nicht viel Gemütvolles an sich haben. Die Geburt eines Kindes hat für den Kikuyu nicht den Reiz, den sie für den Vater im allgemeinen hat. Er nimmt es kalt an, sein Weinen und Winseln wecken kein Mitleid bei ihm.

Später lacht er nicht über sein erstes Stammeln. Es auf seine Arme nehmen, gilt ihm nichts. Das würde ihn mit den Sitten in Konflikt bringen, man würde ihn auslachen.

Wenn das Kind größer wird, bekümmert sich der Vater nicht um die Erziehung. Ob es nackt oder bekleidet, ob es krank oder gesund, ob es da oder sonstwo ist, macht ihm nichts aus. Das ist Sache der Mutter und sie, die kaum einen Augenblick für sich hat, kann darauf keine zu große Sorgfalt verwenden. Und so muß der Kleine überall, oft mit hungrigem Magen, ohne Erziehung herumstreifen. Macht der Vater bei seinem Herumstreifen etwas ausfindig, sein Kind erhält nichts. Die Alten haben nämlich die Gewohnheit, sich von Zeit zu Zeit Mahlzeiten zu geben. Frauen und Kinder sind ausgeschlossen: so will es das Gesetz, und alle Gesetze der Schwarzen tragen egoistischen Charakter.

Eines schönen Morgens also verlassen sie Frauen und Kinder, schließen sich in einem Dickicht, fern von jeder Behausung, ein. Dort bauen sie sich eine Hütte aus Zweigen und strecken ihre Glieder auf ein Laubbett. Hier verbleiben sie eine Woche in lustiger Gesellschaft; einzig damit beschäftigt, mit scheinheiliger Miene die Rauchwirbel zu betrachten, die von dem Braten aufsteigen, dazu nach den Fleischtöpfen zu sehen, sich mit Fleisch zu mästen und zu schlafen. Die Frauen und Kinder bekommen auch einen kleinen Teil, aber sie bleiben zu Hause. Sie würden ja die Herren stören und — wie mir ein Alter selbst gestand — deren Anteil zu sehr verkleinern.

Das Kind also ist wie das Weib für den Kikuyu ein Reichtum, ein Mittel, reich zu werden. Seine einzige Sorge scheint es zu sein, daß sein Kind bis zu dem Augenblicke lebt, wo es verwertet werden kann, d. h. wenn die Knaben die Schafe hüten, das Mädchen aber verkauft werden kann.

Dann nimmt der Vater, der sonst so wenig an seine Pflicht denkt, sein Recht in Anspruch und zwar mit noch größerer Selbstsucht. Er überschätzt sie, er schmeichelt ihr mit

Hintansetzung aller Scham und guten Sitte.

Die Kinder, deren Abkunft er nicht kennt, die er geerbt, ja solche, die er vorher schmählich verlassen hatte, sind in diesem Augenblicke der Gegenstand seiner größten Bemühungen und oft schändlichsten Unternehmungen. Dafür ein Beispiel.

Zur Zeit der letzten Hungersnot, vor etwa 12 Jahren, hatte ein Vater seine Tochter verlassen. Sie wurde glücklicherweise aufgefunden, gepflegt, erzogen und schließlich verheiratet. Sie lebte glücklich mit ihrem Gatten und war schon Mutter zweier Kinder. Eines Tages kommt ein Alter zu dem Gatten, stellt sich als Vater der Frau vor und verlangt die Schafe, auf die er Anspruch hat. Der Gatte, der schon das Mädchen bezahlt hat, weigert sich natürlich, die Klagen anzuhören. Die Sache wird vor den Rat der Alten gebracht. Die Alten leeren selbstverständlich zuerst einige Becher, wie sie es vor Beratungen immer tun.

Das erste Ergebnis ist, daß sie meinen, ein Hammel sei nicht zu viel für sie, nicht für die Tinte ihrer Schriftstücke, sondern für den Speichel, den sie bei ihren Reden verbrauchen! Endlich, nach ewigen Wiederholungen über die Entstehungsgeschichte der Kikuyu, stellen sie fest, daß der Alte der Vater

der fraglichen Frau ist. Ihm kommen also die Schafe zu. Daß er nun einige dem Erzieher der Tochter mitgibt, verlangt das Recht. Das ist aber auch alles. Die Grausamkeit, daß der Vater seine Tochter verlassen hat, wird mit Schweigen übergangen. Davon zu sprechen wäre überhaupt Zeitverlust. Denn Betrachtungen dieser Art haben im Kikuyulande keinen Einfluß auf die Wage der Gerechtigkeit.

Wenn das Interesse des Vaters mit dem des Kindes in Konflikt kommt, geht der Vater vor. Gefühllos für das moralische Glück seiner Tochter im Ehevertrag, ist er noch weniger um die Gesundheit, das Leben seines Kindes besorgt, solange er einen Pfennig erhoffen kann.

Die Kikuyu lassen sich jeden Schlag, jede Wunde, jeden Totschlag teuer bezahlen. Ist ein Fingerglied abgeschnitten, kostet es 10 Schafe, bei zwei Gliedern 20 Schafe, jedes weitere Glied 10 Schafe. Ich habe nun Kinder mit Wunden gesehen, die von ihrem Vater vernachlässigt wurden, weil er einzig darauf bedacht war, die Wunde sich verschlimmern zu lassen, um eine höhere Summe zu erhalten. Ein anderes Mal wurde ein schwer verwundeter junger Mann ohne genügende Hilfe gelassen. Er starb und alsbald forderte seine Familie 100 Schafe, die gewöhnliche

Buße für einen Totschlag!

Das also verachtete und verkommene Kind kann daher unmöglich für die Frau eine Quelle der Tröstungen und eine Hilfe sein. Im Gegenteil, es muß für sie ein großer Kummer sein, wenn anders ihr Herz das einer Mutter ist.

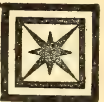
In dieser Beziehung hat also die Kikuyufamilie nicht viel Anziehendes. Der Gatte findet keinen Gefallen inmitten der Seinen; er verläßt sein Haus und sucht anderswo Zerstreuung. Die Frauen haben nur ein Ziel: einen Zusammenstoß mit dem Manne zu vermeiden; und da sie in der Arbeit beinahe eine Zuflucht gegen ihn finden, gehen sie am Morgen früh aufs Feld. Das Kind, das niemals auf seines Vaters Knien gesessen hat, läuft am Morgen aus der Hütte wie aus einem Gefängnis weg. Am Abend zwingen Dunkelheit und Kühle der Nacht die Mehrzahl der Angehörigen in die Hütte zu kommen. Aber auch da ist die Familie selten vollzählig, oft sind Fremde anwesend, die jede vertrauliche Besprechung unmöglich machen. Man plaudert lange, und wenn der Schlaf Augen und Mund schließt, macht einer die Türe zu. Es tut nichts, ob noch ein Kind draußen ist; drinnen schläft man ja den Schlaf des Negers, der sich durch nichts stören läßt. — — —

Wenn der Hochzeitstag der Beginn eines solchen Lebens ist, kann es nicht wundernehmen, wenn die Braut weint. Ja, weine nur, armes Geschöpf, du hast allen Grund dazu! Trotzdem willst du dein größtes Unglück nicht kennen. Du konntest Christin werden, einem Christen angehören. Du konntest schon hienieden die reinste Erdenfreude, die einer christlichen Familie, verkosten, bevor du dich auf ewig der himmlischen freutest. Aber du verweigertest die Taufe.

Ihr aber, christliche Mütter, glückliche Gattinnen, und ihr, bevorzugte Kinder, habt Mitleid mit den Seelen, die hier in dem entsetzlichen Unglück der Familie ohne Gott leben!



Aus Kirche und Welt



Der Staatssekretär des Reichskolonialamtes und die Missionen

Auf einem Kolonialmissionsabend in Berlin sprach auch der Staatssekretär des Reichskolonialamtes, Dr Solf. Nach den Kath. Missionen (Mai 1917, 189) sagte er u. a.: „Wer sich schon länger mit Missionsfragen befaßt, kennt ja die Stellung der Kolonialverwaltung und meiner Person zur Mission. Ich habe immer betont, daß ich es für eine der vornehmsten Pflichten meines Amtes halte, die Mission nach Kräften zu fördern. Aber ich möchte auch hier zum Ausdruck bringen, welch große Wichtigkeit nicht nur für die Ausbreitung des Christentums im Sinne unseres Herrn und Heilandes der Mission zukommt, sondern auch für unsere ganze Kolonialpolitik. Abkehrung der Eingeborenen von heidnischen Gebräuchen und Auswüchsen des Aberglaubens und Erziehung für Christentum und Kultur: das ist der einzige Weg, auf dem Naturvölker dauernd und sicher zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Kulturgemeinschaft werden können. Die Eingebornen sind unser wertvollstes Kapital in den Schutzgebieten. Wer sie durch Verkündigung der göttlichen Botschaft und durch das Wirken christlicher Nächstenliebe fördert, der dient nicht allein unserem Herrn und Heiland, sondern auch dem Staatsgedanken und dem Vaterlande. Lassen Sie sich nicht entmutigen. Wenn auch noch immer die Fackel des Krieges brennt und Sie trauernd an manchen Trümmern stehen: auch in unserem ‚schwarzen Vaterlande' wird die deutsche Sonne wieder scheinen, und die Saat wird aufgehen, die treue Streiter und Diener des Wortes ausgestreut haben. . . . Wir werden unsere Kolonien wieder erhalten, und ich möchte allen, die mit Zweifeln hergekommen sind, diese meine Zuversicht gerne mitgeben. Das walte Gott!"

Der Einsiedlermissionar der Sahara

Von einer eigenartigen, wenig bekannten Missionstätigkeit innerhalb der Mission der Weißen Väter (Apost. Präfektur Ghardaia) erzählt seinen Lesern der Afrikabote (1917, 74 ff.). Es ist die Bruderschaft von Beni-Abbes, das schwierige Unternehmen des Trappistenpaters Karl von Jesu. Dem Grafen Karl von Foucault stand als Offizier eine glänzende Laufbahn offen, und als kühner Forscher hatte er sich mit wertvollen Veröffentlichungen über Land und Leute, über politische und religiöse Verhältnisse bereits einen gefeierten Namen gemacht, als er 1887 der Welt entsagte, um in einem Leben des Gebetes und der Buße die Bekehrung der mohammedanischen Welt zu erflehen, in deren Not und Hilfsbedürftigkeit er auf seinen Forschungsreisen so tiefe Blicke hatte tun können. Nach 14jähriger Vorbereitung zum Priester geweiht, durfte er bald zu unmittelbarerem Wirken an der Bekehrung der Muselmänner sein Leben des Gebetes und der Buße inmitten des unglücklichen Volkes selbst mit noch größeren Strengheiten fortsetzen.

Im November 1901 reiste er nach Beni Abbes, einem Städtchen der Sahara mit etwa 600 Seelen, ab. Die Offiziere der Garnison bereiteten ihm freundliche Aufnahme. Mit ihrer Hilfe erstand die kleine Kapelle, an welche zwei kleine Zimmer angebaut sind. Darum ein Grundstück und das Ganze

durch eine Einfriedigung von der Außenwelt abgesondert: das ist die Einsiedelei oder Bruderschaft des Grafen im Trappistenkleide. 700 Kilometer von Beni Abbes entfernt hat er vor einigen Jahren mitten in der Sahara eine zweite Niederlassung gegründet: 6 Monate wohnt er in der einen, um dann zu Fuß durch den heißen Wüstensand sich zu halbjährigem Aufenthalt in die andere zu begeben. Alle drei Jahre kommt er in die Heimat, um seine Kräfte wieder herzustellen und für die Interessen seiner Mission bei den heimatlichen Freunden zu werben. Beachtung und Ehrfurcht findet dann der seltene Mann mit seinem anspruchslosen Äußeren. „Ganz sonderbar nimmt es sich aus, wenn der bescheidene Eremit in Begleitung des Kommandanten von Algier und anderer hoher Persönlichkeiten in prächtigen Automobilen zu Schiff gefahren wird. Wenn man sich da nach seinem Gepäck erkundigt, so erhält man die kurze Antwort: ‚Ich habe kein Handgepäck.' — ‚Aber dann haben wir die Ehre, Sie in Ihre Kabine zu begleiten?' — ‚Ich habe keine Kabine, ich reise vierter Klasse!"

Ganz nach Eingeborenenart lebt er unter den Wüstenvölkern. „Für die Nahrung ist er auf seiner Hände Arbeit und auf die Eingeborenen angewiesen, die oft selbst kaum das Nötigste haben und anfangs nichts geben wollten. Nach Trappistenart genießt Karl von Jesu kein Fleisch. Sein Leben ist an Entbehrungen überreich, denen er noch viele freigewählte Bußwerke beifügt. Das Tagewerk besteht in Gebet, Betrachtung und Anbetung des heiligsten Sakramentes, im Studium der Sprache, in der Sorge um seinen Unterhalt. In Beni Abbes übt er auch die Seelsorge auf der Militärstation aus." Sein stilles Leben der Arbeit, des Gebetes und christlicher Barmherzigkeitswerke überwand allmählich die anfängliche Zurückhaltung und machte wohlwollendem Zutrauen Platz. Aber auch dann mußte er sich darauf beschränken, ihnen nur durch sein Beispiel die christliche Religion nahe zu bringen. Wollte er nicht durch Unvorsichtigkeit alles verderben, dann durfte er selbst nach Jahren noch nur vom natürlichen Sittengesetz reden und mußte sich mit wenigen Andeutungen über die christliche Religion begnügen. Wie weh es seinem Herzen tut, daß eine eigentliche Predigt des Evangeliums bis jetzt unmöglich ist, geht aus einem Schreiben an den Generalobern der Weißen Väter hervor: „Höchstens einigen Sklaven kann ich von Jesus sprechen. Mein Trost ist die Gegenwart des hlst. Sakramentes, die Darbringung des göttlichen Opferlammes, das nicht umhin kann, das Licht seiner Gnade auch in der finstern Nacht dieser mohammedanischen Länder leuchten zu lassen. Der herbste Schmerz ist weniger die Sahara, wo Jesus auf einigen, obschon noch wenigen Altären geopfert wird, wo es bereits Herzen gibt, die ihn lieben; der große Schmerz ist Marokko, das vor uns liegt, und wo außer den spanischen Kapellen in einigen Seehäfen weder Priester noch Altar sich findet. Im ganzen Inneren gibt es keinen Missionar...." Der Fanatismus der Mohammedaner gestattet keinerlei Missionstätigkeit. Die spanischen Franziskaner müssen sich auf die Pastoration der 10000 europäischen Christen der Küstenstädte beschränken. Aber P. Karl von Jesu hofft, daß die Weißen Väter bald im Herzen der Wüste Missionsstationen errichten können.

Sollte die Nachricht der N. Zür. Ztg., daß der Einsiedlermissionar durch eine Räuberbande ums Leben gebracht worden, sich bestätigen, so hätte ein Opferleben mit einem Opfertod seinen Abschluß gefunden. Sicher wird Leben und Sterben des außergewöhnlichen Mannes die Stunde der Gnade und Erbarmung für jene unglücklichen Völker beschleunigen; und sollte er auch keinen Nachfolger finden, die „Bruderschaft von Beni Abbes" war gewiß kein verfehltes Unternehmen.

Zur Missionsstatistik 1915/16

Ap. Vik. Bagamoyo D. O. A. Die Bevölkerung des Missionsgebietes wird auf 500000 geschätzt. Davon sind 23448 Christen. 24 Priester bieten den Christen ordentliche Seelsorge und den Heiden christlichen Unterricht. Bis auf vier und einen einheimischen sind alle Missionsbrüder zurzeit Soldat. Wenn es unter den Kriegsverhältnissen und bei dem starken Leutemangel auch nicht vorwärts geht, wie die Vikariatsleitung es gerne möchte, so ist es doch schon recht erfreulich, daß alle Stationen besetzt bleiben konnten. Die Mitarbeit der 25 Schwestern und der 390 Katecheten (eingeborenen Lehrer) kann zumal unter der schweren Kriegskrise nicht hoch genug eingeschätzt werden. 223 Kinder fanden in 18 Waisenhäusern Heim und Erziehung und 113 Jünglinge in den 19 Missionswerkstätten Gelegenheit zur Ausbildung in Arbeit und Handwerk, während 14 landwirtschaftliche Betriebe 263 Jugendliche beschäftigten. Mit 18 Armenapotheken und sachgemäßer Behandlung von Wunden und Krankheiten tun die Missionsleute gleichfalls viel Gutes unter der Negerbevölkerung.

Ap. Präf. Unternigeria C. W. A. Für die gleiche Zeit verzeichnet der Apostolische Präfekt folgende Zahlen: 184 Katechetenposten, 190 Kapellen, 15 Missionspriester, 7 Brüdermissionare und 5 Missionsschwestern, 338 Katecheten (eingeborene Lehrer), 9343 Katholiken, 19854 Katechumenen, 1309 Taufen, 65683 Beichten, 5110 Osterbeichten, 61044 Kommunionen, 3659 Osterkommunionen, 763 Erstkommunionen, 260 Firmungen, 50 Trauungen und 458 christliche Familien. Ganz hervorragende Dienste leisten uns die Katecheten; ich weiß nicht, was wir anfingen, wären sie uns nicht zur Seite. Acht Millionen Heiden in dieser einzigen Mission!"

Eine lehrreiche Geschichte

enthalten die nachstehenden drei Briefe, die laut St Josefs-Missionsbote an die amerikanische Katholische Missionsgesellschaft gerichtet waren.

1. Brief, April 1914. Euer Hochwürden! Bis zum 1. Oktober dieses Jahres hoffe ich, Ihnen 500 Dollars übersenden zu können. Ich habe mich entschlossen, diesen Betrag Ihrem Missionshaus zu widmen zur Stiftung von zwei Freiplätzen für Missionszöglinge. Anna M.

2. Brief, November 1914. Euer Hochwürden! Ich versprach, bis Oktober dem Missionshaus 500 Dollars zu senden. Leider aber werde ich es noch aufschieben müssen. Anna M.

3. Brief, Januar 1915. Euer Hochwürden! Anna M. bemühte sich auf ihrem Todbett, mir noch Mitteilung zu machen von einer Geldsumme, die sie für Ihr Missionshaus auf Seite gelegt hatte. Sie war offenbar sehr besorgt, daß Sie es sicher erhalten sollten, aber das Ende kam schnell und sie starb, ohne ein Testament gemacht zu haben. Da sie keine Verwandten hat, wandert ihr Vermögen in den Staatsschatz. — Sie kam immer recht langsam zu einem festen Entschluß. Franziska N.

Den Schluß des Aufsatzes „Meine Gefangenschaft in Afrika, Indien und England" von P. Cammer bringt die nächste Nummer.



Unsere Bruderschaften



Veni, Sancte Spiritus!

„Der sinnliche Mensch erfaßt nicht, was des Geistes Gottes ist" (1 Kor 2, 14.)

Die Pfingstsequenz entstammt der Blütezeit der mittelalterlichen Poesie. Ihr Verfasser ist unbekannt. Im Mittelalter galt nämlich das als Grundsatz, was am Ende jener Epoche Thomas von Kempen ausgesprochen hat mit den Worten: Liebe es, unbekannt zu bleiben! Mit unserer Sequenz führt Dreves in seinem „Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung" allein 25 namenlose Lieder zum Hl. Geist nur als Blütenlese an. „Es ist," schreibt er, „interessant zu sehen, wie die verschiedenen Länder und Zeiten in diesen Pfingstgesängen um die Fahne feuriger Empfindung, sprudelnder Gefühle, glänzender Bilder, packenden Ausdrucks, wechselnder Formen zu ringen scheinen. Es ist eine abermalige Fülle von Licht, Wärme und Fruchtbarkeit; es ist abermal wie ein Schweben und Weben des Geistes über den Wassern." So war es damals, und heute? Ich will nicht sprechen von einem Wiederaufleben der lateinischen Poesie; aber treibt wohl auch im 20. Jahrhundert die Verehrung des Hl. Geistes noch so reichliche und herrliche Blüten? Im Gegenteil, man erhebt mit Recht Klage über die Vernachlässigung dieser Andacht. Woher aber kommt dieser Rückgang, dieses Versagen? Die Erklärung liegt in den beiden Worten **Heiliger Geist**. Seine Verehrung ist geistiger Art; unsere Zeit aber ist für rein Geistiges nicht sehr empfänglich. Sie ist die Zeit der Entdeckungen und Erfindungen, und dieser äußere Fortschritt bringt uns in den Wahn der Selbstüberschätzung. Bei allem äußeren Fortschritt dürfen wir nämlich zunächst nicht vergessen, daß die christliche Kulturentwicklung zweimal jäh unterbrochen wurde, einmal durch die Stürme der Völkerwanderung, sodann durch die Verheerungen des 30jährigen Krieges, daß wir uns also zweimal aus einem beklagenswerten Tiefstande haben herausarbeiten müssen. Wer Gelegenheit hat, die Museen auf der Saalburg oder in Neapel zu sehen, wird staunen über die Lebensführung und Kunstfertigkeit der alten Römer, deren echte Kulturwerte das Christentum sich angeeignet hat, und wer den Gottesstaat des hl. Augustinus († 430) liest, der wird alle Achtung haben vor der Höhe des Geisteslebens, das dieser bei seinen Zeitgenossen voraussetzt. Diese antike Kultur ist untergegangen; an ihre Stelle trat die mittelalterliche, heute leider vielfach so ignoriert, daß es Geschichtsbücher der Philosophie gibt, in denen die großen Denker dieser Zeit nicht einmal verzeichnet sind. Und doch, man sehe sich in einer Bibliothek nur einmal die Folianten jener Geistesheroen an! In späteren Jahrhunderten nimmt nicht nur das Format ab, sondern auch der Wert und die Geisteskraft. Konnte es wohl anders sein? Es war ein gesundes Geschlecht, das im vielgeschmähten Mittelalter heranwuchs, und diese Männer der Wissenschaft, zugleich Männer des Glaubens, konnten sich ganz in ihre Gedankenwelt vertiefen, ohne, wie heute, sich durch Zeitungen und Zeitschriften lenken zu lassen; der Geist

konnte sich mehr konzentrieren. „So groß," schreibt Dr Eberle, „neueres Gelehrtentum auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, der geisteswissenschaftlichen Spezialarbeit, so groß ist sein Versagen auf dem Gebiet der höheren Synthese, der Metaphysik, der Lebensphilosophie. Seine Kraft scheint gleichsam mit der Analyse erschöpft; der spekulative Sinn, der Prophetencharakter ist ihm über dem bloßen Wühlen in der Außenwelt, dem bloßen Suchen und Aufhäufen von Wissenschaft verloren gegangen." Bleiben wir also recht bescheiden, profitieren wir gern von der Geistesarbeit der Vorzeit und suchen wir auch unsere Andacht zum Hl. Geist durch die alten Pfingstgesänge wieder zu beleben! Zwar haben wir bei der Verehrung der dritten göttlichen Person nichts Greifbares vor Augen. „Wir sehen," sagt Wibbelt, „den Hl. Geist nicht in der Weise, wie wir Menschen den Gottessohn sehen. Auch das Wirken des Hl. Geistes ist verborgener als das des Herrn, der lehrend und wundertätig durch das Land zog, blutend am Kreuze hing und verklärt auferstand. Das ist alles bestimmter und faßbarer als die Seelenerfüllung und Gnadenspendung des Hl. Geistes!" Wir sollten uns also wohl zu einer geistigen Höhe emporschwingen, um ihn im Geiste und in der Wahrheit anzubeten (Jo 4, 20).

Der zweite Grund, warum jene Verehrung nicht die gebührende Pflege erfährt, liegt in dem Worte Heilig. Wie die Heiligkeit zurückgedrängt und die Religion aus der Öffentlichkeit verbannt wird, zeigt schon ein Blick auf unsere Großstädte. „Eine mittelalterliche Stadt," schreibt Fr. Paulsen, „erhält ihren Charakter von ihren Kirchen, die Häuser der Menschen scharen sich um die Gotteshäuser als die gegebenen Mittelpunkte des Lebens; das Gepräge der alten Rheinstädte, oder der alten Harz- und Ostseestädte, Köln, Mainz, Hildesheim, Halberstadt, Wismar, Rostock, wird noch heute von ihren kirchlichen Bauten bestimmt. In einer modernen Stadt, wie Berlin, Hannover, Altona, Darmstadt, Mannheim, herrscht das Staatsgebäude: das Schloß, die Regierung, das Gericht, die Post, der Bahnhof, die Kaserne, das Gefängnis; einer Kirche begegnet man nicht oft, und die wenigen stehen verlegen und gedrückt inmitten himmelhoher Häuser, von denen sie überragt werden, oder auf großen leeren Plätzen, die sie nicht zu beherrschen vermögen. Der architektonischen Säkularisierung unserer Städte entspricht die Säkularisierung des Lebens." Zwar hoffen wir, daß nach dem Kriege die Religion das öffentliche Leben mehr durchdringen und durch diese Weltmission eine sittliche Erneuerung herbeigeführt wird. Allein wäre dieser nicht mehr gedient durch die Verehrung des Hl. Geistes als durch den Kult eines Heiligen, den man in irgend einem Anliegen anruft? Abgesehen vom allerheiligsten Sakrament kann durch nichts eine solche sittliche Kraft ausgeübt werden, wie durch die Andacht zum Hl. Geist, dem Heiligmacher, den Cyrill von Jerusalem († 386) preist als den „Fürsorger der Gläubigen, den Steuermann der von Stürmen Bedrängten, den Lichtbringer der Irrenden, den Fechtmeister der Kämpfenden"; nichts ist notwendiger für unsere Zeit, als den Blick des Geistes auf das zu lenken, was der Hl. Geist in uns bewirkt, nämlich das übernatürliche Leben. Erführe diese Andacht die gebührende Pflege, so hätte man es katholischerseits nicht so gleichgültig hingenommen, daß Mahler das durch den Mund der Kirche geheiligte Veni Creator Spiritus (von Rhaban † 856) umbeutet zu

einer „Anrufung des schöpferischen Geistes, der großen weltbewegenden Liebe". Als vor einigen Jahren die Aufführung von Mahlers 8. Symphonie in einer rheinischen Stadt angekündigt wurde und ich las, daß das Veni Creator den ersten, die Schlußszene von Göthes Faust den 2 Teil bilde da fragte ich



Die Sendung des Heiligen Geistes
Nach dem Gemälde von Kratky, aus B. Kühlens Kunstverlag M. Gladbach

mich, was wohl die beiden Dichtungen miteinander gemein hätten. Ich brauchte indes nur die ersten Strophen der Komposition zu hören, da wurde es mir klar: Mahler faßt den Hl. Geist als die irdische, sinnliche Liebe. In der Tat ist ihm jener Hymnus die „Anrufung des schöpferischen Geistes, der sich als der im Ewig-Weiblichen verkörperte allmächtige und allgegenwärtige Geist der Liebe offenbart"; so Richard Specht, der vom Komponisten autori-

sierte Interpret. Man muß es wirklich bedauern, daß gegen eine solche blasphemische Umdeutung kein Protest erhoben worden ist und muß es noch jetzt laut verkünden, daß wir Katholiken bei aller Achtung vor der Kompositionskunst des Meisters uns so etwas nicht wollen bieten lassen. Für uns ist und bleibt der Hl. Geist der Geist der Heiligkeit, „der Herr und Lebendigmacher, der vom Vater und Sohn ausgeht, der zugleich mit dem Vater und Sohn angebetet und verherrlicht wird" (Nicäno-konstantinopolitanisches Glaubensbekenntnis [381]).

Nicht erschaffen, nicht geboren,
Geht der Tröster, auserkoren,
Gleich dem Vater, gleich dem Sohne,
Aus von beiden, beider Krone,
Beiden gleich an Macht und Ehre,
Nichts, darin er minder wäre.
Aller Größe ist nur eine.
Jener Wesen auch das seine;
Seit sie sind, ist er gewesen,
Gleicher Fülle, gleich erlesen.
Wie dem Vater das Erzeugen,
Die Geburt dem Sohne eigen,
So dem Geiste auszugehen.
Dreien eignet ein Bestehen.

Hildebert von Lavardin († 1133).

Fassen wir jetzt, um unsere Andacht zum Hl. Geist neu zu beleben, die Pfingstsequenz, „so recht das Lied des inneren, geistlichen Lebens" (Meschler), etwas näher ins Auge! Komm, o Geist der Heiligkeit, hebt es an, sende deines Lichtes Strahl! Wenn er nun das Licht ausstrahlen läßt, muß er selbst Licht sein, und so nennt ihn denn auch der Dichter der Herzen Licht. Inwiefern er diesen Titel verdient, wollen wir von Alban Stolz hören, den man wohl den Kirchenvater des 19. Jahrhunderts genannt hat. Nachdem er zuerst die Öde des Winters und dann die Sommerpracht der Natur meisterhaft geschildert hat, fragt er: „Woher ist diese Veränderung gekommen? Von nichts anderem," sagt er, „als weil die Sonne viel gewaltiger und länger als in der Winterszeit über die Erde ihr silbernes Feuer ausgegossen hat. Jetzt aber gib acht! Indem ich dies gerade schreibe, ist Pfingsten, der Hochzeitstag des Hl. Geistes. Gerade was die Sonne, wenn sie zur Höhe von Sommerjohanni aufsteigt, über der Erde verwandelt und wirkt, das nämliche wirkt der Hl. Geist in der Seelenwelt. Und eine Seele ohne den Hl. Geist sieht aus gegen eine Seele, in welcher der Geist wohnt, leuchtet und wärmt, wie eine kalte, finstere Winternacht über gefrorene Erde gegen eine schöne Sommerlandschaft voll schwellender Ähren und Früchten, voll frischem Grün und lieblichen Blumen." Dies ist indes nicht so zu verstehen, als ob der Hl. Geist nur äußerlich auf uns einwirkte; vielmehr überflutet er nach den Worten des hl. Cyrill von Jerusalem († 386) die Seele auch im Innern. „Was wunderst du dich hierüber?" fragt der Heilige. „Vernimm ein körperliches Beispiel: Wenn das Feuer die Dicke des Eisens bis ins Innere durchdringt und dieses ganz zu Feuer macht und so das kalte Eisen heiß und das schwarze leuchtend macht, wenn also das Feuer in den Körper des Eisens eindringt und darin so ungehindert wirkt, was wunderst du dich, daß der Hl. Geist in das Innerste der Seele eindringt? Der Gnadenstand bewirkt nämlich eine wirkliche Gegenwart des Hl. Geistes in der Seele des Gerechten, sodaß, sagen die Theologen, sollte selbst die Allgegenwart Gottes aufhören, dennoch die dritte göttliche Person in ihr wie in seinem Heiligtum verweilte. Begreiflicherweise wird hierdurch der begnadeten Seele eine unvergleichliche

Schönheit verliehen. Denn, so schreibt Scheeben in seinen höchst empfehlenswerten „Herrlichkeiten der göttlichen Gnade", „wenn Gott die niedere Welt, die doch nur ein Schemel seiner Füße sein soll, so reich und mannigfaltig mit den Teppichen grünender Fluren, mit den Kränzen der lieblichsten Blumen, mit den Silberbändern der Bäche und Flüsse, mit den funkelnden Diamanten der Sterne ausschmückt, mit welch himmlischen Schätzen, mit welch kostbaren Perlen, mit welch prächtigem Glanze wird er dann den Tempel unserer Seele zieren, in dem er mit der ganzen Liebe seines Herzens weilt und in alle Ewigkeit wohnen will!" Sie ist „eine goldene Einfassung, in welcher der kostbarste Edelstein, der Hl. Geist und die Gottheit selbst, eingeschlossen ist." So verklärt er die Seele mit himmlischer Schönheit und göttlichem Glanze. In ihr strahlt seine eigene Herrlichkeit wieder wie die Sonne im Tautropfen. Alle irdische Pracht muß schwinden vor dem Wunderglanz einer Seele, die die Sonne des Hl. Geistes selbst in sich trägt. Da mögen wir wohl flehen mit der Kirche: Komm Hl. Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen! oder mit dem hl. Ambrosius († 397):

O Heil'ger Geist vom höchsten Thron,
Eins mit dem Vater und dem Sohn,
Ergieße dich in unsre Brust
Und füll' uns mit des Himmels Lust!

Das Wohnen des Hl. Geistes in uns kann nicht unwirksam und unfruchtbar sein. Unter den Früchten des Geistes zählt St Paulus zuvörderst auf: Liebe, Freude, Frieden und Geduld (Gal 5, 22). Dem entspricht es, wenn das „Licht der Herzen" in der 2. Strophe gefeiert wird als der „Tröster". Wir leben ja im „Tale der Tränen". Schon der alte Homer klagt: „Kein anderes Wesen ist jammervoller auf Erden als der Mensch, von allem, was Leben haucht und sich regt." Zwar hat man geglaubt, durch den stets wachsenden Kulturfortschritt die Übel beseitigen zu können. Allein gerade der Weltkrieg hat eine solche Fülle und Vielseitigkeit der Leiden gezeitigt, wie die Welt sie nie gesehen hatte. Ist also auch heute das Wort des Psalmisten wahr, daß der „Stolz des Menschenlebens Mühsal und Nichtigkeit sei (Ps 89, 10), so auch die Freudenspendung sich besonders bewähre an denen, die „mühselig und beladen" sind (Matth 11, 28), indem sie mit Kraft und Trost erfüllt werden und so mit Geduld ihr Kreuz tragen. Welcher Art ist denn nun der Trost, den der Hl. Geist verleiht? Vor allem durchdringt er den, der sich von ihm leiten läßt, mit dem lebendigen Bewußtsein, daß „unsere gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, eine überschwengliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit in uns bewirkt" (2 Kor 4, 17), oder entzündet gar in den Herzen der Seinigen ein solches Feuer der heiligen Liebe, daß sie äußere Schmerzen heldenhaft verachten, sich ihrer freuen oder selbst nach ihnen verlangen. So gingen die Apostel, die bei der Gefangennehmung des Herrn geflohen waren, nach der Herabkunft des Trösters freudig vom Hohen Rate hinweg, weil sie gewürdigt worden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden (Apg 5, 41). So ward auch dem hl. Laurentius die Glut des Rostes erquickende Kühlung; denn, wie der hl. Papst Leo I. schreibt, „schwächer war das Feuer, das von außen brannte, als jenes, das ihn innerlich entzündete". Wenn derart der Hl. Geist heilige Märtyrer gegen die

grausamsten Qualen unempfindlich machte, wievielmehr wird er in der Versuchung die Glut der Leidenschaft besänftigen? Mag ein braver Christ noch so vielen Widerwärtigkeiten ausgesetzt sein, er verliert dadurch die Freude des Herzens nicht, sondern wie die Wellen, vom Winde bewegt, sich kräuseln, das Meer aber in seinen Tiefen ruhig bleibt, so bewahren die frommen Seelen in allen Stürmen des Lebens infolge der Kraft von oben den „Frieden Christi, der alle Begriffe übersteigt" (Phil 4, 7), jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann. Näheres hierüber nachzulesen möchte ich empfehlen im dritten Buche der Nachfolge Christi, überschrieben „Vom inneren Troste". Wohl ein Zeitgenosse unseres unbekannten Sequenzendichters, Adam von St Viktor († 1192), widmet dem Tröster folgende schönen Verse, die uns recht wohl als Gebet dienen können:

In uns wohnst du, in uns thronst du,
Und mit Trost und Liebe lohnst du,
Wo man trauet deinem Wort;
Rein'ge uns in deinen Flammen,
Was getrennt, das füg zusammen,
Sei du unser Schutz und Hort!

Den Inhalt der beiden ersten Strophen rekapituliert der Dichter in der Anrufung: „O Du Licht (1.) der Seligkeit" (2. Str.) und leitet dann zur 4. Strophe über durch den Hinweis auf unsere gänzliche Armut und Hilflosigkeit:

Ohne Dein belebend Weh'n
Nichts im Menschen kann besteh'n,
Nichts in ihm kann schuldlos sein,

ein Bekenntnis, das wir recht oft wiederholen sollten, um uns in der Demut zu üben und unsere Bitte wirksam zu machen. In der Tat gleicht unsere Seele ohne seinen gnadenreichen Einfluß dem ursprünglichen Chaos. „Die Erde war," so erzählt die hl. Schrift, „wüste und leer, und Finsternis lag über dem Abgrunde." Dann aber heißt es weiter: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern." Da hat er gesichtet und gestaltet, da hat er unter dem wohltätigen Schein der Sonne emporsprießen lassen die Kräuter und geschaffen alle Lebewesen. So ist es auch in dem Menschenherzen anfänglich wüst und leer, die Finsternis der Sünde lagert über ihr; dann aber setzt die Wirksamkeit der Gnade ein, die in der 4. Strophe so herrlich und meisterhaft geschildert wird.

Man unterscheidet die heiligmachende und die wirkliche Gnade, alle beide stehen im innigsten Konnex, indem letztere auf erstere vorbereitet und erst recht zur Geltung kommt im Leben des Gerechtfertigten. Wie sollen wir uns aber die Gnade denken? Sie ist etwas Geistiges, Göttliches, wir können sie uns also nicht vorstellen; deshalb gebraucht der Dichter verschiedene Bilder, damit wir durch Sinnliches zum Übersinnlichen, vom Natürlichen zum Übernatürlichen gelangen und durch Gleichnisse das erhabenste Geschenk Gottes mehr und mehr erfassen. Alle diese Bilder können sowohl von der Gnade der Rechtfertigung als auch der des Beistandes verstanden werden, und so wird uns deren gegenseitige Wechselbeziehung hier recht zum Bewußtsein gebracht. Die Seele ohne die heiligmachende Gnade gleicht einem schmutzbedeckten Kleide. Der Hl. Geist aber reinigt sie von jeder Makel, und sie wird „weißer als Schnee" (Ps 50, 9). Im Zustande der Sünde ist sie wie

ein verdorrter Baum. Der Heiligmacher aber verleiht ihr ein neues Leben, sodaß der Gerechte ist „wie ein Baum, der gepflanzt ist an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und dessen Laub nicht abfällt (Ps 1, 3). Der Sünder ist vergleichbar dem Manne, der auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber fiel. Diese „zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, indem sie ihn halbtot liegen ließen" (Lk 10, 30). Da nimmt sich der Hl. Geist des Ärmsten an, heilt seine Wunden durch Christi Blut und schenkt ihm die volle Gesundheit. Der Böse, der sich durch keine Bemühungen vom Wege des Verderbens abbringen läßt, gleicht dem Stamm, den der Gärtner nicht mehr biegen kann. Sein Herz ist hart wie ein Stein. Der Gnadenspender aber nimmt aus seinem Leibe das Herz von Stein und gibt ihm ein Herz von Fleisch (Ez 11, 19); er macht aus einem Saulus einen Paulus. „Bei Menschen ist dies unmöglich, bei Gott aber ist alles möglich" (Mt 19, 26). Mag sich auch eine Eisschicht um das harte Herz gelegt haben, die Gnadensonne bringt sie zum Schmelzen. Wenn ein müder Wanderer im Schnee stecken geblieben ist, so wird er vielleicht aufgefunden. Man holt den fast Erstarrten in die warme Stube und pflegt seiner bis zur Genesung, wie die frommen Mönche vom St Bernhard es tun. Ist indes der Tod schon eingetreten, so vermag selbst die liebevollste Aufwartung und die größte ärztliche Kunst nicht mehr zu helfen. Der Hl. Geist aber rettet die Seele auch dann noch, wenn sie bereits in der Sünde erkaltet und erstorben ist, und leitet sie alsdann auf den Himmelsweg, sie, die sich „wie ein Schäflein verirrt" hatte (Ps 118, 1, 6). Wer einmal in der Schweiz geweilt, hat gewiß beobachtet, wie manchmal noch am späten Abend die Senner ausziehen, um eins von der Herde zu suchen. Sie kennen jedes Steglein und klettern fast tollkühn in der Dunkelheit über die Felsabhänge und ruhen nicht, bis sie das verlorene gefunden haben und heimbringen. Rührend ist dieser Eifer und groß die Freude, wenn sie mit dem Zicklein wiederkehren. Wieviel reiner, selbstloser und größer ist indes die Liebe des Gnadenspenders, der dem Sünder nachgeht, ihn vom Abgrund des Verderbens rettet und auf den Himmelsweg zurückführt? So mögen wir denn nach dem Vorgange des Dichters beten für die Bekehrung der Sünder:

Wasche, was beflecket ist,
Heile, was verwundet ist,
Tränke, was da dürre steht;
Beuge, was verhärtet ist,
Wärme, was erkaltet ist,
Lenke, was da irre geht!

Alle diese Bilder können wir indes auch auf die wirkliche Gnade anwenden. Es könnte nämlich jemand mit Recht sagen, die mit schwerer Sünde belastete Seele gleiche einem zerfetzten, eine mit läßlichen Fehlern behaftete aber einem beschmutzten Kleide. Auch bedürfe nicht ein bereits verdorrter, sondern ein dürstender Baum des Regens, damit nicht Blüten und Früchte abfallen, vielmehr recht üppig gedeihen. Wohl aber werde der Baum schließlich absterben, wenn der Regen ausbleibe, gerade wie der Schwerverwundete dem Tode erliegen müsse, wenn sich nicht ein barmherziger Samaritan seiner annehme. So bitten wir denn den Hl. Geist, er möge unsere Seele reinwaschen von jeglichem Sündenstaube und heilen all ihre Wunden. Zur Zeit geistiger Trockenheit flehen wir, er möge uns doch seine Tröstungen nicht entziehen, und wenn wir im Dienste Gottes lau zu werden beginnen, dann möge er

unser Herz von neuem mit dem Feuer heiliger Liebe entzünden. Wir wollen uns bemühen, seinen Einflüssen mehr und mehr zu willfahren, sowie der Zweig sich biegen läßt, den der Gärtner anbindet, um dem Baum eine schönere Form zu geben und die Sonne auf die Fruchtaugen wirken zu lassen. Wir wollen uns von ihm leiten lassen wie das Kind von der Mutter; dann werden wir unser ewiges Ziel nie aus den Augen verlieren.

O gülden Regen, gülden Fluß,
Von beiden (Vater und Sohn) gleich ergossen,
O gülden Strahl, o gülden Schuß,
Von beiden vorgeschossen,
Tu nur die dürstend Herzen dein
Mit deiner Gnad befeuchten,
Tu nur mit deinem klaren Schein
Die Kinder dein erleuchten! Friedrich von Spee († 1635.)

„Die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes" (Röm 8, 14), und das ist das Höchste, was wir von ihm erbitten können, daß er uns so geneigt und empfänglich mache für seine Eingebungen, daß er unser ganzes Denken, Wollen und Handeln bestimmt, daß er auf uns ruht in der Art, wie er auf dem Weltheiland ruhte in Erfüllung der Weissagung des Propheten Isaias.[1] Das will der Dichter sagen in der 5. Strophe mit der „Gaben Siebenzahl". Diese sollen uns eben „bereit, beweglich und fertig machen für die Einflüsse des Hl. Geistes" (Meschler). Ein tüchtiger Geigen- oder Harfenspieler vermag auf seinem Instrument die feinsten und nuanciertesten Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. So wollen wir uns ihm, dem höchsten und vollendetsten Künstler, ganz zur Verfügung stellen, auf daß er aus unseren Gedanken und Werken das schönste Lob Gottes „in siebenfachem Akkorde" Klemens von Alexandrien († vor 215) — erklingen lasse. Wenn wir in dieser Weise jeder seiner Anregungen, auch der leisesten und zartesten, nachkommen, dann findet das geistliche Leben seine vollkommenste Betätigung; so führt uns die letzte Strophe zum Gipfelpunkt des hienieden Erreichbaren und faßt dann noch einmal die ganze Wirksamkeit des Hl. Geistes und somit den Inhalt der Sequenz zusammen in den Schlußversen:

Gib Verdienst der Frömmigkeit,
Gib im Heil Beharrlichkeit
Und des Himmels Seligkeit!

Ist es doch ein neues, höheres, übernatürliches Leben, das er durch das Bad der Wiedergeburt in uns bewirkte. Ging es verloren, so stellt er es wieder her durch das Sakrament der Versöhnung. Er nährt und stärkt es durch die Himmelsspeise der hl. Kommunion, er läßt es sich betätigen in einem gottgefälligen, tugendhaften Wandel, und keine größere Gnade kann er uns erweisen, als daß er uns dieses Seelenleben bewahrt bis an unser seliges Ende.

Nun bitten wir den Heilgen Geist
Im rechten Glauben allermeist,
Uns zu behüten an unserm Ende,
Wann wir heimfahren aus dem Elende.

Kirchenlied, 13. Jahrh.

---

[1] „Der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit und der Geist der Furcht des Herrn" (Is 11, 2).

Erst in der himmlischen Heimat findet das Gnadenleben seine Vollendung. Hier war es nur der Knospe vergleichbar, dort aber wird sich diese erschliessen zur vollen Schönheit. Da schauen die Heiligen die Herrlichkeit Gottes und nehmen an seiner Seligkeit Anteil. Das ist erst das wahre Leben, das in regster Tätigkeit und zugleich behaglichster Ruhe die Fülle alles Reichtums, aller Wissenschaft, aller Schönheit und alles Glückes in sich schließt, das nicht Furcht, nicht Überdruß, das keine Schranken kennt, nicht Maß noch Ende, wo das „Herz, hienieden von manchem Sturm bewegt", den wahren, vollen Frieden finden und in ein Meer von Seligkeit getaucht wird.

Ewig gleich verfließt ihr Leben,
Denn Vergänglichkeit verging,
Und unsterblich blühend schweben
Sie im unermess'nen Ring,
Da des Todes Recht im Leben
Längst zertrümmert unterging.

Satt und gierig immerwährend
Wünschen sie, was Gott verlieh;
Sättigung wird nie beschwerend,
Und der Hunger quälet nie;
Stets begehrend, stets sich nährend
Wünschen und genießen sie.

Petrus Damiani († 1072).

Da mögen sie wohl mit Dante († 1321) ausrufen:

O Wonne, o unsägliche Entzückung!
O Leben, voll von Liebe und von Frieden!
O wunschlos sichern Reichtums Vollbeglückung!

So ist denn die Gnade, die der Hl. Geist in uns bewirkt, das wahre Leben; hier auf Erden nimmt es seinen Anfang, um seine herrlichste Auswirkung und Vollendung zu erhalten „im Lande der Lebendigen" (Ps 26,13). Wir sehen dann auch das Antlitz des Hl. Geistes, das von Liebe, Wonne und Seligkeit glüht. Was wäre die Anschauung Gottes ohne die beseligende Liebe und Freude? Was eine glänzende Sonne ohne Wärme und Fruchtbarkeit, was eine Blume ohne Duft und Frucht, eine freudenlose Herrlichkeit? Der Hl. Geist ist es also, der uns den Himmel eigentlich zum Himmel macht (Meschler); er, „den zu schauen die Engel gelüstet" (1 Petr 1, 12). Hier war er der Tröster, dort wird er sein die Quelle unserer Beseligung, „der Kröner der Siegenden" (Cyrill).

Wilh. Hummen, Pfarrer, Kierdorf.

Unsere Toten



Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene

Aug. Reibel, Bernh. Koch, Frl. Hüllekreiner, Frau W. Schmitz, Wwe. C. Wanders, Frau Th. Spiks, Theologe Leusch, gefallen, Frau Degen, alle aus Neuß. K. Künsting, Haaren (Westf.). Gertrud Breitbach, Röttgen, Schwester Rutila, Ohligs. Schwester M. Zita Mewes, Cöln-Ehrenfeld. Mich. Plum, Ottenfeld. Leon Lausberg, Schleibach. Frl. Josefine Rey, Linden. Karl Kriemer, Haaren (Westf.), gefallen im Kriege. Schw. Fr. Salesia v. a. K. J. (Aachen-B.), die viele Jahre für die Missionen im allgemeinen und den Verein der hl. Kindheit im besonderen mit unermüdlichem Eifer arbeitete. Schüler Heinr. Meiswinkel und Schüler Herm. Bornheim, Knechtsteden, gefallen. R. i. p.



Für Mußestunden



Das Licht der Heiligen

Von Anna, Freiin von Krane

Die höchste Gottesgabe für unsere arme Erde ist das Licht. Ohne seinen Segen könnte ihr nichts entsprossen an Blumen und Kräutern, noch hochragenden Bäumen, könnte nichts gedeihen an Korn und Wein und Öl. Ohne Licht wäre keine Farbe noch Anmut der Dinge, kalt und tot läge alles im Banne öder Nacht, ja das Leben selber müßte ersterben. So ist das Licht recht aller irdischen Wesen Mutter und aller Schönheit Quell. Wir Menschen trinken es mit unseren Augen wie der Durstige den erquickenden Trunk. Wehe aber dem Unglücklichen, dem dies Labsal versagt ist, der in der Blindheit Nacht dahin schmachtet. Ihm fehlt das köstlichste Gut.

Einst war ein Blinder mit Namen Arnold, der tastete sich traurig durch das Leben. Wohl war ihm in der Hütte seines Bruders ein Schlupfwinkel bereit für die Nacht, doch am Tage mußte er sich sein Brot selber suchen; denn der Bruder war arm und seine Frau zürnte dem hilflosen Schwager. Sie gönnte ihm nichts und hatte nur böse Worte für ihn. So ging Arnold in der Frühe hinaus und bat an allen Türen um ein Stücklein Brot oder etwas Suppe in den Napf, und er erlitt dabei, was ein Bettler an Hartem erleiden muß. Wie oft wies man ihn mürrisch ab, wie oft mußte er bittere Worte hören über den Müßiggänger, der zu nichts auf der Welt sei. Ach, der arme Blinde hätte mit tausend Freuden die Hände geregt und die strengste Arbeit willig geschafft, um solchen Vorwürfen zu entgehen. Allein das war ihm durch sein Gebrechen verwehrt. So mußte er alles über sich ergehen lassen. Wenn er dann ein paar Brocken beisammen hatte und an der Erde saß, sein karges Mahl zu verzehren, da fielen gar oft bittere Tränen aus den lichtlosen Augen in das Schüsselein.

Da regten sich manchmal sehr böse Gedanken in Arnolds Herz. Er war von Rachsucht erfüllt. Ward er nachher ruhiger, so tat's ihm leid, denn er hatte von seiner Mutter gelernt, daß es sich für einen Christen nicht zieme, Böses mit Bösem zu vergelten. Dann weinte er voller Reue und sprach zum Herrn: „O allermildester Jesu, vergib mir meine Sünde! Hast du schuldlos so viel um mich gelitten, so darf ich wohl dir zu lieb mein Kreuz tragen und um meiner Sünden willen Ungerechtigkeit leiden."

Aber nicht alle Menschen, die ihm begegneten, waren böse. Er fühlte auch manchmal die Nähe hilfsbereiter Hände. Da nahm ihn eine feste schwielige Hand und leitete ihn treu zu einer Pforte, wo er Erbarmen fand. Hie und da schmiegte sich auch eine weiche Kinderhand in die seine und blieb bei ihm, bis er den rechten Weg gefunden hatte, während ein Plappermündchen ihm dabei allerlei Geschichten erzählte. Nein, es waren nicht lauter schlimme Hände, die ihn anrührten, und es waren nicht lauter böse Menschen, die ihm nahe kamen. Und es tat ihm so wohl, ihre Güte zu spüren! Es war ihm

dann, als ob er einen Begriff von dem bekäme, was die Sehenden das Licht nannten.

Das Licht! Arnold wußte nichts davon, nur daß es etwas Herrliches, überaus Köstliches sein müsse. Wenn er lange, einsame Stunden im Freien zubrachte, und die Sonne ihn umspielte, dann griff er wohl manchmal nach den wärmenden Strahlen und gedachte sie zu befühlen, aber sie waren zu fein. Und doch empfand er ihre Gegenwart. „Ach, es muß schön sein, wenn man das Licht sehen kann!“ sprach er sehnsüchtig.

Einmal setzte sich ein altes Weiblein zu ihm, da er am Feldrain sich ausruhte. Er kannte die Frau der Stimme nach. Es war die alte Lene, deren liederlicher Mann alles durchgebracht hatte, so daß sie auf ihre alten Tage um Almosen bitten mußte.

„Hast du's schon gehört, Arnold,“ sagte sie, „jetzt können wir armen Leut' uns freuen! Drüben in Marburg hat unsere gute Landgräfin ihr Witwengeding erhalten, die liebe Frau Elisabeth! Wo die weilt, haben die Elenden es gut. Ich geh zu ihr und wenn du mitgehen willst, werde ich dich geleiten.“

Da wurde Arnold froh. „Ja, wenn die gute Landgräfin dorten ist, dann will ich zu ihr gehen. Sie verstößt ja keinen Armen. Und du verdienst dir einen Gotteslohn, wenn du mich führst.“

„Wär mir schon recht, wenn ich ein gutes Werk an dir täte, du armer Schelm!“ antwortete die Lene. Und dann machten sich beide auf die Fahrt. Gepäck hatten sie keins und groß Abschied zu nehmen brauchten sie auch nicht. Da war leicht wandern. So waren sie denn bald am Ziel und trösteten sich mit dem Gedanken, die barmherzige Frau Elsbeth würde ihnen sicher ein Plätzchen im Spital anweisen.

Doch zuerst müßte man ins Gotteshaus gehen, um den Segen des Herrn zu erflehen, meinte die Lene, und Arnold war damit einverstanden. Sie fanden gleich eine Kirche und gingen hinein. Als sie andächtig miteinander gebetet hatten, ging die Lene, um sich nach der Landgräfin zu erkundigen. Arnold blieb allein zurück.

Aber wie es so ging, in der feierlichen Stille kamen dem Blinden allerlei Gedanken und vorab traf ihn die Erkenntnis, daß er oftmals recht schlimm gewesen in Zorn und Rachsucht und bösen Reden und übeln Wünschen wider den Nächsten. Manchmal hatte er sich vorgenommen, es zu bessern und war doch stets rückfällig geworden. . . Ob ihm der allermildeste Herr Jesus wirklich noch verzeihen könne, daß er sich immer wieder versündigt?“

Und Arnold fing an bitterlich zu weinen und sich die Brust zu schlagen: „O Gott sei mir armen Sünder gnädig!“ flehte er mit zitternden Lippen.

Über eine Weile, nachdem er so geklagt, fiel ihm bei, er wolle näher an den Altar heran, wo der Heiland im allerheiligsten Sakrament zugegen ist. Er vermeinte in seiner frommen Einfalt, der Herr könne ihn dann besser hören. Also stand er auf und begann in der Kirche herum zu tasten, um zu dem Hauptaltare zu gelangen.

Wie er nun so hilflos in der Kirche umherirrte, da trat leise und sacht eine Frau herein, in grobem, geflicktem Rock und schlechtem Kopftuch. Sie ging ohne Schuhwerk, darum trat sie fast lautlos auf, so daß sie daherkam

wie ein sanfter Hauch. Sie hatte die Hände zum Gebet erhoben, ein himmlisches Licht war in ihren Augen. Trotz ihrer Gottversunkenheit gewahrte sie aber doch den Blinden und sah sein Umhertappen. Und da geschah Arnold etwas Liebes.

Unversehens, er wußte nicht von woher, legte sich eine milde, linde Frauenhand in die seine. Es ging wie ein Strom des Wohlempfindens von ihr aus. Ein ganz feiner, süßer Duft von Rosen schien den Blinden zu umwehen, und eine Stimme, so herzbewegend, wie er sie noch nie gehört, fragte ihn: „Was suchst du, Gutfreund, worin kann ich dir helfen?"

„Ach, gute Frau, ich möchte gern recht nahe zum Tabernakel heran, um unserm Herrn mein Leid zu klagen," antwortete Arnold.

Die liebevolle Stimme aber sprach: „Komm nur, ich will dich hinbringen."

Dem Manne aber war's, als sei er bei dem allerbesten Freund oder als wäre er wieder ein Kindlein und bei der Mutter. Er konnte es nicht ändern, es floß ihm über die Lippen, daß er der fremden Frau all seine Not erzählen mußte. Und zugleich kam er ins Beten hinein, daß er abwechselnd mit unserm Herrgott und mit ihr sprach, und all sein Büßen und Sehnen und Kreuztragen offen dalag.

Die Frau hörte ihm achtsam zu und immer war der milde Druck ihrer Hand in der seinen. Als er endlich schwieg, sagte sie: „Gutfreund, ich verstehe wohl, wonach deine Sehnsucht geht. Sie strebt nach dem Licht."

„Ja, wahrlich tut sie das! Nach dem Licht des Leibes und der Seele strebt sie, doch ach — wie ich das Seelenlicht nur von ferne ahne, so steht mir das Leibeslicht noch weiter weg! Ich weiß ja gar nicht, wie es sein mag!"

Da hub die herzminnigliche Stimme neben ihm an zu reden und sprach vom Licht, wie er es noch nie gehört hatte. Und schilderte ihm die Gewalt und Schönheit der Sonne und alle Pracht, die sie weckte, bis des Mannes Herz in heißem Verlangen entbrannte.

„O, wenn das Licht also beschaffen ist, dann doppelt wehe mir, daß ich es nicht sehe!" klagte er.

Sie aber sprach dagegen: „Und ist dies doch nur ein elender Abglanz von dem ewigen Licht, das du haben kannst, sobald du nur in Demut und lebendiger Buße darnach begehrst. Und wenn du das ewige Licht nur von ferne in deiner Seele leuchten siehst, dann verlangst du nicht mehr nach dem irdischen."

Und sie begann dem Blinden von Gottes Liebe und Güte zu erzählen, vom Glück des Kreuztragens und der Seligkeit des Leidens und von dem Lohn, der dem Überwinder im Himmel bereitet ist, bis die Glut des innern Feuers in Arnold hoch aufloderte und er ausrief:

„O Frau, haltet inne, es ist zuviel! Es verzehrt mich vor Flammen der Gottesminne! O mein Herr und Gott, du höchstes Gut, wenn ich dich also besitzen kann, dann will ich ja gern mein Leid tragen! Dein hl. Wille geschehe!"

Die Frau aber sagte: „Mein Lieber, du bist auf dem rechten Wege, und Gott wird ein Wohlgefallen an dir haben und deiner Sünden nicht mehr gedenken. Aber weil er auch ein gütiger Vater ist und weil bei ihm

nichts unmöglich ist, so kannst du ihn auch bitten, daß er dir das Augenlicht wiedergebe."

In Arnold aber war die Zeit über ein Ahnen aufgestiegen, das nach und nach zur Gewißheit wurde, wer es sei, der da mit ihm redete. Und nun sank er auf die Knie, hob die gefalteten Hände und antwortete: „Ach, liebe Frau Landgräfin, gütige Frau Elsbeth, ich weiß ja, daß Ihr selber es seid, die zu mir spricht. Da bitte ich Euch, daß Ihr mit mir betet. Euch schlägt unser allermildester Herr Jesus gewißlich nichts ab. Ihr könnt mir helfen. Wenn Ihr ihn darum bittet, so gibt er mir das Licht."

Es war herzergreifend anzusehen, wie der Blinde also kniete und bat und wie er in felsenfestem Glauben redete. St Elisabeth aber war in ihrer Demut erschrocken über sein Begehren und wagte nicht zu antworten. Sie schwieg und er schwieg auch in stillem Vertrauen. Es ward ganz still zwischen den beiden. Da stahl sich ein Sonnenstrahl durch eine offene Fensterscheibe oben im Chor und legte sich leise und plötzlich wie ein goldener Finger auf die toten Augen Arnolds. Das ganze Elend des Mannes lag frei und bloß vor der Heiligen und ihr Herz wallte auf vor Erbarmen, so daß sie an nichts mehr dachte, als an sein Leid und alles andere über dem Wunsch vergaß, ihm zu helfen.

„Komm," sagte sie und zog ihn dicht vor den Altar, so daß der ewigen Lampe sanftes lichtschimmerndes Schweben fast über ihnen war. Da knieten sie nieder und Elisabeth ergoß ihre liebende Seele in einen Feuerstrom des Gebetes und der Arme flehte und weinte und bat in stammelnder Inbrunst mit ihr. Sie aber trug sein Gebet hoch auf den Schwingen ihres Flehens empor, daß es aufwärts strebte wie ein lichtes Weihrauchwölkchen und nicht ruhte, bis es vor dem Fußschemel des Allmächtigen niedersank. . . .

Und da wurden des Blinden Augen aufgetan. Die Finsternis wich, und das Licht überströmte ihn.

Er aber schrie laut auf, denn er wähnte, die ungeheure Welt der Dinge, die sich ihm plötzlich offenbarte, fiele über ihn her. Wie ein ängstliches Kind klammerte er sich an seine Gefährtin. Er bebte vor dem überwältigenden Neuen, das auf ihn einstürmte. Doch sie redete ihm sanft zu, bis er sich getraute, wieder umzuschauen. Dann leitete sie ihn sacht, wie eine Mutter ihr Kind. Da ward er sicher und freudig und lobte Gott und dankte ihm unter Tränen.

Als dann der erste Sturm vorüber war, da sah er seine Wohltäterin an, um sich ihr Bild einzuprägen. Und sank vor ihr auf die Knie und rief: „O liebe Herrin Elisabeth! Wenn Ihr schon so überaus schön und lieblich anzuschauen seid, wie schön muß erst Gott sein, der Euch erschaffen hat!"

St Elsbeth aber lächelte milde und erwiderte: „Siehe darum nur auf Gott und seine Schönheit! Und werde ein neuer Mensch im doppelten Licht, das dir geworden ist."

Nachher nahm sie ihn mit, wo er gut aufgehoben war und seine Augen zu wackerer Arbeit gebrauchen lernte. Er wurde ein tüchtiger Handwerker. Es sagten aber alle, die ihn kennen lernten, sie hätten nie solch einen sanftmütigen, milden Menschen gesehen wie Arnold. Man hielt ihn schier für einen Heiligen. Und das kam daher, weil er beweisen wollte, mit Gottes Hilfe und Gnade, daß ihm das Licht der Heiligen nicht nur in irdischen, sondern auch in himmlischen Dingen aufgegangen war.



Bücher und Blätter



Priester und Mission. Ein Beitrag zur Priestermissionsbewegung im Erzbistum Köln. Herausgegeben vom Vorstand der Missionsvereinigung für Priester der Erzdiözese Köln. 48 S. in 8°. Düsseldorf 1917, L. Schwann.

Die wertvolle Schrift enthält einen Bericht über den Werdegang der Kölner Missionsvereinigung für Priester (Dr Louis), sodann die Referate, die bei der vorbereitenden Versammlung auf dem Kölner Missionskursus (Weihbischof Dr Lausberg: Priester und Mission — Prof. Dr Schmidlin: Missionskonferenzen und Missionsvereinigungen des Klerus) und auf der Gründungsversammlung (Stiftspropst Dr Kaufmann: Der hl. Franz Xaver, unser Vorbild im Eifer für die Missionen — P. Leonhard Lemmens O. F. M.: Die heutige Lage der katholischen Missionen) gehalten wurden. (Vergl. auch diese Zeitschrift 1917, 36 f.) Dazu kommt eine Abhandlung des Schriftführers der Missionsvereinigung Dr Louis: Missionsliteratur und ein Verzeichnis der wichtigsten neueren Werke. Diese erste Veröffentlichung der Kölner Priestermissionsvereinigung dürfte ein vorzügliches Mittel sein, „im Klerus und in der Diözese überhaupt den Sinn und Eifer für die katholischen Missionen zu heben", bietet aber auch missionsfreudigen Geistlichen außerhalb der Erzdiözese neben Anregung und Belehrung viel praktisch brauchbares Material. —t.

Vom Verhältnis der katholischen Kirche zur Heidenmission in der Gegenwart. Von Anton Heinz, Kgl. Gymnasialprofessor. 71 S. in 8°. Mk 1.— München 1916. Kommissionsverlag von Carl Aug. Seyfried & Comp.

Das Schriftchen richtet sich an den Klerus. Es enthält gewiß viel Wahres und auch Gutgemeintes. Ob aber die vom Verfasser gewünschte „Reformierung" und „Neuorganisation" des Missionswerkes sich auf solche Weise in Fluß bringen läßt, dürfte doch recht fraglich bleiben. Ich mußte an die Denkschriften denken, die der ehrwürdige P. Libermann der Propaganda zwecks Missionierung der Neger unterbreitete. Welche Ruhe und Ehrerbietung bei aller Dringlichkeit! Davon etwas mehr in diese Broschüre, dabei Streichung ermüdender Wiederholungen — und der Eindruck, den die Ausführungen hinterlassen, ist stärker und der Erfolg sicherer. —t.

Weltmission Christi und Missionspflicht der Katholiken. Von einem Missionar vom hlst. Herzen Jesu. 106 S. in 8°. Herz Jesu-Missionshaus, Hiltrup b. Münster i. W.

Im ersten Teile der Schrift stehen gedankentiefe Erwägungen über die „Weltmission Christi". Der zweite Teil begründet in überzeugender Form die „Allgemeine Missionspflicht", und im dritten Teil werden unter dem Titel „Besondere Missionspflicht" oder „Missionsdienst" interessante Mitteilungen über die Genossenschaft der Missionare vom hlsten Herzen Jesu, aber auch zuverlässige Winke für prinzipielle Beurteilung des Missionsberufes und seiner Forderungen geboten. —t.

Wege des Wohltuns. Schilderungen und Abhandlungen aus den verschiedenen Gebieten der gesamten Hilfstätigkeit. Schriftleitung H. Schmitz-Proenen, Rechtsanwalt. Band 1/2 Mk 1.—, 1917, Morgenverlag Leutesdorf a. Rh.

Die Sammlung, die zunächst 5 Bändchen vorsieht, ist für die weitesten Volkskreise berechnet und verdient größte Verbreitung. Ihr Zweck ist, dem Volke und der heranwachsenden Jugend aller Stände die caritativen Einrichtungen in unserem Vaterlande bekannt zu machen, über deren praktische Arbeit aufzuklären und ihnen Freunde und Mittel zu erwerben. So wurden im vorliegenden Bändchen, zu dem Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Faßbender ein Geleitwort schrieb, behandelt: Vom seligen Geben — Der Vinzenzverein — Ozanam — Hilfstätigkeit bei der Volksmission — Aus dem Leben einer Landkonferenz — Kriegsbeschädigten-Fürsorge — Kolonie Friedensau — Bilder aus der Bahnhofmission — Ist Jugendfürsorge nötig? — Schuldig? (Jugendgerichtshilfe) — Pflege des körperlichen Wohls der Schuljugend — Ferienkinder — Aus der Diaspora — Der Weg in die Missionsländer. — Man sieht, wo es gilt Schäden zu verhüten oder solche zu heilen, ist die Caritas in der einen oder anderen Form auf dem Platze. Mögen diese Schriftchen, deren prägnante Kürze noch besonders hervorgehoben sein soll, der christlichen Caritas, der nach dem Kriege eine Riesenarbeit wartet, neue Freunde und Gönner zuführen. H.

Eintritts-Bedingungen für die religiösen Männer-Orden und -Genossenschaften Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Neu bearbeitet und herausgegeben von Dr A. Saltzgeber. 4. Aufl. 80 S. in kl. 8°. Brosch. Mk —.60, geb. Mk 1—.

Eintritts-Bedingungen für die religiösen Frauen-Orden und -Genossenschaften Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Neu bearbeitet und herausgegeben von Dr A. Saltzgeber. 4. Aufl. 75 S. in kl. 8°. Brosch. Mk —.60, geb. Mk 1.— Essen (Ruhr), Fredebeul & Koenen.

Wer sich über unsere Orden und Genossenschaften unterrichten will, findet hier zuverlässiges Material. Die beiden Büchlein gehören in die Bibliothek des Priesters, der andere bei der Berufswahl zu beraten nnd zu leiten hat. —t.

Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. Von Prof. Dr Martin Faßbender, Geh. Regierungsrat. 2. und 3., umgearbeitete Auflage. 8° XII u. 282 S. Mk 2.60; geb. in Leinwand Mk. 3.40. Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung.

„Harmonische Ausbildung aller Kräfte des menschlichen Wesens muß das Ziel wahrer Bildung sein." Dazu ist notwendig, daß der Wille alle Triebe und Kräfte des Menschen ordne und lenke. Zu diesem Ziel zu gelangen, ist indes keine leichte Kunst. So innig und so kunstvoll sind ja die menschlichen Fähigkeiten und Anlagen mit einander verwoben, so mannigfach ist ihr wechselseitiger Einfluß auf einander, daß zur Willensbildung die planmäßige Einwirkung auf alle Seelenfähigkeiten, die zum Willen in Beziehung stehen, notwendig ist behufs Gewöhnung an zweckvolles und zielstrebiges, stetiges und ausdauerndes, der sittlichen Idee und dem christlichen Lebensideal entsprechendes Handeln — Aufmerksamkeit auf sich und das Ziel, Anknüpfung an die natürlichen Strebungen, Übung sind die zunächst liegenden Hilfsmittel zu dieser Angewöhnung, die als Selbsterziehung bis zum Lebensende fortgesetzt werden soll. Manche ins einzelne gehende wertvolle psychologisch-pädagogische Winke werden hier eingeflochten z. B. über Ernährung und Willensbildung, über die innere Überzeugung und die Willensbildung als letzter Grundlage der Redekunst usw. Mit wahrem Bienenfleiß sucht der Verfasser überhaupt alles zusammen, was sich für sein Thema aus neuerer Psychologie oder Pädagogik nutzbar machen läßt. Dabei kommt er zu dem Resultat, daß diese Gedanken, zumindest in ihren Hauptzügen schon seit langem in der katholischen Aszese, vor allem in dem Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius von Loyola verwertet sind, deren Hauptbedeutung ja auch darin liegt, daß alle Seelenkräfte in den Dienst der Willensbildung gestellt werden. Diese Exerzitien, wie die kathol. Aszese überhaupt haben sodann auch den Vorteil vor manchen, auch zwar gut gemeinten neueren Bestrebungen voraus, daß sie sich nicht mit der Angabe trefflicher pädagogischer Hilfsmittel begnügen, sondern zugleich auch Kräfte in den Dienst stellen, welche die Erreichung des gesteckten Zieles ermöglichen: Der Hinblick auf das Lebensziel, auf Gott, die Sakramente der Kirche, insbesondere die nach dem Willen Papst Pius' X. oft und mit rechter Absicht empfangene hl. Kommunion.

Das sind in etwa die Hauptgedanken, die der Verfasser aufgrund reicher Erfahrung und erstaunlicher Belesenheit mit großem Fleiß in dem empfehlenswerten Buch zusammengetragen hat. Öfteres aufmerksames Durchlesen der einzelnen Abschnitte wird noch recht viele andere Goldkörner darin finden lassen. sch.

200 Vorlagen für Paramentenstickereien, entworfen nach Motiven mittelalterlicher Kunst von Joseph Braun S. J. 28 Tafeln nebst Text. Vierte Auflage. In Halbleinwand-Mappe Mk 20.—, Text allein Mk 2.— Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung.

Es ist erfreulich, den Aufschwung zu verfolgen, den die Paramentik in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Dem liebevollen Studium alter, guter Vorbilder, der geschmackvollen Herübernahme einzelner guten Gedanken aus der modernen kirchlichen und profanen Kunst ist es zu verdanken, daß man heute in manchen Kirchen und Geschäften nicht bloß fabrikmäßig nach altbekannter Schablone hergestellte Waren findet, sondern auch recht gediegene und würdige Sachen.

Einer der Männer der Jetztzeit, dem wir in erster Linie diesen Aufschwung mitzuverdanken haben, ist gewiß P. Braun S. J. Nebst mehreren andern verdienten Werken („Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente", „Handbuch der Paramentik", „Die liturgische Gewandung im Occident und Orient nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik" usw.) hat er auch „200 Vorlagen für Paramentenstickereien" herausgegeben, die während des Krieges die 4. Auflage erlebt haben. — Er geht darin zumeist auf mittelalterliche Vorbilder zurück: in der Tat wird man vor allem in stilgerechten gotischen Kirchen seine Stickereien recht heimisch und ansprechend finden. Dabei liegt es aber auch ganz in der Hand der kunstfertigen Stickerin, die Zeichnungen zugleich für die Entfernung wirkungsvoll hervortreten zu lassen. — Die Hebung und Verwertung des ganzen in den Vorlagen geborgenen Reichtums erleichtert sehr die beigegebene Textbeilage. Es werden darin nicht bloß für die Benutzung und Ausführung der einzelnen Vorlagen nützliche Bemerkungen gemacht, sondern auch allgemeine, recht beachtenswerte Winke für die Technik und Farbengebung der Stickereien gegeben.

Das Nötigwerden der 4. Auflage des großen Werkes während des Weltkrieges läßt hoffen, daß der erfreuliche Aufstieg der kirchlichen Kunst auf dem Gebiet der Paramentik auch in Zukunft andauern wird und daß im edlen Wettbewerb zahlreicher gottbegeisterter Künstler und kunstfertiger Stickerinnen würdige und ihrer Bestimmung entsprechende Paramente auch in kleinen Dorfkirchen und bescheidenen Missionskapellen fabrikmäßige Alltagsware immer mehr verdrängen werden. sch.

Der Kampf um die christl. Familie. Religiöse Vorträge in sturmbewegter Zeit. Von P. Petr. Schmidt O. M. I., 162 S. in 8°. Geh. Mk 1.50. A. Laumann, Dülmen i. W.

Der Titel steht unseres Erachtens in nur losem Zusammenhang mit den 10 Vorträgen des Werkchens, — ganz besonders gilt dieses vom ersten Vortrag, — einer übrigens guten Armen Seelen-Predigt. — Die Vorträge bieten ernsten, anregenden Lesestoff über Fragen, welche mit den gegenwärtigen schweren Prüfungen zusammenhängen und zeigen, wie wir die Kriegsheimsuchungen Gottes uns zu Nutzen machen können zur geistigen und sittlichen Gesundung unseres lieben deutschen Volkes. Auch als Vorlagen für sog. Oktaven oder Kriegswochen

können sie dienlich sein. — Der stark hervortretende kriegerische Einschlag atmet die Begeisterung der ersten Kriegsmonate. — Der Vorfall zwischen „Eminenz" Mermillod und der „Königin von Piemont," S. 28 — ist offenbar ein Anachronismus und in diesem Sinne zu verbessern. Z.

Religiöse Erneuerung durch die Übung der **Aloysianischen Sonntage** von Theodor Temming, Rektor. 64 S. 126.—150. Tausend. In geprägtem Umschlag 15 Pf. Butzon & Bercker, Kevelaer.

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatschrift. 45. Jahrgang. (Oktobre 1916 bis September 1917.) 12 Nummern. 4°. Preis Mk 5.—. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.

Mai 1917: Aufsätze: Die Gesellschaft und das Seminar für auswärtige Missionen von Paris. (Anton Huonder S. J.) — Das Königreich Siam und seine katholische Mission. (Alfons Väth S. J.) — Nicht in den Missionen und doch Missionär. (Zum Feste des seligen Peter Canisius, 27. April.) (Schluß.) (Otto Braunsberger S. J.) — Nachrichten aus den Missionen. — Kleine Missionschronik und Statistisches. — Das Missionswesen in der Heimat. — Buntes Allerlei aus Missions- und Völkerleben. — Bücherbesprechungen. — Für Missionszwecke.

Die Weltmission der katholischen Kirche. Illustrierte Monatsblätter für die Katholiken der Länder deutscher Zunge. Jährlich 12 Hefte mit je 24 Oktav-Seiten. Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. Mk 2.—

April-Heft 1917: Unsere Mitarbeit am Lebenswerk des Welterlösers. (Eine Karfreitags-Betrachtung.) — Friedrich Ozanam und das Werk der Glaubensverbreitung. — Der jüngste Staatsstreich in Abessinien. — Wie der hl. Joseph einem Iren gut sterben half im Zululand. — Zwei chinesische Täuferinnen. — Bilder vom weiten Missionsfelde. — Ährenlese vom Erntefeld. — Der Roman eines Missionars (Fortsetzung). — 8 Abbildungen.

Das Heilige Feuer. Religiös-kulturelle Monatschrift. Märzheft. Preis nebst der Beilage „Die Großdeutsche Jugend" jährlich 6 Mk, Einzelpreis 50 Pf. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn.

Inhalt des Aprilheftes 1917: Gedichte. Karfreitag (Joseph Feiten). — Post communionem (Joseph Feiten). — Joseph Werle, Ostern 1917. — Hans Felder, Dies deutsche Leben. — Gedicht, Arbeit (Peter Bauer). — Jos. Kühnel, Der Mensch und die Zeit. — P. Terhünte S. C. J. Neues Deutschland. — Gedicht, Der Wall von Eisen (Ernst Wachler). — Dr Friedrich Zoepfl, Antiker Auferstehungsmythos und urchristliche Ostermystik. — Carl Kammer, Krieg und Glaube. — Karl Jünger, Die Zukunftsaufgaben der deutschen Frau. — Jos. Antz, Die Bedeutung guter Lektüre, zumal für unsere weibliche Jugend. — Heinr. Heimann, Deutscher Geist. — Dr Heinrich Pudor, Nationale Kunst. — Dr Ernst Wachler, Über den Stil des Epos. — Schopenhauer gegen die Lateinlosen. — Sechs wichtige Schriften. — Erwägungen und Anregungen. — Offene Antworten.

Die Bergstadt. Monatsblätter, herausgegeben von Paul Keller. Vierteljährlich Mk. 3.—. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1.

Daß die Herbert nun auch für die „Bergstadt" gewonnen ist, kann man ja nur bestens begrüßen. Ihre düstere geschichtliche Erzählung „St Erharts Haupt" bildet zu dem von übermütigem Humor erfüllten Entwicklungsroman „Benedikt Patzenberger" von Roland Betsch einen wohltuenden, beruhigenden Gegensatz. Der Fortsetzung sieht man mit Spannung entgegen. Dann ist da eine herzliche Heimatstudie „Das Bauernhaus" von Michael Schnyders, die Städtern und Dörflern vieles zu sagen hat. Die reiche „Bebilderung" veranschaulicht übrigens das Typische aufs beste. Überhaupt hat die Bergstadt in der „Bebilderung" meistens eine glückliche Hand. Das beweisen wieder die fünf prächtigen Tafelbilder in Farben oder Tondruck, die das reichhaltige Aprilheft zieren. D.

Der Gral. Monatschrift für katholische Kunst, Literatur und Politik **Herausgegeben** unter Leitung von Franz Eichert und Otto Walter, Wien. Petrus-Verlag, Trier. Jährl. Mk 6

Wie der Herausgeber nimmer ermüdet, unter dem feststehenden Titel: Hau- und Bausteine bienenfleißig zusammenzutragen, was immer aus dem eigenen, aber nicht auf das Gralprogramm schwörenden, fortschrittlichen Lager oder gar aus dem feindlichen als Erhärtung oder Vertiefung, Illustrierung oder a pari-Beweis für seinen viel umstrittenen Standpunkt dienen kann, ist einfach köstlich. Dem Begleittext ist's förmlich anzusehen, mit welch behäbigem Vergnügen der gestrenge Herr Kritiker diese bunten Stimmen alle registriert, glossiert und manchmal recht malitiös barbiert. Und wie dankbar ist man dem rührigen Sionswächter für den kurzen, aber kräftig gellenden Trompetenstoß gegen die lächerliche, bruftenge Kritik eines Karl Busse über den naturechten, freien, scheuklappenfreien Heinrich Federer! D.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

Echo aus den Missionen

der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

„Wir hegen das feste Vertrauen, daß alle, welche des katholischen Namens sich rühmen, an diesem frommen Werke, das uns so sehr am Herzen liegt, sich beteiligen.“ (Apost. Hirtenschreiben Sr Heiligkeit Papst Leos XIII. „Sancta Dei Civitas“ über die katholischen Missionen. 3. Dezember 1880.)

Die Anfänge der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert

5. Verschollen und wiedergefunden

Der am Palmenkap zurückgebliebene P. Bessieux war nicht, wie man allgemein annahm, ums Leben gekommen. Im Noviziat stand er zwar während 18 Monate auf der Totenliste und allabendlich gedachte man seiner als eines Verstorbenen. Von allen seinen Briefen war nicht ein einziger in Neuville angelangt, und kein Schreiben hatte ihn erreicht.

Indes wartete er mit Bruder Fabius sehnsuchtsvoll auf das Kriegsschiff, das ihn nach einigen Wochen zu seinen Mitbrüdern bringen sollte. Allein das Schiff blieb aus, weil der Kapitän den Auftrag vergaß. Monate vergingen. Endlich am 26. Juli 1844 lief die „Zebre“ an. Sie nahm beide an Bord. Und nun lebten sie, die Geretteten, der seligen Hoffnung, in Großbassam oder Assinie ihren Bischof und ihre Mitbrüder in voller Missionstätigkeit anzutreffen. Man denke sich die schmerzliche Enttäuschung, das unheimliche, blutende Weh, als die Gramgebeugten nur an Gräbern standen: sie weinten und schwiegen!

Einen Überlebenden trafen sie jedoch in Assinie an, den Bruder Gregor, aber in welchem Zustand! Nicht in den innegehabten Missionshütten, nicht als Hüter des frischen Grabhügels von Pater Paulus, nein, bei einem kleinen Kaufmann fanden sie ihn, dem er sich in seiner Verlassenheit und Hilflosigkeit gegen Kost und Logis verdingt hatte und der ihm für zwei Monate Arbeit ganze anderthalb Franken auszahlte! Br. Gregor ging mit auf die „Zebre“. Für ihn war's wie Erlösung, wie ein Gang zum Paradies!

Dann fuhr der Kreuzer längs der Küste, an Kamerun vorbei,

bis an den Gabun, dem Mündungsbusen zweier kleiner Flüsse, des Komo und des Remboe, wo die Franzosen, zum Schutz ihrer Handelsstation, ein Fort angelegt hatten und zur Sicherung ihres Einflusses und größeren Ansehens sich Missionare wünschten. Gleich griff P. Bessieux unverdrossen zu, gleich nahm er, um seine Worte zu gebrauchen, im Namen seines himmlischen Königs und Herrn, des Welterlösers und seiner Kirche von diesem Land der Ungläubigen auf immer Besitz, obwohl seine Lage keineswegs rosig war, ganz abgesehen von den unvermeidlichen Gründungsschwierigkeiten. Drei Methodistenprediger machten ihm das Feld streitig und das Leben sauer. Das konnten sie um so leichter, als sie ihm gegenüber in dem nicht zu unterschätzenden Vorteil eines Einkommens von 350000 Franken standen, womit sie schamlos die Schwarzen gegen die „Römlinge" aufhetzten, um sie samt und sonders aus dem Lande zu verjagen. Zwei Jahre dauerte der unerquickliche Streit, bis eines schönen Tags die drei Prediger am Wort auf Nimmerwiedersehen von dannen zogen.

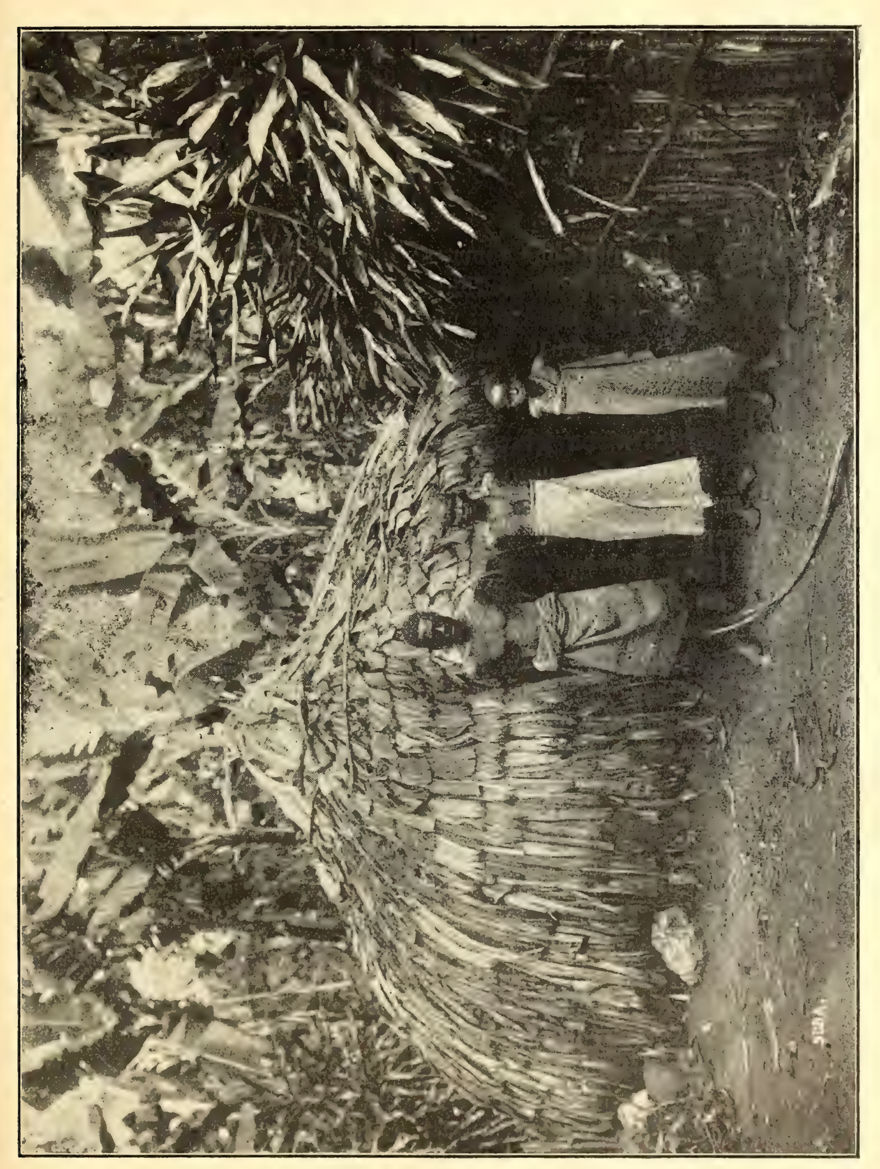
Eine armselige Hütte ward errichtet, wovon die eine Hälfte als Kirche, die andere als Wohnung diente. Darin hat er übrigens bis zu seinem Lebensabend, auch noch als Bischof, gewohnt und seinen edlen Geist ausgehaucht. Eine eigene, geräumige Kapelle mußte freilich gar bald hinzugebaut werden. Und das ist der stille, aber gnadenreiche Anfang der ersten Missionsstation in Gabun, St Marien! In kurzer Zeit entstand ein schöner Kranz entwicklungsfähiger Töchterstationen um diese Mutterstation, die berufen war, Hauptort, Zentrale eines blühenden apostolischen Vikariats zu werden.

Eine Entmutigung

Nicht so glücklich erging es Bischof Barron. Durch den Verlust seiner Missionare einerseits tief erschüttert, anderseits zur Überzeugung gelangt, daß seine, den argwöhnischen Franzosen unliebe Nationalität ihm auf die Dauer unnütze und andauernde Schwierigkeiten bereiten würde, — denn französische Kreuzer hielten sich beständig zur Überwachung der Handelsplätze in diesen Gewässern auf — in Anbetracht all dieser Umstände war der entmutigte Bischof einfach nach Rom abgereist, und hier erneuerte er auf der Propaganda sein Abdankungsgesuch, bestand darauf und ließ sich nicht mehr davon abbringen.[1]

[1] Nachdem sein Abdankungsgesuch vom Hl. Stuhl angenommen war, kehrte Msgr Barron nach Amerika zurück. Wiederholt schlug er die ihm angebotene Verleihung eines heimatlichen Bistums aus, weil er in der bescheideneren Arbeit eines heimatlichen Missionars sterben wollte. 1853 befand er sich gerade in Savannah (Nordamerika), als dort das gelbe Fieber ausbrach. Unermüdlich tätig im Dienste der Sterbenden, erkrankte er am selben Übel und starb 53 Jahre alt, ein Opfer seines Berufes und seines Eifers.

Eines Tags begegnete er dort in den päpstlichen Verwaltungsgebäuden zufällig einem Kongregationsmitglied vom hl. Herzen



Wadschaggaleute vor ihrem Heim D. O. A.

Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin Daressalam u. Tanga D. O. A.

Mariä. Das war P. Schwindenhammer, der in Libermanns Auftrag gewisse Ordenssachen mit dem hl. Stuhl zu regeln hatte. Im Verlauf des Gesprächs kam auch die Rede auf P. Bessieux, den rüstig

schaffenden, und in Neuville glaubte man ihn immer noch unter den Verewigten. Fast um dieselbe Zeit trafen auch Briefe von ihm ein.... War das ein Osterjubel der Freude und des Dankes im Noviziat zu Neuville! Ein Lächeln des Himmels schien es ihnen, ein Leuchten aus den Höhen! Bewahrheitet sahen sie, herrlich bewahrheitet, was ihr erster „Afrikaner“ sterbend dem ehrwürdigen Stifter geschrieben: „Wenn alles verloren zu sein scheint, dann wird Maria sich zeigen.“

6. Tod und Rettung

Aber wem nun das dornenreiche, wenn auch herrliche Erbe des amtsmüden Bischofs aufbürden? Auf Libermanns Vorschlag ernannte Rom den, wie wir oben sahen, von Haïti vertriebenen P. Tisserand. Er erhielt den Titel eines Apostolischen Präfekten von Guinea. Wie freute das den rastlos tätigen Mann, den vielleicht noch ärmeren Negern Afrikas die Tröstungen der hl. Religion bringen zu dürfen, da seinen Landsleuten leider noch nicht beizukommen war. Patres und Laienbrüder wurden ihm mitgegeben. In seinem glühenden Eifer aber wollte er nicht einmal deren Ankunft abwarten, sondern allen vorauseilend die vernichtete afrikanische Mission baldigst aus den Trümmern erheben. In Toulon schiffte er sich auf dem gerade bereitliegenden „Papin“ ein. Es war sein Schicksal. Denn jenes Land, wonach sein Herz so sehnsuchtsvoll verlangte, sollte er nicht einmal betreten, die Gräber seiner Mitbrüder nicht einmal begrüßen. Der Dampfer lief am 6. Dezember 1845 vor Magador, angesichts der marokkanischen Küste, bei heftigem Weststurm auf eine Sandbank auf und strandete. In dieser letzten Stunde gräßlicher Verwirrung und sinnloser Aufregung zeigte sich so recht die Größe von Tisserands Heldenseele. Unerschrocken stand er da mitten in der Brandung, alle auffordernd, an die Ewigkeit zu denken, die aller wartet. Beim Heile ihrer Seele beschwört er sie wie einer der Macht hat, sich des Erlösers zu erinnern, des Gekreuzigten, der bald über sie richten werde; er fleht und beschwört sie bei allem was ihnen lieb und heilig, reumütig ihre Sünden zu verabscheuen, ihr Herz zu Gott zu erheben. Dann sah man ihn gelassen niederknien, sich selber in einem kurzen Gebete sammeln und stärken, um alsbald in hl. Eifer erstrahlend nochmals in flammenden Worten zur Reue und zum Gebet aufzufordern. Nahezu alle verdemütigten sich vor Gott dem Allmächtigen, erflehten und erhielten die hl. Lossprechung für die Sterbenden.

Einer der geretteten Matrosen erzählte nachher: „Es lag etwas Überirdisches, Himmlisches in der Stimme dieses Missionars, in seinem Auftreten und Handeln. Auf seine Einreden hin erinnerten

wir uns, daß wir Christen seien und als Christen wollten wir sterben. Was hätten wir ohne ihn angefangen?" fügte er unter Tränen bei.

Nottaufe

Es befand sich auch ein Jude an Bord, der in seiner Verzweiflungsangst ausrief: „So will ich nicht, so kann ich nicht sterben!" Plötzlich wirft er sich Tisserand in die Arme, fleht ihn schluchzend an: „O retten, retten Sie mich!"

„Ach, mein Freund," erwiderte ihm der Missionar, „gegen den Sturm vermag ich nichts weder für Sie, noch für mich. Und für Ihre Seele kann ich nichts bei Gott tun, da Sie kein Christ sind."

„Wenn ich aber die Taufe empfange, versprechen Sie mir dann, daß Gott mir meine Sünden verzeihen und mit mir barmherzig sein wird?"

„O ja, das verspreche ich Ihnen, der Herr wird Ihnen Barmherzigkeit gewähren um der Verdienste Jesu Christi, seines Sohnes, willen, der für alle gestorben ist, für die Juden wie für die Heiden. Aber an Ihn glauben müssen Sie und sich taufen lassen."

Da warf sich der Begnadete ihm zu Füßen und erklärte, daß er alles glauben und hoffen wolle, wie er."

Der Mitreisende, der diesen Vorfall erzählt, hat selber dem Missionar das Wasser zur hl. Taufe dargereicht. Der Neubekehrte erhielt den Namen des Tagesheiligen, des hl. Nikolaus. Bald darauf dringen die brausenden Fluten in das Schiff ein, alles flüchtet auf das Deck. Eine ungeheure Sturzwelle kommt herangefegt und reißt Missionar und Neugetauften samt 75 Mitreisenden in die Tiefe.

Wo finde ich Trost?

Am Neujahrstag 1846 erreichte diese Trauerbotschaft den verehrten Vater und zwar ganz unvermittelt in der Stadt Amiens, wo ein Zeitungsverkäufer die Nachricht öffentlich ausrief. Er mußte alle Kräfte zusammennehmen, um folgende Zeilen an eine Witwe und Familie zu richten, die von diesem Schlag ebenso hart betroffen wurden, wie er selbst.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht das niederschlagende Ereignis zu berichten, das uns alle in Trauer versetzt. Es ist Ihnen ohne Zweifel bereits bekannt und so sind auch Sie, meine lieben, verehrten Freunde, in tiefe Betrübnis versenkt. Ich würde mich gerne bemühen, Sie zu trösten, wenn nicht mein eigenes Herz zerrissen wäre. Einen dreifachen Schmerz erdulde ich, denn ich habe einen innig vertrauten Freund und eifrigen Mitarbeiter verloren, sehe eine wichtige Mission des Mannes beraubt, auf den ich die schönsten Hoffnungen gesetzt und weiß eine Familie, zu der ich die größte Zuneigung besitze, in Kummer und Trauer.

Ihren Schmerz fühle ich so lebhaft wie den meinen und kann nichts tun, um ihn zu lindern. Unser Verlust ist sehr groß, riesengroß, aber was

sollen wir sagen, was können wir tun? Gott hat uns diesen lieben Freund geschenkt, er hat ihn uns genommen; sein hl. Wille sei gepriesen.

Werfen wir uns vor ihm nieder und sagen wir ihm: Herr, was du getan hast, ist wohl getan. Jedoch wie wären wir glücklich gewesen, diesen geliebten Sohn deines Herzens noch einige Zeit zu besitzen! Wie hätten wir gewünscht den Trost zu genießen, ihn noch lange Jahre für deine Ehre arbeiten zu sehen! Allein unsere Absichten waren nicht die deinigen, du bist der Herr, wir sind deine armen Diener. Unsere schönsten Hoffnungen hast du geknickt, unsere Herzen in tiefen Schmerz versenken wollen: wir unterwerfen uns deinem anbetungswürdigen Willen; wir beten an, was wir nicht zu begreifen vermögen und bringen dir dieses Opfer aus der Fülle unserer trauernden Ergriffenheit.

O meine lieben und verehrten Freunde! Bedürfen wir der Stütze und Ermunterung, so laßt uns unsere Zuflucht nehmen zur hl. Jungfrau Maria! Sie wird uns trösten, wird unsere niedergebeugten Seelen wieder aufrichten. Wissen wir doch, daß sie es war, die alle Schritte ihres lieben und treuen Sohnes leitete. Deshalb auch sind wir überzeugt, daß ihm, da er ja auf ihr Geheiß die verhängnisvolle Reise antrat, die Pforten der himmlischen Wohnungen um so eher geöffnet worden sind. Nicht er ist zu beklagen, er besitzt jetzt, wonach er mit so großer Sehnsucht verlangte. Uns aber läßt er hier in dieser Welt zurück, wo wir ein Leben voll Arbeit und Leiden führen müssen. Doch trösten wir uns, auch unsere Zeit wird kommen und wir werden das Glück haben, in ewiger Herrlichkeit mit ihm vereint zu werden.

Ich bitte Sie, mir immer die Freundschaft zu bewahren, wozu unser guter Eugen die Veranlassung gegeben hat." Forts. folgt.

Nach der Hungersnot

Portugiesisch Westafrika

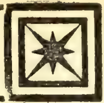
„Wir gedachten die Mission Tyipelongo nach Mulando zu verlegen. Im Monat Juni haben wir die Landschaft durchstreift und manches zusagende Plätzchen in angenehmer und auch gesunder Lage gefunden, aber nicht die Leute, die wir nach eingeholten Erkundigungen anzutreffen hofften. Die Bevölkerungszahl war infolge von Krieg, Aufstand und Hungersnot außerordentlich gesunken. Nicht alle, die aus dem Lande verschwanden, sind gestorben: viele wanderten aus. Auf wie lange? Am Kunenefluß haben wir auf 80 km Uferlänge keine 500 Bewohner angetroffen — da wo früher an 10000 waren!

Die südliche Landschaft Kiteve, die wir gleichfalls durchwanderten, ist noch weniger bevölkert als Mulando. Im Kambagebiet trafen wir eine Ansiedlung von 250 Köpfen an — das ist alles, was von einer etwa 2000 Seelen starken Bevölkerung bleibt.

Man macht sich keinen Begriff von den Verwüstungen, die der Hunger und die folgende Epidemie in all diesen Strichen hervorgerufen haben. Die Wege waren mit Gebeinen, oft noch vollständigen Skeletten, übersäet. Die Hyänen hatten sie nicht berührt, obwohl sie an den Kuneneufern so zahlreich sind."



Aus unsern Missionen



Die Väter vom Heiligen Geist unter den Wirkungen des Krieges

Deutsch-Ostafrika

Eingehende Berichte über die Kriegsschäden der Missionsstationen, ihre gegenwärtige Lage und ihre Aussichten für die nächste Zukunft haben wir noch nicht erhalten und werden solche vor Kriegsende wohl kaum erwarten dürfen. Da nehmen wir um so dankbarer die kleinen Meldungen, die uns meist vom hochwürdigsten Bischof Vogt auf Karten und in Briefen zukommen und bei aller Kürze — der hochwürdigste Herr ist nicht frei für seine Korrespondenz — eine Ergänzung des Gesamtbildes nach der einen oder anderen Seite ermöglichen.

Lange waren wir in schwerer Sorge, ob es unsern noch übrigen Missionaren gestattet werden würde, ihre Arbeit weiter zu tun. Gottlob, die Engländer scheinen von weiterer Verbannung und Gefangensetzung der Missionare abzusehen. Die ausdrückliche Meldung des Bischofs, daß im Vikariat Bagamoyo alle Stationen mit einem Pater besetzt sind, gereicht uns und wohl allen Missionsfreunden zu großem Trost. Selbst auf der seit Wegführung P. Lembles verwaisten Station Ussandawi wurde die Missionsarbeit wieder aufgenommen. P. Dirig, der mit diesem Posten betraut ist, hat auch den Christen in Kondoa-Irangi (Ap. Vikariat Kilimandscharo) einigemale seelsorgliche Hilfe bieten können. Von Juni bis Dezember 1915 hat der Bischof sein Vikariat bereist und steht nun wieder mit allen Stationen in Verbindung. Nur über Widunda fehlen ihm neuere Nachrichten. Gegenwärtig befindet sich Bischof Vogt wieder auf der Visitationsreise, denn mancher Missionar mag nach den Monaten der Prüfung des aufrichtenden Trostes und führenden Rates vonseiten des Oberhirten gar sehr bedürfen.

Mandera, Lugoba und Mhonda sollen gleichfalls nicht ohne erheblichen Schaden an den kriegerischen Ereignissen vorbeigekommen und stark entvölkert sein. So weit sich bis jetzt übersehen läßt, hat Bagamoyo wohl am meisten zu leiden gehabt. Zur Vornahme der notwendigen Reparaturarbeiten an der Kathedrale, die unter dem Feuer der Beschießung stark beschädigt wurde, muß die Rückkehr der Brüder abgewartet werden. Als freudiges Ereignis hören wir, daß Bagamoyo nun auch Außenschulen eröffnet hat — vorläufig ein

Dutzend, die allerdings in absehbarer Zeit wohl kaum Bekehrungen aufweisen werden. Daß im übrigen eine gute Anzahl Missionsschulen einging, war eine unvermeidliche Kriegsfolge, die sich nach dem Frieden hoffentlich bald wieder beheben läßt.

Die Gesundheit der Missionare ließ gleichfalls zu wünschen übrig. P. Brassel war hart am Rande des Grabes und hat mehrere Wochen im Hospital verbringen müssen. P. Gaschy verdankt seine Rettung aus großer Lebensgefahr einem Arzte, der zufällig in der Nähe war. P. Schulte und P. Bischofsberger waren beide an Schwarzwasserfieber erkrankt. Die Oberin der Töchter Mariens, die die Station Bagamoyo bedienen, ist gestorben.



Negerfrau mit ihrem Kind

Auch in unserm nördlichen Vikariat Kilimandscharo — scheint es nicht gerade gut um die Gesundheit der Missionare zu stehen, wiewohl jeder alle Kräfte einsetzt, um die Missionsunternehmungen im Gange zu halten und glücklich durch die schlimmen Zeiten zu bringen. P. Cromer ist schwer lungenleidend und P. Rohmer infolge rheumatischer Leiden fast gänzlich arbeitsunfähig. In Gare starb 13. März Schwester Quirilla, und die Schwester Provinzialoberin hat sich so heftige Brandwunden zugezogen, daß nach menschlicher Voraussicht keine Hoffnung auf Genesung besteht. Ein neuer großer

Verlust für die Kilimandscharomission und für die verdiente Kongregation vom Kostbaren Blut.

Hoffen wir, daß das Vertrauen unserer Bischöfe, die beide den hl. Joseph zum Beschützer ihrer Mission erwählten und schon von sichtlicher Hilfe des Heiligen in großer Not melden, reiche Belohnung finde, daß sie mit Gottes Hilfe die schwer gefährdeten Missionen wieder in die Höhe bringen und daß — wie Bischof Vogt zu Gott vertraut — „die Ruinen weniger trostlos sind, als gegenwärtig noch menschlicherweise zu befürchten ist".

Wie ich den Schwarzen Christenlehre halte

Von P. Eugen Meyer C. S. Sp., Missionar am Kilimandscharo D. O. A.

„Unbekanntes durch Bekanntes!" So heißt ein wichtiger Grundsatz der Unterrichtslehre, und wer Neger unterweisen will, hat sich streng daran zu halten. Als echtes Naturkind übersieht der Neger nicht die Vorgänge in der Natur und kennt gut das Leben der Pflanzen- und Tierwelt. Der Natur muß darum auch der Missionar seine Beispiele und Vergleiche entnehmen, wenn der Neger ihn verstehen soll. — Ich gebe eine kleine Probe von der Einführung in die Lehre von den Sakramenten.

Liebe Christen! Von der Kraft Gottes, die Gnade genannt wird, will ich euch heute erzählen. Damit ihr mich recht verstehet, mache ichs euch an einem Beispiel klar. Ihr kennt alle den Mais und habt ihn gern. Ein nahrhaftes Essen, ohne das ihr nicht bestehen könnt. Zwei Dinge nun müssen wir im Mais unterscheiden: das eine sichtbare, das andere unsichtbar: den Maiskolben nämlich und das Leben, das in ihm ist. Der Mais ist ein Bild des Christen. Auch er besteht aus zweierlei: der Mensch, den man sieht und die Kraft Gottes oder die Gnade, die in ihm wohnt. Hört jetzt, wie die Gnade im Menschen lebt.

1. Wo ein Maisfeld erstehen soll, muß zuerst ein Arbeiter sein: keinen Mais ohne Bauer. Er muß zu geeigneter Zeit den Wald umhauen, bebauen, ansäen, die jungen Pflänzchen besorgen und endlich ernten. So ists mit dem Gnadenleben in euch. Will Gott eine schöne Christengemeinde haben, in der die Gnade wirken soll, so muß er zuerst Arbeiter auswählen, die das Heidenland aufsuchen, die Sünden ausrotten und die Gnade in die von der Sünde befreiten Herzen pflanzen, die Christenseelen pflegen und für den Himmel heranreifen lassen. Um solche Arbeiter zu bekommen, hat der göttliche Heiland das heilige Sakrament der Priesterweihe eingesetzt. Die Priester sind Gottes Diener. Sind einmal gute Priester da, dann kann die Arbeit beginnen. Sehen wir nun, wie der Arbeiter sein Feld bebaut.

2. Wie fangt ihr es an, wenn ihr Mais pflanzen wollt? Ist die Regenzeit zu Ende, so geht ihr hinunter in den Wald, wo die nutzlosen Bäume stehen, wo Elefanten, Affen und Wildschweine hausen. Die Wildnis wird umgehauen, die Tiere verjagt, das dürre Holz verbrannt. Hah, wie da des Nachts die Feuersäulen lichterloh gegen Himmel steigen! Erst wenn

sie ausgebrannt haben, könnt ihr den Boden umhacken und den Samen säen Ist nun der Maisacker fertig, so doch nicht die Arbeit.

Seht, liebe Christen, das ist die Geschichte der Taufe. Der Missionar, der die Gnade in eure Herzen pflanzen wollte, mußte es genau so machen Er kam in euern Wald, wo nur Heiden wohnten. Von den verschiedenen Völkerstämmen hat er den eurigen erwählt und sich gesagt: „Hier in Kiboscho will ich das Heidentum ausrotten und den guten Samen der Gnade ausstreuen!" Gleich ging er an die Arbeit. Aus eurer Katechumenenzeit erinnert ihr euch noch, wie der Pater die schlechten Gewohnheiten aus euren Herzen entfernte, wie ihr keine Sünde mehr begehen, nicht mehr stehlen, lügen, zanken durftet. Und als das schlechte Holz gefällt war, da habt ihr zum erstenmal aufrichtig und herzlich eure Sünden bereut. Die Reue war das Feuer, das alles dürre Holz und schädliche Unkraut verzehrte. Am Tag der hl. Taufe wurde dann in eure gereinigten Seelen der Same der Gnade gelegt. Von nun an waret ihr keine Heiden mehr, ihr waret Gottes Garten geworden. Aber gleich begann neue Arbeit, ein drittes Sakrament mußte gespendet werden.

3. Der Same geht auf. Doch der Bauersmann weiß, daß ohne Nahrung und Wasser das junge Pflänzchen nicht gedeiht. Darum steigt er den Berg hinan, sucht auf dem Kilimandscharo nach den Quellen, die frisches Wasser spenden. Er zieht Kanäle, um das Süßwasser in die Maisfelder zu leiten. Und das Wasser kommt und berieselt eure jungen Pflänzchen und seht! alles grünt und wächst. Christen, so gehts auch mit der Gnade. Einige Zeit nach eurer Taufe merkt der Priester, wie eure Kraft nachläßt, wie es Zeit wird, euch neue Nahrung zu reichen. Ihr empfangt die erste heilige Kommunion und dürft oft und oft die Himmelsspeise wieder empfangen — an euren Seelen seht die Wirkung des Gottesbrotes: Gottes Liebe erblüht immer frischer in eurer Seele, ihr wachst als rechte Christen heran.

4. Und doch, nicht lange dauerts, und schon wird ein neues Sakrament notwendig — ganz wie der üppig heranwachsende Mais bald wieder neuer Sorge und Pflege bedarf. Müßt ihr nicht immer damit rechnen, daß der Nachbar mit der Nachricht zum Vater kommt: „Marunda, Wildschweine oder Affen haben in deinem Mais gehaust und viel Schaden angerichtet!" Marunda geht hinunter, sieht sich den Schaden an und sagt: „Einen Graben ziehe ich um das Feld, baue ein Wachhäuschen und werde Wache halten gegen das Wild." Ähnlich gehts dem Priester. Er sieht die schönen Fortschritte der Christenseelen, freut sich der vielverheißenden Ernte, die in ihnen für den lieben Gott heranreift — da weh! es kommen eines Tages die bösen Geister zurück, die die Taufe aus der Seele verjagt hatte. Darum geht der Pater zum Bischof und klagt ihm sein Leid, und der Bischof kommt selbst, das Sakrament der Firmung zu erteilen, das euch im Glauben befestigt. Der Heilige Geist nimmt Wohnung in eurer Seele, um sie gegen die Angriffe des Teufels zu schützen und vollkommen im christlichen Leben zu machen.

5. Alles ist wieder in Ordnung. Die Maisstaude wächst, kommt in Blüte und setzt Frucht an. Mit freudigem Interesse seht ihr die kleinen Kolben sich entwickeln, und mit Ungeduld wartet ihr auf die reifen Früchte. So ists auch im Menschenleben. Mit der Gnade des Heiligen Geistes wachst ihr zu Männern und Frauen heran, und die Zeit kommt, wo ihr euerm

Gott Früchte bringen dürft — neue Glieder seiner Kirche auf Erden und einstige Erben seiner Herrlichkeit im Himmel. Das Sakrament der Ehe soll euch befähigen, das Reich der Gnade auf Erden zu erhalten und zu vermehren.

6. Ein froher Tag ists für euch alle, wenn der Vater sagt: „Kinder, nehmt die Sicheln. Wir wollen den Mais schneiden.“ Da folgt ihr gern ins Feld, wo die Erntearbeit euer harrt. Wie da die Sichel munter in die Stengel fährt! Es tut euch nicht weh all diesem Wachstum ein Ende zu setzen — denn ihr wißt: die reife Frucht bringt wieder neues Leben. Auch für uns Menschen gibt es einen Erntetag wie für die Früchte des Feldes. Wir müssen sterben, um geerntet zu werden für die ewigen Scheuern. Daß diese letzte Arbeit, die wichtigste unseres Lebens gut gelinge, hat uns der Heiland das Sakrament der letzten Ölung gegeben, das die Seelen stärken soll für den Übergang in die andere Welt, das sie reif machen soll für die Scheune des himmlischen Hausvaters.

7. Ein letztes Sakrament bleibt uns zu erklären. Ihr wißt, daß der Mais vom ersten bis zum letzten Tag viel zu leiden hat. Krankheiten kommen, Unkraut schießt empor und droht, das junge Pflänzchen zu ersticken. Der kluge Pflanzer vergißt nicht, das Unkraut zu entfernen, besonders vor dem Bewässern. Wer sein Feld bewässert, solange das Unkraut darin steht, der richtet es zugrunde. Er führt ja auch dem Unkraut neue Nahrung zu. Von der Saat bis zur Ernte muß das Feld rein gehalten werden — und wie der Acker, so die Seele. Ihr wißt schon, daß ich an das Sakrament der Buße denke, das alles nach der Taufe emporwuchernde Unkraut aus der Seele entfernen soll. Nie dürft ihr zur hl. Kommunion gehen, ohne euer Herz durch das hl. Bußsakrament von der schweren Sünde gereinigt zu haben. Sonst würdet ihr die Giftpflanze der Sünde nur in ihrem Wachstum befördern. Ihr kennt ja das ernste Wort des hl. Apostels: „Wer unwürdig dieses Brot ißt oder diesen Kelch trinkt, der ißt und trinkt sich seine eigene Verdammung.“ —

Das, liebe Christen, bedeuten die sieben hl. Sakramente: ebenso viele Stufen des göttlichen Lebens in eueren Seelen. Unterhaltet in euch dieses göttliche Leben, dieses wahre, wunderbare und beglückende Leben des Christen. Empfangt oft und gern die heiligen Sakramente mit lebendigem Glauben und in frommer Andacht — dann werdet ihr sicher heranreifen für den Himmel. Amen.

Anicetus Mhunga

Eine Sklavengeschichte von P. Gattang C. S. Sp.

Unter meinen christlichen Dorfinsassen habe ich einen, der — er mag in den Dreißigern sein — bereits ein schicksalvolles Leben hinter sich hat. Viel dunkles Gewölk mit Sturm und Donnerwetter und zu guter Letzt verklärender Sonnenschein.

Mhunga hieß er als Heide; Anicetus nennt er sich als Christ. Und, um es gleich zu sagen, seinem Namenspatron dort oben hat

er zeitlebens, d. h. seit seiner Taufe, die er vor 18 Jahren in Mandera empfangen, viel Ehre gemacht.

Seine Eltern lebten negervergnügt in Kiroka vom Ertrag ihrer Felder. Das will allerdings blutwenig heißen. Ein Neger ist so genügsam, anspruchslos! Aber sie hatten doch was sie brauchten und waren frei.

Zwei Kinder, ein Mädchen und unser Bub Mhunga als jüngster, sorgten für das nötige Hausgezwitscher.

Benjamin Mhunga mag damals 2—3 Jahre alt gewesen sein, damals, als der Sultan von Zanzibar noch unbestritten sein Tyrannenzepter über den größten Teil der Ostküste Afrikas schwang und Arabervolk ungestört am hellen Tage Raubzüge auf Menschen wie auf Tiere veranstalten durfte. Traurige Zeit!

Damals auch fing Mhungas Elend an.

Eines Abends ging die Mutter, wie gewöhnlich, zum nahen Bach Wasser holen. Die zwei Kleinen trollten lustig schwatzend vor ihr her. Nicht weit davon war der Vater auf dem Felde beschäftigt. Auf andern Feldern noch andere Männer, gleichfalls bei der Arbeit. Wohlverstanden nach Negerart! Einige Hackenschläge und dann längeres Plauderpäuschen, wie's eben Leute, denen es nicht um's Anhäufen zu tun ist, so machen.

Der Bach bei Kiroka ist ein gar scheues Ding. Ob ihm bangt vor den sengenden Strahlen der Glühsonne dort oben am afrikanischen Himmel? Immerhin verkriegt er sich, still murmelnd, unter dem mannshohen Schilfgras, das weit und breit die hohen Ufer schirmt.

Da gingen sie hinein, Mutter und Kinder. Wie Vorhänge, die gleich wieder zusammenschlagen, sobald man durch ist, schießen die stolzen Grashalme hoch über ihre Köpfe zusammen. Dann und wann schallt helles Kinderlachen daraus hervor und zwischendrein Drohworte der Mutter, die nicht duldet, daß sorglose Jugend sich hineinwage ins anlockende Wasser.

Plötzlich wirres Angstgeschrei!

„Hilfe, Hilfe!“ — „Vater, Vater!“ so ertönts in den höchsten Tonlagen. Und ein Rascheln und Rauschen und Sausen in den Bachgräsern, wie wenn Tiere hin und her liefen.

Von den Feldern stürmen die Männer herbei, die Arbeitshacke drohend voran.

„Nyani, Löwe oder wilde Hunde,“ rufen sie einander zu und rennen wie besessen.

Aber schon dringen die Stimmen der Rufenden gedämpfter, verschwommener herüber. Entfernen sie sich? müssen sie weichen?

Jetzt haben die Männer den Grasgürtel, das Flußbett bereits



Suahelineger D. O. A.

Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin Daressalam u. Tanga D. O. A.

erreicht. Nichts da! Nichts zu sehen; nichts zu hören. Weder Blutflecken noch Wildspuren.

Aber da, etwas weiter, die vielen frischen Fußstapfen!

„Ah! Ein Überfall!" — „Sklavenjäger!" — „Menschenräuber!" — so kommts aus aller Mund. Und zornentbrannt setzen sie nach. Wut beflügelt ihre Füße.

Das Raubgesindel ist auch bald erreicht. Gleich entspinnt sich ein Kampf, heiß, hart, ungleich. Im Vorteil sind die Räuber. Sind zahlreicher und ausgerüstet mit Säbel und Lanze. Nicht alle stehen im Kampfe. Während die einen sich wehren und angreifen, schleppen die andern die unglücklichen Opfer davon. Man muß sie geknebelt haben, die Unglücklichen. Nur markerschütterndes Stöhnen ist vernehmbar.

Mögen die Feldhacken auch noch so wuchtig dreinschlagen, mögen sie rasen, die empörten Kirokaner, wie angeschossene Eber — gegen die Übermacht ist nichts zu wollen, sie müssen fliehen, blutbedeckt, wundenreich. Müssen der Araberbrut die Geraubten überlassen.

Drei Menschenwesen mehr unter dem Joch der Sklaverei...

*

Wo sie hingetrieben wurden, die Tabu mit Tochter und Sohn? Zunächst gings unter Fluchgepolter und Peitschenhieb in tiefe, unheimliche Wälder. Lange dauerte dieser Eil- und Trauermarsch. Dann stießen sie auf einen ausgetrockneten Graben. Da hinein. Und immer weiter ohne Rast und Ruh, bis nach einer halben Stunde hinter einem mächtigen Baobab-Baum ein schwer bewaffneter Muselmann auftauchte, der in fremder Sprache den beutebringenden Kollegen einige Worte zuraunte.

Der Sammelplatz der Räuber war erreicht.

Noch einige Schritte und ein Jammerbild allerschlimmster Barbarei tritt dir entgegen, unvergeßlich, bestialisch. Liegen da herum, jammernd, stöhnend, an Händen und Füßen grausam gefesselt etwa zwei Dutzend Menschen, meistens Frauen und Kinder, auch einige Männer. Hunger und Verzweiflung schauen aus den eingefallenen Augen blöde heraus. Arme Geschöpfe, wie lange schon möget ihr so da schmachten!

Angesichts solchen Elends brach Tabu ohnmächtig zusammen. Was halfs? An ihr tat man gleiches. Den Kindern jedoch ließ man die Hände frei.

„Kaum unsern Tag heut verdient," hub einer der Menschentreiber an, während er sein schändliches Peinigerhandwerk verrichtete.

„Ist der Fang auch mager," witzelte ein anderer darauf, „sei die Stärkung um so reichlicher."

Und Araberblut tut sich was zu gut. An die hungrigen Gefangenen denke Allahs Prophet!

Da — ein schriller Pfiff. Alle merken auf. Ein zweiter, langgezogener folgt gleich darauf.

„Ei, was! die andern schon!" knurrt halb verdrießlich der Älteste der Bande und pfeift drei spitze Noten in den Wald hinein.

Die da kommen, sind im Gefecht gestanden. Spielen jetzt die

Großen. Einer hat die Schulter verbunden, und der schnauzt nun so drein: „Wo ist die vermaledeite Beute von heute abend? Die soll's mir büßen für ihren tollen Mann!"

„Was denn büßen? Hat's denn was gegeben? Erzähl' doch!" krächzen ihm neugierig die Schmausenden zu.

Der antwortet nicht, zeigt den Fragern einfach seinen Schulterverband, und dabei leuchten ihm die Augen ganz unheimlich vor wildem Ingrimm.

Da steht einer von den jüngeren auf, nimmt ein Stück Holz, wirft es der Tabu an den Kopf und sagt: „Die da."

Die beiden Kinder schreien laut auf, verstummen aber sogleich, als der mit dem Schulterverband wutschnaubend auf sie einfällt und die stöhnende Mutter derart mit Fußtritten und Stockhieben traktiert, daß selbst einen Araber etwas von menschlichem Erbarmen erfaßt und er dem dreinschlagenden Kollegen Mäßigung anrät.

„Laß es genug sein für heute! Wollen ja morgen aufbrechen. Bleibt dir sonst noch hier liegen!"

„Verruchtes Negerpack! Na, meinetwegen mag's genug sein! Die hast du einstweilen binnen. Übrigens hat dein schurkischer Mann auch genug mitgekriegt. Meine Säbelhiebe waren gut. Er braucht keine weitern mehr!"

So kühlte der Wüterich an der armen Frau sein Mütchen, weil ihr Mann ihm bei der Hatz am Kiroko den guten Schlag versetzt, der ihm Schulter und linken Arm verwundet hatte.

✤

Früh am Morgen große Bewegung in dem Foltergraben. Die Gefangenen werden ihrer Fußfesseln befreit, hintereinander aufgestellt und an einer langen Kette, von Hals zu Hals, dingfest gemacht: die Vorbereitungen zum Küstengang.

Nein, keine Feder kann es beschreiben, was so ein Gang durch Steppe und Wildnis für gefesselte, hungrige Leute, Grausamkeit, Jammer und Brutalität mit sich bringt. Kaum die nötige Nahrung ... fraget ja nicht welche! Wurzeln und Früchte, die Affen verschmähen würden. Und als Zugabe: Wassermangel unter Afrikas sengender Glutsonne im immensen Steppenreich — Zischende Peitschenhiebe auf die nackten, abgezehrten Rücken, wenn die Kolonne nicht flott genug vorankommt ... 's ist das Sklavenlos!

Nach 10 Tagen war die Küste in Sicht.

„Morgen können wir bereits die Ware auf dem Markte haben" — sie sprechen von der Menschenware, die sie feilschen wollen auf öffentlichem Sklavenmarkt zu Bagamoyo! — „drum laßt uns jetzt die Beute teilen nach Gebühr und Verdienst." So sprach der Hauptmann der Räuberhorde, und so wurde gleich getan.

Beuteverteilung! Fürwahr, die schrecklichste unter den schrecklichen Stunden für die armen Opfer! Warum? Ach! Wenn das brutale Interesse, die schnöde Habsucht der beuteerwartenden Rotte es erheischt, werden rücksichtslos von einandergerissen, das Kind von der Mutter, der Mann von der Frau, der Bruder von der Schwester. Keiner will benachteiligt sein, jeder will gesunde, starke Ware. In Streitfragen entscheidet das Los.

Tabu und die Kleinen fielen als „ein Stück" jenem zu, der die Schulterwunde bei der Affaire davongetragen. „Das sei sein gutes Recht" meinte er großtuerisch.

Einem der Haupträdelsführer wurden ebenfalls als „eine Nummer geltend" eine Frau mit Kind zugewiesen. Nun war das Kind unterwegs schlimm erkrankt, und da er gebieterisch gesunde Ware verlangte, wurde unser dreijähriger Mhunga einfach zu dieser Frau gesteckt — — und erledigt war die Sache!

Am andern Morgen standen auf dem Sklavenmarkte zu Bagamoyo, unter vielen anderen, auch die uns bekannten Dulder. Sie standen da zur Schau, zum Angebot....

Doch den Schleier der Vergessenheit über diese revoltierenden Ungeheuerlichkeiten, die gottlob sich nicht mehr wiederholen dürfen!

*

Ein Mann von Pongue, kleiner Plantagenbesitzer, kaufte sich für billiges Geld die Frau mit dem ihr zugestellten Kleinen, unserm Mhunga.

Alle Achtung vor diesem armen Negerweib! — Sie hat auch ein Knäblein gehabt, das sie geliebt wie ihren Augapfel, und „Fungo" hat sie es geheißen. Auch sie ist von Menschenjägern überfallen worden und mit ihrem Kinde in Sklaverei geraten. Ihre Hütte hat auch am Kirokabach gestanden, aber etwas weiter aufwärts, an der Grenze der nächsten Dorfschaft. Unglücklicher noch als die wahre Mutter Mhungas hat sie auf dem Weg zur Küste das Grauenhafteste erleben müssen. Weil ihr Fungo hoffnungslos erkrankte, hat man ihn ihr aus den Armen gerissen und auf dem Negerpfad so dahin geworfen.... ein gefundenes Fressen für die Tiere der Wildnis! Da ist ihr fast das Herz gebrochen vor Kummer und Leid. Auf dem Sklavenmarkt zu Bagamoyo hat man ihr dann den jungen Mhunga zugestellt, unterschoben, aufgezwungen. Und ... herrlicher Mutterentschluß! .. in Mhunga will sie versuchen, „Fungo" weiter zu lieben, zu pflegen und zu hegen.

Solche Frau in Ehren!

Pongue ist eine 4 Tagemärsche ins Innere gelegene Landschaft. Da ging es nun hin. Selbigen Tages noch trat man die Reise an.

Neue Reise, neues Leid. Waren die Strapazen und Entbeh-

rungen auch groß, eins stellte sich alsbald heraus: Der neue Herr war entschieden menschlicher gestimmt. Und daheim klagten die übrigen Sklaven — er hatte ihrer bereits 10 — auch nicht allzusehr über ihren Arbeitgeber. Auch schon ein Trost!

*

Mhunga ist inzwischen zum 12jährigen Knaben herangewachsen. Seine Mutter ist ihm alles, die Freudensonne seines Lebens. Wie leuchten ihm vor Unmut die Augen so hell, wenn er hört vom



Mhungas Heimatsdorf

Sklavenmarkt und schändlicher Mißhandlung! Mitunter überrascht sich die kinderlose Mutter alsdann, wie sie den Namen ihres „Fungo" leise vor sich hin murmelt. Und wenn Mhunga dann fragt: „Was ist Fungo? erzähl mir doch davon" — dann steigen ihr Tränen in die großen müden Augen, und sie leitet immer zu anderen Dingen über. Es ist schön, wenn der Mensch dem Menschen nützlich ist, Lichtstrahlen des Trostes, der Freude und Aufmunterung in öde und freudenarme Herzen ausstreut!

Die Sklavin von Pongue hat's all die Jahre für Mhunga getan, ununterbrochen, unermüdlich, wenn es auch dem lieben toten „Fungo" galt!

Auch das sollte anders werden!

Geriet da eines Tages der Plantagenbesitzer in Geldnot. Verschiedene Zahlungen drängten, und das Geld war aus.

Was da lang überlegen!

„Halt gezwungen, einen Sklaven zu verkaufen, und damit basta! Missionare sollen nicht weit von hier eine Niederlassung haben, wo Sklaven stets losgekauft werden. Eine Schrulle von denen, aber was macht's! Für mich ist es bequem und krieg' sicher mein Geld, also dahin!"

Auf Mhunga fiel die Wahl. Er war am entbehrlichsten.

Was half da alles Flehen und Bitten und Weinen, ihn doch nicht von der guten lieben Mutter zu trennen! Was sein Sichsträuben und Wehren, zu einem Weißen zu müssen!

„Lieber in den Tod, eher umherirren in Steppe und Wildnis," hat er geheult, „als mich in den Dienst der Europäer stellen!"

Eine geradezu unglaubliche Angst hatte der Bub vor den Weißen. Gesehen hatte er zwar noch keinen, aber gar manches von den anderen Haussklaven über sie gehört, und das Gehörte war scheußlich, haarsträubend, rechtfertigte vollauf seine Abneigung und seinen Widerwillen.

Aber was hilft da alles Nichtwollen und Toben? Der Sklave ist rechtlos, ist Ware, die man veräußert, wie Stiefel und Regenschirm.

Der Beschluß wurde durchgesetzt.

Es kam die Abschiedsstunde. Wie hatte dem Kleinen gebangt vor dieser Stunde, mehr noch um sein Mütterchen als für sich! Und wie war doch alles so einfach, so gar nichts aufregendes, außerordentliches. Während er laut aufschrie, als sie von einander mußten, verhielt Mütterchen sich auffallend gleichgültig, fast kalt.

Sonderbar genug kam ihm das ganze Verhalten vor, aber er wußte es auch gleich wieder gut zu deuten.

„Vor mir hat sie sich zu zwingen gewußt, hat ihren Seelenschmerz verhehlt, mich weniger leiden zu machen."

So und ähnliches dachte er vor sich hin, während er zur Mission geführt wurde.

*

Oben auf der Mission war die Sache bald geregelt. Für 12 Piaster kaufte der Missionar ihn los. Mhunga war frei. Ihm schien's der Anfang vom Ende.

Für nichts auf der Welt hätte er sich getraut, dem weißen Mann in die Augen zu schauen, obwohl derselbe so lieb und so gut mit ihm tat.

„Na, Kleiner, wie heißt?" hat ihn der Missionar in seiner Sprache angeredet.

Keine Antwort.

„Na schau uns mal an" — und die weiße Hand des guten Paters fuhr ihm mild durch die krausen Haare. Da hat er gezittert, der arme Mhunga, wie Espenlaub. Und gelacht haben da, daß es erschallte weit und breit, die kleinen und großen Kinder der Mission, die sich dreist schon um den neuen Ankömmling herangedrängt.

Mhunga hielt beharrlich die Augen geschlossen und den Kopf gebeugt.

Da vertraute der Pater den ängstlichen Wildling seiner heiteren Kinderschar an. Die sollte ihn anders stimmen, empfahl aber allen Güte und Schonung.

Dies war gegen Mittag. Gegen Abend hatte unser Mhunga bereits Reißaus genommen.

Die Augen, die 4 großen leuchtenden Augen des Weißen, die haben es ihm angetan gehabt. Als er unter den Kindern war, hat er beim Abendessen verstohlen auf den Pater geblickt, hat gesehen wie er da 2 Augen abnahm, auf den Tisch legte und nachher wieder mit Draht an die Ohren hing.

„Hier gehts nicht mit rechten Dingen zu! Besser flüchten!" das stand nun bombenfest in Mhungas leerem Schädel, und sein Entschluß, bei der ersten besten Gelegenheit auszukneifen, war ausgemachte Sache.

Christen des Dorfes griffen den Flüchtling auf und brachten ihn dem Pater zurück.

O weh! jetzt ist es aus! Wie wird der Weiße mit den schrecklich leuchtenden Augen ihn angucken! Wird ihn sicher mit seinen Augen tief in den Boden bohren usw. Die Angst des aufgegriffenen Mhunga malt euch besser selber aus.

*

Es bedurfte nur weniger Tage, unseren kleinen Helden ganz umzuwandeln. Bald hatte er sich davon überzeugt, daß alles Geschwätz gegen die Weißen eben nur Geschwätz sei. Von Angst vor dem Pater gar keine Rede mehr. Nicht einmal des Paters große, blendende Brille vermochte mehr ihn einzuschüchtern. Er gewann die Missionare, die ihn aus der Sklaverei losgekauft, lieb, liebte sie wie seine Mutter. Und als er nach 1½ Jahren durch die hl. Taufe auch noch von des Satans Fesseln befreit wurde, da gelobte er ein braver Christ zu werden, seinen Christennamen — Anicetus wurde er getauft — allzeit in Ehren zu halten. Anicetus hat Wort gehalten. Er ist ein Musterchrist geworden und bis jetzt geblieben: eine Freude vor Gott, ein Beispiel den Menschen.

Später hat er sich auf dem Missionsterrain ein gemütliches Heim eingerichtet. Vier pausbäckige Kinder sind dem Ehepaar bereits erblüht.

„Die sollens besser haben, als ich und meine Schwester, die ich

nicht mal gekannt, von der mir aber die Mutter oft genug erzählte" — pflegt er öfters dem Pater zu sagen, wenn er ihn aufsucht, und seinen Kindern auf die dicken Backen trommelt.

Die Mission Mandera ist eine schon ältere Mission inmitten eines interessanten Volksstammes gelegen. Aber wenig Wald und Wasser daselbst. Als nun mehrere Jahre nacheinander der Regen noch häufiger ausblieb, verteuerten die Lebensmittel derart, daß viele Christen von Mandera wegzogen, um sich in günstigeren Gegenden niederzulassen.

Die Familie Anicetus tat ebenso. Sie begab sich auf das Missionsgebiet Matombo, wo sie von der jungen Christenschar aufs beste aufgenommen wurde.

❀

Sieben Stunden von Matombo fließt ein ansehnlicher, fischreicher Fluß — Mouha geheißen — ein viel besuchter Ausflugsort der Nachbarstämme. Einmal zog auch Anicetus mit mehreren Männern des Dorfes dorthin.

„Kinder, bring euch guten Vorrat getrockneter Fische mit. Seid brav und folget der Mutter!"

Bis außerhalb des Dorfes begleiteten sie den fürsorglichen Vater.

Der Fischfang im Mouha ist wirklich ein lohnend Geschäft. Tagsüber wird wacker geangelt und mit dem Fangkorb gefischt; wacker? Jawohl, Fischen ist Negers Liebhaberei, ist Sport! Des Abends beim Reinigen und Trocknen der Fische gibts dann das gemütliche Plauderstündchen. Von allem und jedem, von Gegenwart und Zukunft, von Wahrem und Unwahrem, wird dann erzählt — und besonders viel von der guten alten Zeit.

Eines Abends forderte einer der Ältesten den Fremdling Anicetus auf, seine Lebensgeschicke zu erzählen. Anicetus tats in herzgewinnender Einfachheit.

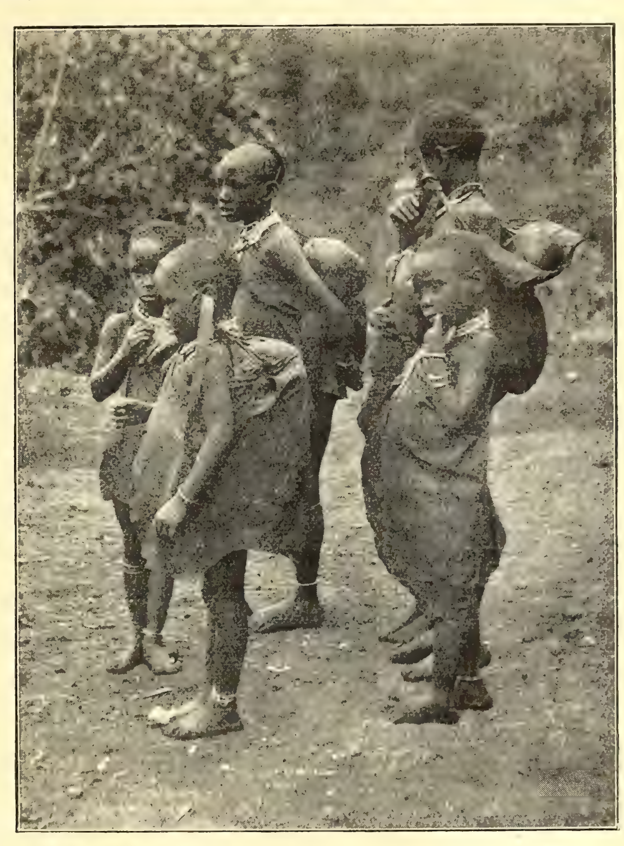
Kiroka, Überfall, Beuteverteilung, Sklavenmarkt, Pongue, Mandera, — all diese Leidensstationen seines Lebens schilderte er kurz und treffend, schlicht und warm. Wie sie dem Erzähler lauschten, diese Naturkinder, mit ihm ergrimmten, litten, lachten und zuletzt auch ihn beglückwünschten zu seiner wiedergewonnenen Freiheit!

Aber besonders war da ein ganz altes, sonst still für sich dahinlebendes Männchen, der ganz Ohr und Auge war. Zuweilen zuckte ein eigentümliches Leuchten durch seine müden Augen, besonders wenn von Kiroka und Überfall, Verkauft- und Getrenntwerden die Rede war.

Kaum hatte Anicetus geendigt, da stellte der Alte sich hart vor ihn hin, legte ihm zitternd die Hand auf die Schulter und richtete mit halblauter Stimme verschiedene Fragen an ihn, die Anicetus

zum Teil nur beantworten konnte. Immer leiser wurde das Zwiegeflüster, bis endlich nach kurzer Pause der Greis, mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte sich zum jugendkräftigen Aufschrei aufraffte:

„Nicht länger mehr kann ich es bezweifeln: Du bist Mhunga, mein Sohn! — Mhunga, was du da erzählt hast, ist die Geschichte meiner Frau und meiner Kinder. Die du deine Mutter nennst, mein Sohn, ist deine Mutter nicht. Ich kenne sie, . . . höre —"



Negerkinder mit ihren Geschwisterchen auf dem Rücken

Laut schrie hier Anicetus auf; wollte Einspruch erheben, aber der Alte gebot mit nie geahnter Entschlossenheit, zu schweigen, und erzählte nun folgendes:

„Mhunga, mein Sohn, höre!"

„Ich bin's gewesen, der einem Räuber die Schulter wund geschlagen. Mich hat er dafür schrecklich mit der Lanze zugerichtet. Fühle hier die vielen großen Narben. Doch ich genas gegen alles Erwarten. Kaum war ich wieder hergestellt, ging ich auf die Suche nach euch, nach Frau und Kindern. Vergebens all mein Suchen, all meine Mühe. Das Einzige, was ich von einem Gefangenen, der später entkam, erfuhr, war, daß du vor Bagamoyo von deiner Mutter seist grausam getrennt worden. Es wurden dort die Leute verteilt.

Mutter und Tochter fielen dem zu, der sich die Schulterwunde geholt hatte im Gefecht bei Kiroka. Dich wollte er noch dazu haben. Es wäre ihm auch fast gelungen. „Das sei sein gutes Recht", sagte

er; „er fordere es als selbstverständliche Entschädigung für die erhaltene Wunde."

Nun war aber dem Hauptmann der Bande gleichfalls eine Frau mit Kind zugedacht worden; das Kind aber war schwer erkrankt. Da glaubte sich der Hauptmann benachteiligt und verlangte kategorisch gesundes Material, gesunde Ware! Was tat man? Weil du ungefähr gleichen Alters warst wie das kranke Kind, nahm man dich von der Mutter weg und stellte dich zu der fremden Frau. Diese Frau kenne ich ganz gut, sie war aus der Gegend von Kiroka, nicht weit von uns zu Hause. Sie war, wie ich später erfuhr, zwei Tage vor euch überfallen worden, auf dem Wege zu ihren Verwandten in der Nachbarschaft. Deine Mutter und Schwester aber wanderten in harte und grausame Sklaverei. Ihr Elend jedoch war, Gottlob, nur von kurzer Dauer. Eine pestartige Krankheit raffte am selben Tage Mutter und Kind und Tyrann dahin. Wohin du, mein Sohn Mhunga, verkauft wurdest, habe ich nie ermitteln können; aber jetzt finde ich dich ja wieder, mein Mhunga, mein Mhunga..!"

Hier schluchzte der glückliche Vater laut auf. Ein Wiedersehen nach 27 Jahren.

Anicetus fand nicht Worte. Regungslos, mit düsterem Blick die Erde anstarrend, stand er da.

Keiner der Zuschauer wagte durch ein unnützes Wort zu stören.

Der Alte wollte sprechen, aber die Stimme versagte; Tränen rannen über seine eingefallenen Wangen, und die sprachen beredter als verschallende Worte.

„Mongika — wäre meine Mutter nicht," flüsterte endlich Anicetus leise, kaum vernehmbar für sich dahin.

„Ach, ich Armer, muß ich so ihr gleichgültiges Verhalten deuten, als ich von ihr gerissen wurde, um zur Mission geführt zu werden? Mongika — meine Mutter nicht!"

„Aber gut war sie doch!" rief er dann sehr bewegt in die stille Nacht hinein, faßte des alten weinenden Mannes beide Hände und mit einer Zärtlichkeit im Ton, die nur wahres Empfinden verleiht, fügte er hinzu: „die Mutter verloren; — aber den Vater gefunden! — Lieber Gott, ich danke dir."

Diesen Abend saß man lange noch plaudernd um das gesellige Lagerfeuer. War auch soviel zu erzählen! Einige Tage verblieb der Sohn beim wiedergefundenen Vater, dann zog es ihn zurück zu den Seinen.

Mitgehen wollte der Alte noch nicht. Er verlangte Bedenkzeit. Er habe seine Gewohnheiten und liebe die Veränderung nicht, und der Entschuldigungen mehr! — Es bangte dem guten Alten einfach

vor dem Unbekannten, zumal vor dem christlichen Dorf, unter dem Schutze der Weißen.

❀

Nicht zwei Wochen waren verstrichen, da sah man eines Tages einen lebens- und wegemüden Menschen mühsam sich heranschleppen, Mhungas Vater! Reis und Fisch hatte er mitgebracht, so viel er tragen konnte, die Geschenke für Enkel und Schwiegertochter.

Aber was besser war als alle Geschenke — er brachte den freien Vorsatz mit: zu werden was sein Mhunga geworden — Christ ... ließ sich unterrichten, taufen und starb 8 Tage darauf; jugendliche Himmelsfrucht!

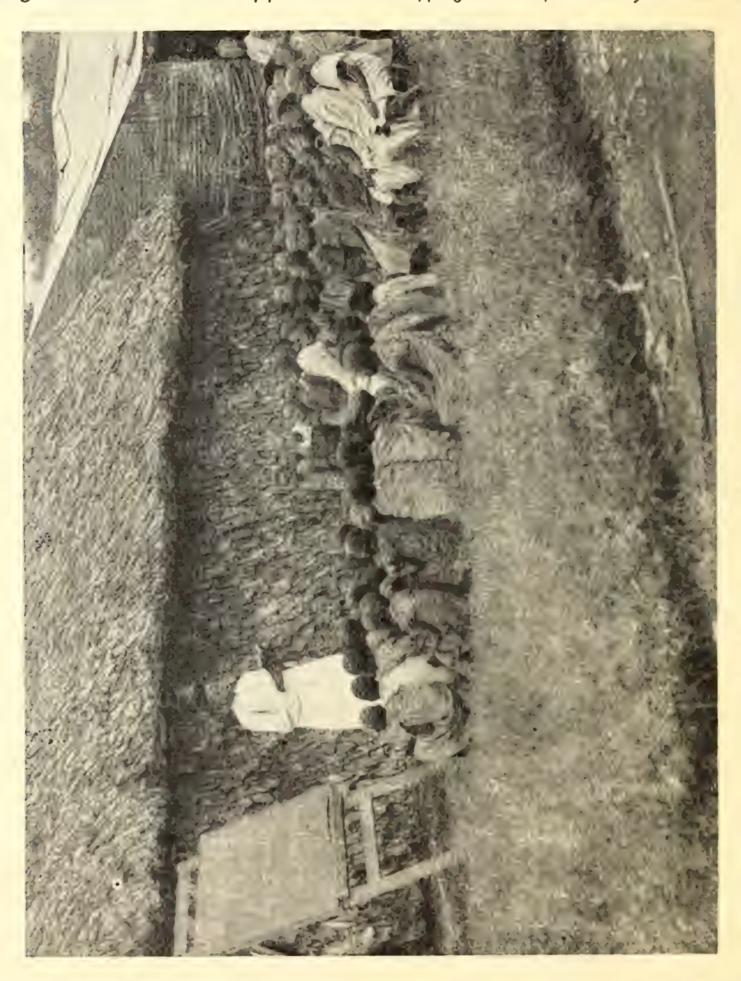
Die Wege Gottes sind oft wunderbar;
O, selig, wer sie schaut im Glaubenslichte.

Gefährdung der Missionsarbeit in Angola durch die Einziehungen zum Militär

Den Missionsschulen haben die im März 1914 begonnenen Aushebungen für den Militärdienst nicht unerheblich geschadet. Anfänglich hatte das Musterungsgeschäft wenig oder gar keinen Erfolg. Als die Nachricht sich im Lande verbreitete, verließen alle Eingeborenen ihre Dörfer und flohen in den Wald, wo sie sich Monate lang verborgen hielten. Nur die Furcht vor den Einfällen der räuberischen Kuanyamas hat sie schließlich in ihr altes Heim zurückgebracht. Dann ging die Behörde wieder ans Werk und benutzte diesmal List und Gewalt. Der Kommandant des Postens ließ unter irgendeinem Vorwand den Häuptling des wichtigen Dorfes Catoco kommen und hielt ihn in Gewahrsam, bis sich 10 junge Leute als Soldaten hatten anwerben lassen. In der Nacht umzingelten die Soldaten das $1^1/_2$ Stunden von der Militärstation entfernte Dorf Nduva und führten gewaltsam 12 meist schon verheiratete junge Kerle weg, denen andern Tags die Dienstmütze aufgesetzt wurde. Das war genug, um alle andern Christendörfer in Unruhe zu bringen. Die Furcht, in gleicher Weise gewaltsam weggeführt zu werden, trieb unsere Neuchristen fort von der Schule, um die sie sich angesiedelt hatten, unter die heidnische Bevölkerung. „So werden wir wenigstens nicht allein gepackt," meinten sie.

Allmählich legte sich die Furcht vor dem Militärdienst, ja wich einer wahren Begeisterung für das Soldatenleben. Nachdem einmal die ersten Rekruten einexerziert waren, ihnen bei wenig Arbeit pünktlich der Sold ausgezahlt wurde und ziemlich leicht Urlaub in die Familie zu erhalten war, strömten Freiwillige von allen Seiten

herzu. Selbst einige unserer Katecheten zogen schließlich die Soldatenlöhnung dem Missionsgehalt vor. Einmal in die Uniform gesteckt und mit einer Flinte ausgerüstet, glaubten die Faulenzer und Dickbäuche, dem Präsidenten der Republik ebenbürtig zu sein. Jetzt könnten sie rauben und plündern, ohne daß ihnen einer etwas zu sagen hätte. Den Kopf im Nacken spazierten sie durch die Dörfer



Schule in Rombo-Fischerstadt D. O. A.

und machten sich lustig über jene, die noch beteten und ihrer Christenpflicht treu geblieben waren. „Was bezahlen sie euch denn für ein Vaterunser? Bald kommen wir und brennen eure Schulen nieder und zwingen euch, euren Aberglauben aufzugeben.“ Das blieb nicht leere Drohung, denn kurz darauf brannte die schöne Schule in Catoco nieder, und der Schrank mit den heiligen Gewändern wurde ein

Raub der Flammen. Der Brandstifter war ein junger Soldat, der, halb betrunken, eine besondere Heldentat zu verrichten meinte. Sogleich wurde er eingesteckt und bald nach Guinea abtransportiert. Wenige Tage nach dem ersten Brand ging noch eine andere Schule in Flammen auf; aber dies war die letzte, denn solchen Schändlichkeiten gegenüber zögerte die Behörde doch nicht, mit strengen Strafen einzuschreiten. Über die Grenze des Postens hinaus wurde kein Urlaub mehr bewilligt, und die Peitsche erhielt nun auch eine Rolle bei der Rekrutenausbildung. Da gingen manchem die Augen auf, und mehr als einer bedauerte, sich voreilig haben anwerben zu lassen. Nun gab es zahlreiche Ausreißer, und heute herrscht unter denen, die aushalten, nur eine Stimme des Lobes über die Gerechtigkeit und Milde der »Padres«. Gleichwohl gibt das Gebahren der Soldaten schweres Ärgernis, da viele von ihnen geschieden von ihrer Frau leben oder gar mehrere Weiber haben. Mit Vorliebe suchen sie unter den Christinnen ihre zweite Frau.

Leicht verständlich, daß solche von der Behörde mehr oder weniger gebilligten Dinge zum Stein des Anstoßes für manche unserer Christen wurden. So zählen wir denn auch gegenwärtig mehr Geschiedene als je zuvor. Die Unbeständigkeit der Ehe bei unsern Ganguellaleuten war und wird zweifellos das größte Hindernis der Missionsarbeit bleiben. Der nichtssagendste Vorwand genügt ihnen als Grund zur Ehescheidung. Doch wird, so hoffen wir, unter dem Wirken der Gnade Gottes mit der Zeit auch dieser Übelstand schwinden. Ansätze zum Besseren sind schon an vielen Orten zu verzeichnen.

Neuerungen im afrikanischen Fetischkult

In letzter Zeit hat sich in dem Fetischkult der Kongovölker eine wahre Revolution vollzogen. Infolge des Umganges mit den Weißen, so schreibt ein Missionar aus Landana (Port. Westafrika), kümmerte sich das junge Volk kaum noch um die Fetische, benahm sich unehrerbietig gegen deren Priester und weigerte sich, weiterhin die Amulette zu tragen. Wiewohl die Zauberer ihre Geheimnisse sorgfältig hüteten, war es den Missionaren dennoch gelungen, hinter die Geheimnisse der Fetischgenossenschaft zu kommen. Dem Übel mußte begegnet werden, auch auf die Gefahr hin, die Kirchen leer zu sehen. So durchzog eine ganze Bande Ngangas (Zauberer) die Dörfer, um eine neue Religion zu predigen. Die alten Fetische mußten ihnen ausgeliefert werden. Weiß Gott, was da alles zusammenkam! Inmitten des Dorfes wurde das Zeug angesammelt und in Brand gesteckt, während alles tanzte und die neue Ära, die

Götterzeit, feierte. Nach beendigtem Tanz bekamen die Anwesenden von einem Gebräu, Nguima genannt, zu trinken und waren damit der neuen Gemeinschaft einverleibt. Niemand konnte entwischen: alt und jung mußte trinken unter Strafe des Ausschlusses aus dem Dorfe und der Unfähigkeit, je wieder in irgendwelche Verbindung mit den „Reinen" zu kommen. Die Reform ist wirklich ein Werk der Hölle. Kommt der Missionar ins Dorf, so läuft alles davon. Dem Katecheten sagen sie: „Wir dürfen dich nicht mehr anhören, das ist uns verboten." Die Neubekehrten halten sie an, sich anderswo anzubauen und nicht mehr in ihre Familie zurückzukehren.



Junge Christen vom Kilimandscharo D. O. A.

Für unsere Katechumenen war die Neuerung ein wahres Unheil, der Beteiligung am Katechismusunterricht ist es wohl anzumerken. Der Kampf gegen die Neuerer wird uns nicht leicht. Die Ngangas lassen sich nicht in die Karten sehen, und gegenwärtig ist es schwer, ihnen beizukommen, da sie weder Statuen noch Muschelschalen haben, durch die sie sich lächerlich machten. Das einzige bisher bekannte äußere Zeichen besteht darin, daß sie von Zeit zu Zeit Nguima trinken.

Eine gute Gegenmaßnahme wird das eben von der Regierung erlassene Alkoholverbot bedeuten. Vormals kamen von Hamburg her hunderte von Fässern Alkohol in Chiloango an. Wahres Gift für die Schwarzen, nach dem sie gleichwohl in unersättlicher Gier verlangen. Wie viele sind durch das Höllengetränk geradezu vertiert! Viele von den Opfern der Schlafkrankheit haben im Schnaps wenn nicht die Ursache, jedenfalls die Verschlimmerung ihres entsetzlichen

Übels gefunden! Das Gesetz hat also gewiß sein Gutes. Aber der Neger ist von Kindsbeinen an ein geriebener Kerl. Wiewohl unzivilisiert, weiß er doch mit allen Gesetzen fertig zu werden: er übertritt sie nicht, weiß sie aber zu verdrehen. Ist auch der Hamburger Schnaps verboten, Weingeist, Absinth, Kognak bleiben zum Gebrauch der Europäer und der zivilisierten Eingeborenen gestattet. Aber was versteht man denn unter einem zivilisierten Eingeborenen? Der Dorfhäuptling nimmt aus seinen jungen Burschen einen schlauen Kerl, gibt ihm Hose, Weste, Schuhe, Stock und Hut: der zivilisierte Neger ist fertig. Der geht zu einem Händler, kauft Kognak oder Absinth, wirft Hose und Weste weg und läuft wieder im Lendentuch umher. Männlein und Weiblein kommen, um die vielbegehrten Flaschen anzustaunen. Und alle erhalten ihren Teil an den Wohltaten der Zivilisation. —

Ein Missionar aus einer andern Station (Cabinda) im gleichen Missionsbezirk erwähnt gleichfalls die Vorgänge und deren Erfolge: „Ein berühmter Fetischdiener vom belgischen Kongo glaubte sich von den Göttern beauftragt, die alten Fetische zu verbrennen und sie alle bis auf zwei oder drei durch einen, den sogenannten Manghembo, zu ersetzen. Ausnahmslos haben alle Heiden die neue Lehre angenommen. Die Aufnahme erfolgt durch Verpflichtung auf bestimmte Gebote, Bekenntnis der Sünden und den Trank des „Nguima“. Es war ein großer Trost für die Missionare, daß keiner der zahlreichen Christen, wiewohl durch die noch heidnischen Familien in jeder Weise gedrängt, abfiel und sich zur Neuerung bekannte.“

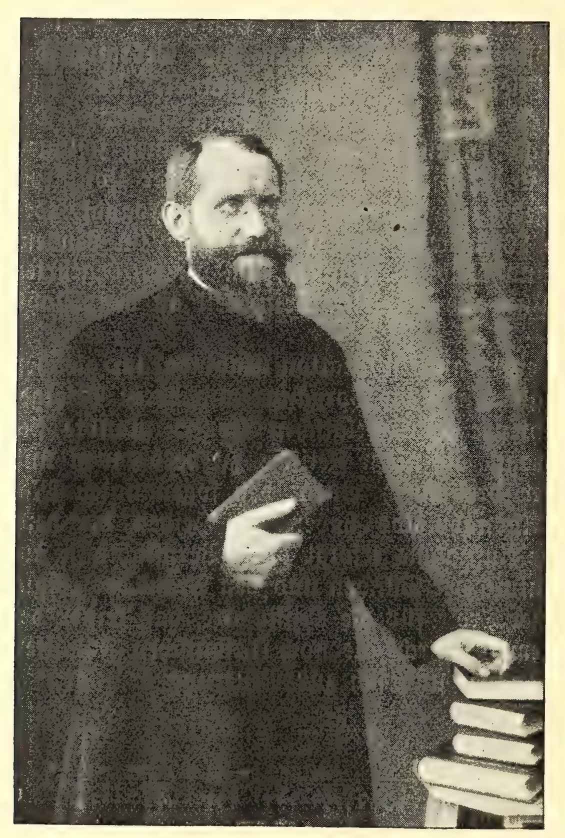
Meine Kriegsgefangenschaft in Afrika, Indien und England

Von P. Karl Lammer C. S. Sp.

7. Es geht heim!

Daß es mit unserm Abschied von Ahmednagar nun doch ernst werden sollte, ließ die mit vieler Genauigkeit angestellte Gepäckuntersuchung vermuten. Unser Handgepäck dürfen wir behalten. Zwei englische Beamte versiegeln das Übrige und lassen es nach Bombay abgehen. An 120 katholische, 200 protestantische Missionare, 3 Ärzte und einige ältere Herren sollen ausgewiesen werden. Unter einem großen wilden Feigenbaum veranstalten ihnen die zurückbleibenden Leidensgenossen der langen Gefangenschaft eine ergreifende Abschiedsfeier. In den Reden werden Erlebnisse mitgeteilt, Glückwünsche ausgesprochen, vor allem aber anbefohlen in der Heimat der Mitgefangenen nicht zu vergessen. Viele geben uns die Adressen ihrer Eltern und Verwandten

mit, denen wir schreiben und tausend Dinge mitteilen sollen. So sehr ich mich auf die Heimfahrt freute, der Abschied von den beiden wackern Mitarbeitern und Leidensgenossen, den Brüdern Erhard und Othon, wurde mir unendlich schwer. Gemeinsam getragenes Leid schweißt ja die Bande der Freundschaft noch fester zusammen. Was ich an Geld entbehren konnte, ließ ich ihnen zurück, um ihnen die Erleichterungen zu ermöglichen, deren sie in ihrer Lage so sehr bedurften. Dann legen wir uns noch einmal am Orte unserer Gefangenschaft zur Ruhe nieder, um uns in verzweifeltem Kampf der Blutgier der Wanzen zu erwehren. Endlich bricht der heißersehnte Tag an, der uns die Freiheit bringen sollte. Wir können unser Glück gar nicht fassen, kaum glauben, daß unsere Leiden ein Ende nehmen sollen.



P. Karl Lammer C. S. Sp.

Was uns früher zum Gebrauch übergeben worden war, mußte nun abgeliefert, Verlorengegangenes oder Beschädigtes bezahlt werden, obwohl das meiste armselig und schlecht in unsern Besitz gekommen war. Auch wurde uns die schriftliche Erklärung abverlangt, daheim über die Behandlung in der Gefangenschaft keine Klage führen zu wollen.

Nach dem letzten Mittagessen luden uns die Freunde zu einem Glase Bier in die Kantine ein. Gegen drei Uhr wurden die Glücklichen einzeln aus dem Lager herausgelassen und genau darauf geachtet, daß kein Unbefugter sich mit hinausdränge. Fröhliche Lieder werden gesungen und von manchem Zurückbleibenden bittere Abschiedstränen geweint. Die Engländer machen eine photographische Aufnahme von den Abziehenden, stellen uns in Reih und Glied auf, zählen und mustern nochmals — dann endlich sind wir gegen 5 Uhr marschbereit. Unter Begleitung einer besonderen Wache und unter den Glückwünschen der hinter Stacheldrahtzaun zurückgehaltenen Gefangenen ziehen wir ab und erreichen eine Stunde später die Bahn. Wie

leicht es sich da nach den langen Monaten der Gefangenschaft marschierte! Am Bahnhof finden wir unser Gepäck, das auf Ochsenkarren herbefördert war. Ein Extrazug steht bereit. Die Gefangenen aus dem Zivillager, protestantische Missionare und Jesuiten, erwarten uns. P. Müller, meinen Konfrater und Leidensgefährten, den ich seit 16 Monaten nicht gesehen, sollte ich erst am andern Tag in Bombay treffen. „Schnell einsteigen!" lautete der Befehl, dem natürlich gern entsprochen wurde. Das Abschließen der Türen schien uns allen eine ziemlich überflüssige Maßregel: Auch das Hungergespenst, das nach den Berichten in Deutschland umging, konnte uns nicht im alten Wunderland zurückhalten. In der Frühe des nächsten Morgens kommen wir in Poona an, wo wir ein Frühstück erhalten. Gegen Nachmittag bringt uns unser Zug an die im Hafen von Bombay unser wartende „Golconda". Strenge Absperrung und strenges Verbot, mit jemandem zu sprechen. In kleinen Abteilungen werden wir herausgelassen, ärztlich untersucht und auf unsere Personalien geprüft. Als gegen 5 Uhr alle auf dem Schiffe sind, da macht sich ein allgemeines Gefühl des Hungers und der Müdigkeit geltend. Eine besondere Freude bereitete den Jesuiten und den übrigen katholischen Missionaren die Anwesenheit des hochwürdigsten Erzbischofs Dr Jürgens von Bombay. War es auch ihm verwehrt, mit uns zu sprechen, so galt uns doch sein Segen als Unterpfand einer glücklichen Fahrt.



P. K. Hülshorst C. S. Sp.
Erhielt das Eiserne Kreuz

8. Auf der „Golconda"

Die „Golconda", ein Frachtdampfer mit Platz für etwa 150—200 Passagiere, hat nun über 400 Europäer und mehr als 100 indische Matrosen an Bord. In allen Ecken sind provisorische Kabinen eingerichtet. Bis zu 10 Mann werden in eine hineingezwängt, buchstäblich wie Häringe in die Tonne.

Die Luft geht uns aus bei der furchtbaren Hitze. Dazu ist auch auf dem Deck kaum ein freies Plätzchen. Die Kost ist ziemlich gut, sogar vorzüglich wenn man an die Verpflegung im A=Lager denkt. Die englischen Offiziere benahmen sich korrekt und behandelten uns gut. Ein österreichischer Arzt findet für seinen Unterricht im Sanitätswesen dankbare Schüler; jeder ist überhaupt froh, irgendwelche Beschäftigung zu finden.

Wie alle englischen Schiffe hatte auch die „Golconda" schwarzen Anstrich erhalten, um von den U=Booten nicht so leicht erkannt zu werden. Den Deutschen soll es sorgfältig geheim gehalten werden, daß auf der „Golconda" sich ihre Landsleute befinden. Keinen Augenblick fühlen wir uns frei von der Angst, in den Grund gebohrt zu werden.

Die Befestigungen im Suezkanal sollen wir nicht zu sehen bekommen und müssen daher um das Kap fahren. Bei den Seychellen legen wir an, um frisches Wasser aufzunehmen. Dann gehts nahe an Madagaskar vorüber. Ach, auch dort hat der Krieg so manchen Mitbruder der Missionsarbeit entzogen. Mit schmerzlicher Wehmut sehe ich die afrikanische Küste. So nahe das Land heißer Sehnsucht! Warum darf ich nun nach den Monaten der Verbannung nicht dorthin zurück — dorthin, wo so dringende Arbeit der Missionare harrt, wo so vieles auf dem Spiele steht! — —

In Kapstadt macht die Verproviantierung einen dreitägigen Aufenthalt notwendig, während welcher wir in Abteilungen von je vierzig einige Mal täglich eine halbe Stunde lang uns am Strande etwas ergehen durften. Wo verbotenes Land anfing, zeigte uns die Absperrung durch Militär, und es war nicht weit dorthin. Nachdem wir noch etwa 60 Männer, Frauen und Kinder an Bord genommen hatten, fuhren wir eine Woche ununterbrochen fort bis zur Felseninsel St Helena, wo wir anhielten, aber nicht an Land gehen durften. Ohne nochmals anzulegen erreichen wir in der Nähe Spaniens die gefährliche Zone. Bei der unruhigen Stimmung brachten die Übungen, die nun vorgenommen wurden, willkommene Ablenkung. Jedem wird sein Platz in einem der Rettungsboote angewiesen, die Anlegung der Rettungsgürtel geübt und anempfohlen, dieselben auf Deck und in Kabine stets zur Hand zu halten. Am Eingang des Kanals wurde es manchem recht ungemütlich. Die ohnehin gedrückte Stimmung wurde noch gepreßter, als man aus der Ferne Scheinwerfer arbeiten und auf dem Schiff vielsagende Vorkehrungen treffen sah. Und als dann noch geheimnisvolle Andeutungen der Offiziere weitergegeben wurden und das Schiff einen andern Kurs einschlug, da war die Erregung allgemein. Fast alle Passagiere begeben sich aufs Deck, wo die meisten, besonders Frauen und Kinder, auch die Nacht zubringen. Alle sind auf das Schlimmste gefaßt, alle aber auch zur Rettung bereit. Schlechtes Wetter erhöht noch die Gefahr. Doch wir erreichen glücklich die Themse. Erst später erfuhren wir, daß bei unserer Durchfahrt zwei Schiffe von einem deutschen U=Boot versenkt worden waren. Was deutsche Arbeit zur See geleistet, bezeugen uns die Schiffstrümmer, die da und dort aus dem Wasser hervorragen.

9. Nochmalige Gefangenschaft und endgültige Befreiung

Am 16. Mai landen wir im Hafen von Tilbury bei London. Hatten wir alle gehofft, nun bald wieder in der Heimat zu sein, so sollte auch diese

Hoffnung nochmals zerschellen. Offiziere kamen an Bord, um unsere Papiere in Empfang zu nehmen. Nur Frauen und Kinder läßt man nach Vlissingen weiterfahren, noch verbringen die Männer die Nacht auf dem Schiff, um am



Im afrikanischen Wald

Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobberitz, Daressalam u. Tanga D. O. A.

folgenden Morgen auf einem kleinen Dampfer an das andere Themseufer gebracht zu werden, wo wir inmitten einer Abteilung Soldaten zu dem bereitstehenden Zug geführt wurden. Je sieben Mann kommen mit einem Sol-

daten in ein Abteil, die Türen werden verschlossen, und nach zwei Stunden halten wir an der Station Alexandra-Palace. In einem großen Ausstellungsgebäude schmachten bereits 2500 deutsche Gefangene hinter dem auch von uns längst gekannten Stacheldraht. Dahinein müssen auch wir. Die Namen werden verlesen, das Gepäck untersucht, das Geld bis auf 2 Pfund abgeliefert. Nachdem der Lagerkommandant uns die Vorschriften eingeschärft und uns zur Ruhe gemahnt, um nicht zu Strafmaßregeln greifen zu müssen, werden die Nummern verteilt und uns die ihnen entsprechenden Strohsäcke angewiesen. Damit waren wir eingeführt, das heißt wieder in regelrechter Gefangenschaft. Von Weiterreisen hören wir kein Wort.

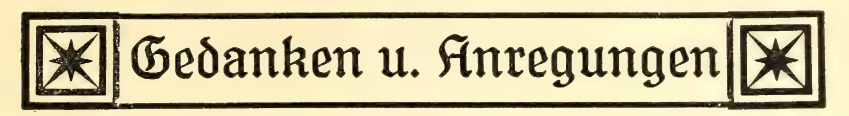
Man denke sich die Tausende von Menschen in drei großen Hallen untergebracht. Bis aufs letzte Plätzchen ist alles selbst in den Gängen belegt, und den ganzen lieben langen Tag will es nicht ruhig werden, herrscht ein Lärm zum Tollwerden. Wen wills wundern, wenn das für manche Nerven zu viel wurde, wenn einige unter seelischen Leiden und körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen schließlich in geistige Umnachtung fielen? In der Hoffnung, bald in der Heimat zu sein, hatten die meisten von uns kein Gepäck mitgenommen und bleiben so einen ganzen Monat ohne Wäsche, ohne das Notwendigste und Unentbehrliche. Nur zweimal während der ganzen Zeit durften wir hier die heilige Messe lesen. Die musikalischen Darbietungen der mehr als 60 internierten Künstler, die mit den besten Films ausgestatteten Kinos fanden lebhaften Zuspruch. Der Lagerkommandant stellte dazu den großen Theatersaal zur Verfügung; der Eintrittspreis deckte die Auslagen, und der Überschuß half das Essen aufbessern.

Auf wiederholtes Fragen hatten wir bereits den Bescheid erhalten, wir würden nur eine Zeitlang zurückgehalten, seien nicht für dauernd interniert. Damit waren wir vertröstet, aber unsere Hoffnung sank doch recht tief. Erst als wir am 9. Juni unter militärischer Begleitung in das Lager Stratford, ein altes Fabrikgebäude, gebracht wurden, schien endlich die letzte Etappe unserer Leidenszeit anbrechen zu sollen. Hier wird uns eröffnet, daß Gruppen zu je vierzig Mann jeden zweiten Tag auf ein holländisches Schiff zur Heimreise gebracht würden. Vorher jedoch nochmals peinlich genaue Untersuchung. Bis aufs Hemd wird jeder Abreisende durchsucht. Jedes Fetzchen Papier wird zerrissen, so gehen die Adressen der Verwandten unserer Mitgefangenen verloren. Nicht einmal zum Einpacken wird Papier geduldet. Unsere Breviere aber dürfen wir mitnehmen, an Geld nur 3 Pfund, das Mehr des einzelnen wird zurückbehalten und soll nach dem Kriege zurückerstattet werden.

Tag um Tag wurde den 40 Abreisenden vom Kommandanten eingeschärft, daß vor der Abfahrt noch eine Untersuchung stattfinde und wenn bei einem noch Verbotenes gefunden werde, so bringe er seine Heimkehr in Frage. Endlich haben wir auch die letzten Formalitäten und Quälereien überstanden, ziehen wieder nach Tilbury, wo uns das deutsche Rote Kreuz auf dem holländischen Dampfer einen freundlichen Empfang bereitet. Bei der großen Minengefahr fahren wir fast einen ganzen Tag bis Vlissingen, wo wir Gott sei Dank glücklich ankommen und vom deutschen Konsul empfangen werden und freie Fahrt in die Heimat erhalten.

Wie waren wir glücklich in Goch auf heimatlichem Boden zu sein, wie

erfreut über den herzlichen Empfang vonseiten der Behörde, und wie froh und leicht fuhr ich nun mit einem Salesianerpater zu den Mitbrüdern nach Knechtsteden!



Missionsfreunde auf der Kegelbahn

Mitgeteilt von J. K., Kaplan

Auf dem Spielplatz des Jünglingsvereins zu H. herrscht heute reges Leben. Im Mittelpunkt des Interesses der Jungens steht die Kegelbahn, auf der eine Art Preiskegeln stattfindet. Der Glückliche, der die meisten Kegeln „zur Strecke" bringt, soll Pate eines Heidenkindes werden. Auf Anregung des Präses hin haben die Jungens mit großer Freude und Begeisterung die letzten Tage für das Heidenkind gekegelt. An einigen Kegelabenden und Sonntagen haben sie 21 Mark zusammengebracht. Mancher gab gern aus freiem Antrieb ein nicht unbedeutendes Scherflein. Das andere steuerten die Verlierer und schlechten Werfer bei. Nun ist die Spannung groß: Wer wird Pate werden? Jeder möchte die Ehre der Patenschaft erringen. „Ich muß Pate werden, Herr Präses!" hat mancher in den voraufgegangenen Tagen gesagt. Solchen Spaß haben die guten Jungens an dieser Würde. Kugel auf Kugel saust die Bahn hinauf. Diejenigen, denen der Wurf nicht gelingt, scheiden aus. Die Zahl der Preisbewerber wird immer kleiner. Bis einem der Preiswurf gelingt. Lautes Halloh der munteren Burschen! Der glückliche Pate wird allseitig beglückwünscht. Die andern Mitspieler tröstet der Präses mit der Aussicht auf die Patenschaft des nächsten Heidenkindes. Die nötigen 21 Mark wird der Missionseifer der Jungens bald wieder zusammen „gekegelt" haben.

Ich wünsche sehr, daß Gott Euch eine große Anzahl von Genossen zugesellen möge, aber nur eifrige und von Liebe zu Gott erfüllte Leute dürfen es sein. Sagen Sie H. L., daß er keine feigen und schwachen Menschen annehme. Es müssen Leute sein, die bereit sind, alles zu verlassen, die sich der Ehre Gottes weihen, Menschen, die über ihre Hauptfehler schon den Sieg davon getragen haben, und von denen man viel erwarten kann. Außerdem müssen es Menschen sein, die fähig sind, geduldig Leiden nnd Verdemütigungen zu ertragen. Noch mehr, alle, welche sich an diesem heiligen Werke beteiligen wollen, müssen gefügig und gelehrig sein, so zwar, daß sie geneigt sind, ihren Vorgesetzten, wer es auch immer sein möge, mit der größten Pünktlichkeit zu gehorchen, wie auch den Regeln, die ihnen vorgeschrieben werden; denn, wie die Sache auch ausgeführt werden mag, Sie müssen notwendig in Gemeinschaft mit einander leben, und es muß eine festbegründete Ordnung unter Ihnen herrschen. Wenn es einen eigensinnigen und stolzen Kopf unter Ihnen gäbe, so könnte er alles Gute, das Ihr wirken würdet, vernichten. Es ist besser klein an Zahl und eifrig zu sein, als zahlreich, wenn dieses nicht der Fall wäre. Ehrw. P. Libermann.



Unsere gefallenen Helden



Sechs der Besten

Ein stilles, heiligmäßiges Leben fand nach menschlichem Denken viel zu früh seinen Abschluß mit dem Bruder **Ivo Charles.** Geboren zu Aachen am 26. November 1887 kam er zu einem Mechaniker in die Lehre und brachte es in kurzer Zeit zu ganz erstaunlicher Fertigkeit in diesem Fach, so daß er bald eine gesuchte Kraft wurde. Seiner Militärpflicht genügte er zu Köln. Da führte ihn eines Tages der Weg nach dem Missionshause Knechtsteden. Nicht lange stand er in der ehrwürdigen alten Abteikirche, hörte das Beten und Singen der angehenden Missionare, da faßte es ihn mit Gewalt. Er wollte auch sich selbst diesem Ideal widmen. Sein Entschluß stand fest, und nach vollendeter Dienstzeit klopfte er an die Klosterpforte und bat um Einlaß. Er erhielt die Aufnahme am 26. Mai 1912.

Selten hat ein Menschenherz so treu, so hingebend sich ganz in den Dienst Gottes begeben wie dieser Postulant. Immer eifrig, immer gehorsam, immer gut und gleich opferfreudig erreichte er bald den Freudentag der Einkleidung am 21. Juni 1913. Sein Noviziat begann. Die innere Heiligung machte Fortschritte, so daß seine Obern bald inne wurden, daß sie es mit einer besonders begnadigten Seele zu tun hatten. Zu jeder Arbeit, auch der schwersten und verantwortungsvollsten, zeigte er sich willig und gehorsam, aber auch geschickt und erfahren. Eingezogen zu Beginn des Krieges, war er fast immer in seiner Eigenschaft als Mechaniker als Büchsenmacher tätig, weilte so hinter der Front, selten wurde er in den eigentlichen Kampf verwickelt. Da — es war am 10. Mai — erhielt die Stellung, in der sich Br. Ivo befand, aus weittragenden Geschützen Feuer. Man flüchtete in die Unterstände. Aber schon war die Stelle, in die Ivo sich bergen wollte, besetzt — und er blieb am Eingang stehen. Da kam ein Volltreffer und schlug wenige Meter vor ihm ein. Gräßlich verstümmelt trug man ihn weg, und nur wenige Minuten später hauchte er sein Leben aus. Er war bereit, denn seine Seele war immer mit Gott beschäftigt und so dürfen wir hoffen, daß er der ewigen Anschauung Gottes teilhaftig wurde, wie er es auf Erden ersehnt hatte. Knechtsteden und die Mission verlieren viel in ihm. Gottes hl. Wille geschehe!

Nach mehrwöchigem furchtbaren Leiden starb in einem Feldlazarett zu Gent unser l. Brüdernovize **Venantius Evertz.** Am 26. Mai durch Granatsplitter schwer verwundet, war er vom Kampfplatze getragen worden, so wie er selbst als Krankenträger hunderte aus dem Feuer geholt hatte.

Wer in das Leben dieses jungen Mannes hineinschaut, dem erscheint er als ein Gnadenkind von erster Stunde an. Noch ganz jung an Jahren richtete er sein kleines Schlafzimmerchen zur Kapelle ein, die je nach den großen Festen des Jahres ihre frommen Änderungen erfuhr. Der Schule entwachsen, erlernte er das Anstreicherhandwerk. Jedoch hielt es ihn nicht in der Welt. Fremd dem Treiben und Hasten nach Vergnügen, liebte er es,

im Gotteshause zu weilen. So war es den Eltern bald klar, daß der Kleine eines Tages zur Klosterzelle wandern würde. In der Tat bat er am 2. Juni 1913 um Aufnahme als Bruderpostulant in Knechtsteden, wo er sich durch eingezogenes, frommes Leben auszeichnete. Er erwarb die Liebe aller, und schon nach Verlauf eines Jahres wurde er eingekleidet. Schon tobte der Krieg. Noch während seines Noviziates mußte er einrücken. Immer sich selbst gleich, war er auch hier ein Muster strenger Pflichterfüllung und treuer Kameradschaft. Mehrere seiner Ordensmitbrüder waren als Krankenträger im Dienste des Vaterlandes gefallen. Auch er sehnte sich nach diesem Dienste der Nächstenliebe. Während der letzten großen feindlichen Offensive gelangte er zum ersehnten Ziel. Aber auch sein Lebensziel war erreicht. Im Dienste treuester Pflichterfüllung fiel er als Opfer seiner Liebe. Auf dem Krankenbett erhielt er das Eiserne Kreuz. Nach Berichten von Augenzeugen zeichnete er sich durch außerordentliche Geduld im Leiden aus. Seine kindlich fromme Andacht zu Maria, die ihn so oft im heißesten Kampf treu beschützt hatte, äußerte sich in frommen Stoßgebetchen zu seiner guten himmlischen Mutter. So starb er auch mit den Worten „O Maria! o Maria!" auf den Lippen.

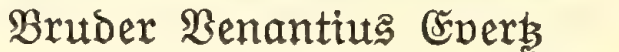


Bruder Ivo Charles

Mit Bruder **Johann Richenhagen** ist wieder ein hoffnungsvolles Leben vom Kriege hinweggerafft worden. So schmerzlich es ist, rufen wir mit der gramgebeugten Mutter: Herr, dein Wille geschehe! Er war der Sohn einer frommen Witwe aus Mülheim am Rhein. Geboren am 7. Juli 1894 erlernte er nach beendigter Schulbildung das Schreinerhandwerk mit großem Eifer und Geschick. Von den frommen Eltern mit größter Sorgfalt erzogen, bewahrte er sein Herz rein von der bösen Welt. Früh entwickelte sich in dem Knaben die Neigung zum Ordensleben. Als dann ein Jugendfreund ins Kloster Knechtsteden eintrat, da hielt auch ihn nichts mehr zurück. Er meldete sich am 19. Juni 1914 als Bruderpostulant und erhielt die Aufnahme.

Nun entwickelte sich in dem Knaben ein reiches Innenleben, das man in die Worte kleiden könnte: „Caritas urget: die Liebe drängt." Ganz durchdrungen von der Liebe des Erlösers zu uns, begeisterte er sich von Tag zu Tag mehr für seinen Beruf — als Brudermissionar hinausziehen zu dürfen zur Rettung der Seelen im schwarzen Erdteil. Den liebenswürdigsten Charakter verbunden mit seltener Opferfreudigkeit fand man bei ihm wie Naturanlage — so war es ihm leicht die Regeln und Satzungen des Ordenslebens gut zu erfüllen.





Bruder Venantius Evertz



Bruder Johann Richenhagen

Als Soldat verstand er es besonders seinen Eifer in Übung der religiösen Pflichten auch auf andere zu übertragen. Manchen Alten, der schon lange der Religion fremd geworden, bewog er durch Scherz und Ernst, aber immer von Liebe getragen, seiner Pflicht im Sakramentenempfang nachzukommen. Das war seine größte Freude. Die Briefe, die er schrieb, erzählen alle von dem Leben und Treiben im Schützengraben mit Gesinnungsgenossen und andern Ordensbrüdern, die er zusammen zu bringen wußte. Die Kirche schmücken, ganze Gruppen zusammentrommeln zu Gebet und Gottesdienst, das war immer sein Werk. Gott wird mit Wohlgefallen auf diese eifrige Seele herabgeschaut haben. Er wäre ein rechter Missionar geworden, aber Gott der Herr begnügte sich mit dem guten Willen.

Joseph Holthaus wurde als Kind des Rheinlandes am 29. März 1897 geboren. Auf den Höhen des Bergischen Landes steht sein Vaterhaus. Dem Zuge der Gnade folgend, die ihn zu Höherem berief, kam er April 1914 in die Untersekunda nach Knechtsteden. Schnell lebte er sich ein; mit allem und allen wurde er fertig, alle hatten ihn gerne. Leider zwang ihn ein tückisches Nervenleiden, für längere Zeit in die Heimat zurückzukehren, um nachher, neugestärkt das Studium um so eifriger betreiben zu können. Aber kaum genesen, mußte er dem Rufe des Kaisers folgen. Nach kurzer Ausbildung rückte er aus zum westlichen Kriegsschauplatz. „Schnell tritt der Tod den Menschen an." Keine zehn Tage — und unser Mitbruder weilte nicht mehr unter den Lebenden. Lange waren wir über sein Schicksal im ungewissen, bis uns einer seiner Kameraden aus französischer Gefangenschaft mitteilte, daß Holthaus am 7. November 1916 gefallen sei.

Als wir diese traurige Nachricht erhielten, begannen im Westen gerade die furchtbaren Kämpfe bei Arras. Bange Ahnungen stiegen in uns auf. Stritt ja dort so manches treue Herz aus unseren Reihen. Unsere Befürch-

tungen wurden Wahrheit. Schon Ende April erhielten wir die Trauerkunde von weiteren Opfern.

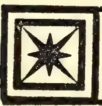
Hermann Bornheim, am 21. April 1897 zu Wesel geboren, verließ 1911 das Vaterhaus, um im stillen Broich an der Verwirklichung seines Herzenswunsches zu arbeiten. Ein Jahr später kam er nach Knechtsteden. Es folgten Jahre pflichtgetreuen Schaffens und stiller Zufriedenheit. Frömmigkeit und Charakterstärke kennzeichnen ihn. Zur Belohnung und Belebung seines Eifers erhielt er am 21. Juni 1914 das hl. Ordenskleid. Doch gar bald sollte er es mit dem Waffenrock vertauschen. — Es kam der Krieg, immer mehr zogen von dannen. Ausgerechnet vor den großen Ferien 1914 erging auch an ihn der Ruf zu den Fahnen. Nach kurzer, strammer Ausbildung rückte der junge Gardist aus zum westlichen Kriegsschauplatz. Anfangs März erhielt er die Feuertaufe. Mutig hielt er aus in Erfüllung seiner Pflicht, tapfer und treu, treu bis zum Tod. Am 19. April — zwei Tage vor seinem zwanzigsten Geburtstage — ließ er sein junges Leben um ewiges Leben zu erben.

Einige Tage später folgte ihm sein Klassengenosse **Heinrich Meiswinkel.** Er wurde am 16. Juli 1896 zu Siegen geboren. Dem Rufe der Gnade und dem Drange seines Herzens folgend, trat er Herbst 1910 in die damals noch junge Missionspflanzstätte zu Broich ein. Es folgten dann die Lenzesjahre seines Lebens im Kleinen Scholastikate zu Knechtsteden. Im Schatten des Heiligtums der Schmerzhaften Mutter wuchs er heran zu einem opferfreudigen Jünglinge zur Freude seiner Oberen, so daß sie ihm am 21. Juni das hl. Ordenskleid gaben. Aber das stille Glück sollte nicht lange dauern. Der Krieg kam, seine Klassengenossen zogen allmählich von dannen.


Schüler Heinrich Meiswinkel


Schüler Joseph Holthaus

Am 24. April 1916 nahm auch er schweren Herzens Abschied von dem stillen Knechtsteden. Er ahnte es wohl, daß er die Stätte seines Jugendglückes nicht mehr betreten sollte. — Nach kurzem Kasernenleben rückte er aus nach Frankreich. Glücklich überstand er die heißen Kämpfe der Sommeschlacht. Bei Arras aber fand er sein Heldengrab. Am 24. April nachmittags 6 Uhr wurde er durch einen Granatsplitter an Brust und Bein so schwer verletzt, daß der Tod sofort eintrat. Seine glücklichen Charaktereigenschaften, seine stete Bereitwilligkeit und nie versagende Opferfreudigkeit werden sein Andenken bei allen in Ehren halten.



Aus Kirche und Welt



Der Negerpriester P. Gabriel Sane gefallen

Die Lyoner Wochenschrift zur Verbreitung des Glaubens (Miss. Cath. 1917, 227) bringt die Nachricht vom Tode eines unserer schwarzen Priester. Als Frankreich die Senegalesen in großer Anzahl auf die europäischen Schlachtfelder warf, erbat P. Gabriel sich von seinem Bischof die Gunst, ihnen folgen zu dürfen. Als Sanitäter oder Dolmetscher — er sprach fünf Sprachen — hoffte er sich nützlich machen zu können, wurde jedoch zum Feldgeistlichen der Senegalschützen ernannt. Mit Verehrung und Stolz sahen die Neger ihren Landsmann unter ihnen das hl. Amt verrichten. Bei allen, Christen, Heiden und Mohammedanern, war er in gleicher Weise beliebt. Von mehreren Kugeln getroffen fiel er am 15. April in der Champagne, ein Opfer seines Berufes. Geboren war P. Gabriel 1869 in Casamance (Senegal). Vor seiner Bekehrung besuchte er eine mohammedanische Schule. Christ geworden vertiefte er in gründlichem Studium die bereits erworbenen Kenntnisse und empfing 1902 zu St Louis die hl. Priesterweihe. Schmerzlicher noch als seinen Landsleuten in den französischen Schützengräben wird das Opfer für die schwierige Senegalmission sein, die in ihm eine tüchtige Kraft verliert.

Der Heilige Vater über die Priesterberufe

P. Heinrich Le Floch C. S. Sp., der Rektor des päpstlichen Seminarium Gallicum in Rom hat im letzten Jahre eine Broschüre über Priesterberufe (Les élites sociales et le sacerdoce) veröffentlicht, für die ihm der Heilige Vater in einem Schreiben vom 1. Februar dieses Jahres warme Anerkennung ausspricht. Immer hochbedeutsam und wesentlich für Kirche und Gesellschaft sei die vom Verfasser lebenswahr und klar behandelte Frage bei dem heutigen Priestermangel in Frankreich und andern katholischen Ländern noch wichtiger geworden. Mit höchst einsichtsvollem Hinweis, daß alle Gesellschaftsklassen verpflichtet seien, der Berufsgnade zum Priestertum zu entsprechen, habe Verfasser ein sehr nützliches und heilsames Werk vollbracht. „Das Priestertum ist das Licht der Welt und das Salz der Erde; es ist auch die Ehre der Familie und die Schutzmauer der Gesellschaft. Beim kommenden Wiederaufbau muß seine Mitwirkung in hervorragendem Maße beteiligt sein.

„Wir wünschen daher, daß alle Christenherzen ihre Anstrengungen und Gebete zu einem heiligen Kreuzzug vereinigen.

Väter und Mütter sollen nicht fürchten, die Blicke ihrer Kinder auf das hellstrahlende Licht des Heiligtums hinzulenken; die Seelsorger mögen allen ihren Eifer aufbieten, Veranlagungen zum Priestertum zu entdecken und zu pflegen, die christlichen Lehrer mögen bei Ausübung ihres Lehramtes diese Sorge stets vor Augen haben, und die Bischöfe mögen alle diese Bemühungen ermuntern und ihnen eine einheitliche Richtung geben." (Vergl. Ecclesiastica 1916/17, 382.)

Gebet um Priesterberufe, Weckung und Förderung von Berufen für das Heiligtum sollen also nach der Weisung des Hl. Vaters den Priestermangel beseitigen. In diesem Geiste arbeitet bei uns bereits das von Pfr. Doerner (Reinsfeld-Trier) begründete Apostolat der Priester- und Ordensberufe, das arme Priesterkandidaten auch mit materiellen Mitteln helfen möchte. Die Bestrebungen dieser Aktion seien wieder aufs wärmste empfohlen.

Der Kardinalpräfekt der Propaganda über zeitgemäße Missionshilfe

Die zunehmenden Bedürfnisse der Missionen, die besonderen Zeitumstände, die große Schädigung, die der Krieg, von dem Europa heimgesucht wird, für das Werk der Verbreitung des Glaubens durch die Kirche mit sich bringt, lassen den lebhaften Wunsch aufkommen, die Mittel zur Verbreitung des Glaubens in der Welt möchten sich vermehren. Zu diesem Zweck vermag nichts besser beizutragen als das eifrige Bemühen des Klerus, Berufe zum Apostolat zu fördern, die Gläubigen über die Notwendigkeit aufzuklären, die Missionen zu unterstützen und die bereits von den Päpsten gebilligten und empfohlenen Unternehmungen dieser Art immer besser auszubauen (Brief an den Bischof von Parma, 31. Okt. 1915).

Vom Franziskus Xaverius-Missionsverein

1. Erzbischöfliche Verordnung

Um die Bestrebungen des Franziskus Xaverius-Missionsvereins in der Erzdiözese Cöln zu fördern, habe ich den Vorstand des hierselbst bestehenden Vereins zum Diözesan-Ausschuß bestellt. Derselbe wird fortan die Geschäfte des Vereins für die ganze Erzdiözese in engster Fühlung mit der Hauptstelle in Aachen führen. Alle Zuschriften, soweit sie die Angelegenheiten des Vereins in der Erzdiözese betreffen, sind deshalb an den Vorsitzenden des Diözesan-Ausschusses, Domkapitular Dr Vogt, zu richten. Zahlungen wolle man an den Schatzmeister des Diözesan-Vereins Werner Schumacher hierselbst (Postscheckkonto 3239 Cöln) senden. Werbeschriften (Probehefte, Flugschriften, Sammellisten) können direkt vom Generalsekretariat in Aachen, Klosterplatz 8, bezogen werden.

Ich wünsche dringend, daß der so segensreich wirkende Franziskus Xaverius-Verein, an den angesichts der durch den gegenwärtigen Krieg herbeigeführten Lage der Missionen neue Aufgaben gestellt sind, in allen Pfarreien der Diözese Eingang finde und auch in denjenigen Gemeinden, wo er bereits besteht, durch die Tätigkeit der Seelsorgsgeistlichen in Werbung neuer Mitglieder eifrig gefördert werde. Durch die Gründung der neuen Vereinszeitschrift „Die Weltmission der katholischen Kirche", die allen Mitgliedern zugestellt wird, ist die Möglichkeit geboten, die weitesten Kreise des katholischen Volkes zur Mitarbeit an dem großen Werke der Verbreitung des hl. Glaubens aufzurufen.

(Aus dem Kirchl. Anzeiger für die Erzdiözese Cöln 1917 Nr 14

Der Erzbischof von Cöln
F. Kard. v. Hartmann

2. Ernennung eines Generalsekretärs

Der unerwartet segensreiche Aufschwung des Xaverius-Vereins machte die Gründung eines eigenen Missionssekretariates und die Ernennung eines hauptamtlichen Generalsekretärs des weitverzweigten Geschäftsbetriebes zur dringenden Notwendigkeit. Die Wahl Sr Eminenz des Kardinals v. Hartmann, des Präsidenten des Xaverius-Vereins, fiel auf Religionslehrer Dr P. Louis in Neuß, der sich bereits als rühriger, erfolgreicher Missionsförderer auf dem Felde des heimatlichen Missionswesens hervorgetan hat. Das ihm übertragene Amt ist nicht neu, denn die Statuten des Xaverius-Vereins haben den Posten eines Sekretärs von Anfang an vorgesehen. Dieser wurde seit dem ersten Auftreten des Vereins mehr als 40 Jahre lang in mustergültiger Weise vom Begründer des Xaverius-Vereins, Dr Heinrich Hahn, versehen.

(Weltmission der kath. Kirche, Juni 1917)

Über die Tätigkeit der St Petrus Claver-Sodalität im 3. Kriegsjahr erhalten wir folgende Zuschrift:

Aus dem soeben erschienenen Jahresbericht für das Jahr 1916 geht hervor, daß die Gesamteinnahmen 867298.41 Kr. betrugen (1915: 448867.82 Kronen) also 418430.59 mehr, demnach fast eine Verdoppelung der Einnahmen festgestellt werden kann. Davon wurden im Berichtsjahre bereits 809126.97 den Missionen zugewendet.

Da muß nun eine ausgiebige Propaganda in Wort und Schrift einsetzen und dies ist auch im Berichtsjahre geschehen. Es wurden über 40 große und noch viel mehr kleine Missions- und Förderversammlungen, 120 Missionsvorträge, davon viele unter Vorführung von Lichtbildern, gehalten. 207 Missionspredigten wurden durch die Sodalität veranlaßt. 14 Theater-Aufführungen und 6 Paramenten-Ausstellungen, Kinder-Missionsakademien und Jugendbundversammlungen dienten dazu, Afrika in Erinnerung zu bringen.

Flugschriften und Heftchen wurden im Berichtsjahre 750000 gedruckt und versendet, kleinere Flugblätter, Bildchen mit Propagandatext, Gebetszettel usw. gegen 1950000 Einzelstücke. Die Organe der Sodalität, die Missionszeitschrift „Echo aus Afrika", die in 8 Sprachen erscheint (Preis der deutschen Ausgabe Mk 1.50), erreichte eine Gesamtauflage von 45000 Stück monatlich, das „Negerkind", eine Missionszeitschrift für die Jugend, in ebensovielen Ausgaben wie das „Echo" erscheinend, (Preis der deutschen Ausgabe Mk 1), hat eine monatliche Auflage von 38000 Stück erreicht. Das volkstümliche illustrierte Monatsblatt „Katholische Missionspropaganda" (35 Pf., bei einer Mindestbestellung von 10 Exemplaren) erfreute sich immer größerer Beliebtheit. Die Abonnentenzahl hat sich im Berichtsjahre verdoppelt, da auch Tausende von Exemplaren monatlich an den Kirchtüren verkauft werden; die monatliche Gesamtauflage betrug Ende desselben Jahres 52000. Während des Jahres sind in den Zentralen und Filialen nicht weniger als 61207 Poststücke eingelangt und wurden 76929 erledigt. Diese Zahlen besagen am besten, welche Unsumme an redaktioneller und administrativer Arbeit die Sodalität bereits zu bewältigen hat. Wahrlich, ein Zuwachs an Arbeitskräften, sei's an Hilfsmissionarinnen, welche in das klösterliche Institut der Sodalität eintreten, sei's an weltlichen ehrenamtlichen Hilfskräften, ist dringend notwendig. Notwendig sind ferner unterstützende Mitglieder (die sog. „Förderer" und „Förderinnen", Jahresbeitrag 2 Mk, Priester 5 Mk) und noch mehr tätige Mitglieder, d. h. solche, welche mit der Verbreitung der Schriften, Werbung von Mitgliedern, Veranstaltung von Vorträgen, Versammlungen usw. sich befassen. — Anfragen an: Salzburg, Dreifaltigkeitsg. 12.



Für Mußestunden



Veni, Sancte Spiritus!

Von M. E. Hoffmann.

Komm, o Geist der Heiligkeit,
Aus des Himmels Herrlichkeit
Sende Deines Lichtes Strahl.

So hatte der junge Scholastiker, der am letzten Pfingsttage das Ordenskleid der Väter vom Hl. Geist empfangen hatte, seitdem täglich gebetet. Sein Herz war erfüllt von glühender, heiliger Gottesliebe. Das Ideal seiner jungen, heißsehnenden Seele war Afrika, der schwarze Erdteil, in dem so viel natürliche Sonne und noch mehr übernatürliche Finsternis die gleiche Freistätte haben, wo Millionen unsterblicher Seelen in ihrem unbewußten Sehnen nach dem einen, wahren Gott der greulichsten Götzendienerei anheimfallen — diesem Afrika ein Glaubensbote, ein Apostel zu werden. Und in seinen seligsten Träumen stand es vor ihm, diesem in wilder Naturschönheit prangenden Lande mit seinen himmelanstrebenden Palmen und Olivenbäumen und seiner goldenen Südsonne — ja gewiß, diesem Lande fehlte nur Eines: der Heilige Geist, der die dunklen Seelen erhellen und mit seiner Gaben Siebenzahl für Zeit und Ewigkeit beleben mußte. Afrika mußte christianisiert und dadurch kultiviert werden! Dazu aber wollte er nach Kräften beitragen, — wenn er erst einige Jahre älter, wenn er Missionspriester war. Für jetzt mußte er sein heißes Sehnen damit stillen, ein Gebetsapostel in der Heimat zu sein. Und mit besonderer Inbrunst wiederholte er immer wieder die Verse aus dem »Veni, Sancte Spiritus«:

Wo nicht deine Gottheit thront,
Nichts im Menschen Gutes wohnt,
Nichts in ihm ist sündenrein.

Wasche, was beflecket ist;
Heile, was verwundet ist;
Tränke, was da dürre steht.

Mache weich, was spröd und hart;
Wärme, was von Frost erstarrt;
Lenke, was da irre geht.

Diese herrlichen, liebeatmenden Verse, die manche dem 1216 gestorbenen großen Papste Innocenz III. zuschreiben, der von der einen großen Idee, Ausbreitung des Reiches Jesu Christi, beseelt war, schienen eigens für Afrika bestimmt zu sein. Nur noch einige wenige Jahre — und er durfte in den Weinberg des Herrn eintreten, wo die Ernte groß und der Arbeiter so wenige waren. Und sein Herz schlug schneller bei dem Gedanken an diesen Tag.

Aber gar oft sind unsere besten Rechnungen in den Augen der göttlichen Weisheit falsch. Auch die des jungen, eifrigen Scholastikers bedurfte noch einer göttlichen Korrektur. — Es kam der Krieg und Mobilisation

Musterung, Waffenrock, Garnison — das ging alles in acht Tagen. Denn da der zukünftige Apostel noch nicht die hl. Weihen hatte, mußte er vorläufig anstatt Streiter Christi ein Soldat seines Kaisers werden. Wohl schmerzte es, das geliebte Ordenskleid ablegen zu müssen, aber der hl. Gehorsam half darüber hinweg. Und dann, es bedeutete ja nicht einen endgültigen Verzicht auf sein hohes Ziel, schlimmstenfalls eine Verzögerung desselben — wenn Gott ihn wieder zurückführte! — — So zog er denn mit hinaus und ward ein mutiger Soldat, der sich durch seine Unerschrockenheit bald das Eiserne Kreuz erworben hatte. Und auch im Waffenrock betete er jeden Tag sein »Veni, Sancte Spiritus«.

Viele schwere Kämpfe hatte er schon bestanden, unversehrt war er aus allen zurückgekehrt. Aber auch alle hatten an Heftigkeit hinter den letzten Kämpfen bei Verdun zurückgestanden. Rechts und links pfiffen die Kugeln um ihn wie Hagelkörner im Gewitter, seine liebsten Kameraden waren gefallen — ob er wohl jemals Afrika sehen würde? — so fragte er sich heute zum ersten Male in banger Ahnung. Deutsche und Franzosen fochten mit Aufbietung aller Kräfte, Mann gegen Mann, jeder ein Held. Französischerseits wurden auch schwarze Truppen, Neger, in den Kampf geführt. Das Schlachtfeld war mit Toten und Verwundeten bedeckt, aber nun schien der Kampf nachzulassen, der Feind zurückgeschlagen zu sein.

»Veni, Sancte Spiritus« — kam es bittend und dankend von den Lippen des jungen, müden Kriegers. Da — ein brennender Schmerz in der Seite — lautloses Zu-Boden-sinken — auch ihn hatte die Kugel getroffen! Halb bewußtlos konnte er sich noch fortschleppen — da drüben war ein Wäldchen — wenn er das erreichen könnte! — — Es gelang, obschon er seinen Weg rot färbte, unter einer jungen Tanne sank er bewußtlos zusammen. Sein letzter Anblick war rotes Blut gewesen — rot — der Hl. Geist war auch in roter Farbe herabgekommen — dann — — Nacht. — —

Und dann war seine Seele in Afrika —, es war ein heißer Tag gewesen, die Sonne hatte glühend gebrannt — aber nun ruhte es sich kühl unter dem afrikanischen Sternenhimmel — — und, allmählich ging das Licht des Hl. Geistes auf —

„O Du Licht voll sel'ger Lust!
Dring in Deiner Gläub'gen Brust
Bis ins tiefste Herz hinein."

So beteten die fiebernden Lippen — — —

»Massa — Massa! Herr — Herr!" — Wer ruft ihn denn da mitten in der Nacht? Ist einer der Neger krank geworden? Da wieder — »Massa!« — Allmählich kommt ihm das Bewußtsein, er fühlt seine Wunde heftig schmerzen; ja so — gestern war ein fürchterlicher Kampftag gewesen, er hatte sich verwundet hierhergeschleppt, jetzt war es Nacht, der Mond schien hell — die Träger hatten ihn also nicht gefunden. Er versuchte sich aufzurichten, fiel aber vor Schwäche und Schmerz gleich wieder zurück. Und seine Wunde blutete noch immer, er würde hier sterben. —

„So leb denn wohl, Afrika, Land meiner Sehnsucht! Der Herr will nicht, daß ich ein Apostel werde — aber mein Leben sei doch für dich geopfert. »Veni, Sancte Spiritus« — — «

»Ma schume we Maria« — kommt es von der Seite. „Gegrüßet seist du Maria“ in afrikanischen Lauten! Was soll das? Ist das schon die letzte Phantasie des Sterbenden? Aber nein — auf einmal durchblitzt ihn ein Gedanke: Gestern im Kampf waren Neger gewesen, ein Negerchrist war in seiner Nähe! Er muß zu ihm! — Da wieder »Ma schume . .« kein Zweifel, es war, wie er vermutete. Mühsam kriecht er nach der Richtung, von der die Laute kommen. Da sieht er auch eine dunkle Gestalt — der Mond beleuchtet ein im Tode fahl werdendes Negerantlitz — aus einer mächtigen Stirnwunde rinnt das Blut.

„Wasser“ — stöhnt der Verletzte. Gott Lob! ein deutsches Wort. Da kann er sich mit ihm verständigen. Zum Glück hat er noch ein wenig Wasser in seiner Feldflasche, damit labt er den Schwarzen, obgleich ihm selbst die Lippen brennen. — Und dann fragt er ihn: Ob er ein Christ sei? Wie er hierher komme — als anscheinend deutscher Untertan unter unsere Feinde?

Nein, getauft war er noch nicht, er lernte aber bei dem Pater beten und den Katechismus und glaubte an den einen guten Gott im Himmel. Es war sehr schön in der Mission gewesen. Aber da waren vor vielen Sonnen die Engländer gekommen, hatten den guten Pater geholt, ihn selbst aber mit anderen jungen Leuten aus dem Dorf auf ein Schiff geladen. Da waren auch schon andere Neger drauf, die aber ganz anders sprachen, wie er es in der Mission gelernt hatte. Und dann wurden sie alle hier in den Krieg geführt. Aber er wollte viel lieber sterben, als Leute töten, die ihm gar nichts Böses getan hatten. Und er hatte immer gebetet: »Ma schume we Maria«, wie ihn der gute Pater gelehrt hatte.

Voll Freude und Dank gegen Gott hatte der junge Apostel-Soldat diesen Bericht vernommen. Kein Zweifel: das war Fügung des Hl. Geistes! So sollte also sein heißer Wunsch auf ganz eigenartige Weise erfüllt werden. Und in der Freude seines Herzens zögerte er keinen Augenblick, zu der Begierde- und Bluttaufe da vor ihm die Wassertaufe zu fügen. So war der Neger ein Christ und er selbst ein Apostel geworden — inmitten des grausigen, blutgetränkten Schlachtfeldes. Und nun kam der Todesengel und trug die junge Christenseele geradenwegs in den Himmel!

Bewußtlos über seinen schwarzen Täufling hingestreckt fanden die Krankenträger am nächsten Morgen den vom Hl. Geist selbst ernannten Apostel im Waffenrock. Im nächsten Feldlazarett erwachte er noch einmal zum Bewußtsein und konnte dem Lazarettgeistlichen die Wunder der letzten Nacht erzählen. Er ging hinüber mit dem Schlußvers des »Veni Sancte« auf den Lippen:

„Laß das Ende selig sein,
Ewig droben uns zu freun. Amen.“

Himmelstrost

Stimmungsbild von R. Fabri de Fabris.

Die Lenzsonne stieg über die Waldhügel. Da ging ein frohes Leuchten durch das weite Land von der Königsburg auf dem hohen Felsberg bis zum Lerchennest im knospenden Kleefeld. Jauchzend schwang sich der kleine graue Vogel in die Morgenluft.

„Lirili, lirili, heilige Morgenfrüh'!"

Jetzt schwebt er über der braunen Waldheide. Wie zart und mütterlich die Sonne mit ihren Goldhänden darüber streicht. Wie die Purpurröslein leuchten, davon der graue Grund die Fülle trägt. Und ist doch noch lange, lange nicht die frohe Zeit der Heideblüte! . . .

Aber seit gestern ist der stille Hang zum wilden Schlachtfeld geworden, und nun liegen die toten Helden da, die Verwundeten und die Sterbenden. Das alles sah die kleine Lerche, die singend darüber schwebte. Und das Herzlein schwoll ihr in mitleidiger Liebe.

„Ich will meine schönsten Lieder singen für die Getreuen da unten, die mit dem bittern Tode ringen," dachte sie. Das Osterlied vom Auferstehen. Das Lied von der grundlosen Barmherzigkeit Gottes. Das fromme Lied vom Himmelstrost."

Und sie sang so süß und fein, sie sang so stark und lebensvoll, daß die Töne ihr fast die kleine Brust zersprengten.

Unter einem Schlehdorn, der im schneeweißen Feierkleide der Lenzzeit stand, lag ein todwunder Jäger. Still und bleich lag er da und wartete auf sein letztes Stündlein. Das junge Blut rann ihm ohne Aufhören aus der zerschossenen Brust und färbte die braune Erde unter dem weißen Dorn, daß es aussah, als wären da unten glührote Rosen aufgesproßt.

Er hörte das süße, fromme Lerchensingen, und seine Seele, die bereits auf dem Wege zur ewigen Heimat war, verstand den Gesang vom Auferstehen und ward wundersam getröstet durch das Lied von der abgrundtiefen Barmherzigkeit Gottes. Und es ward ihm zu Mute, als liege er als kleines Kind in den Armen der Mutter, die ihn einsang zur Nacht. Da lächelte er selig, wie in glücklichem Kindertraum. Und in diesem Lächeln schwang sich seine Seele an der Hand des Schutzengels von der blutigen Walstatt zu den Höhen des Himmelsfriedens auf.

Die kleine Lerche aber folgte den beiden leuchtenden Gestalten durch den Weltenraum. Und im Steigen sang sie das Lied vom Himmelstrost.

Immer blasser und zarter ward das Sonnenlicht, immer dunkler des Himmels Bläue. Und zuletzt war nur noch die schwarze, wegelose Unendlichkeit da.

Da ward die kleine Lerche bange, und ihr Herzchen bebte. Aber sie sang doch tapfer weiter. Und ihr Singen fiel in die große Stille wie der schüchterne Klang eines ganz feinen Silberglöckchens. Der Engel aber streckte seine Hand aus, und sogleich schmiegte sich das Vöglein hinein. Nun sangen alle drei das Lied vom Himmelstrost, das die Seele froh macht und die Sehnsucht stillt.

Nach einer Weile sagte der Engel zur Lerche: „Schon sind wir so nahe am Gottes Thron, daß wir die Harmonien der Sphären hören. Aber das Lied der Seligen, die vor Gott stehen, kann kein irdisches Wesen vernehmen. Hier scheiden sich unsere Wege. Heute zur Nacht sollst du das Lied vom Himmelstrost einer betrübten Mutter singen, kleine Lerche."

Da schwang die Lerche sich gehorsam von der Hand des Engels auf, und die Seele des Jünglings lächelte ihr dankbar zu: „Tröste meine Mutter, kleiner Vogel, und singe ihr von allem, was du gesehen hast."

Da flog das Vöglein erdenwärts, immer tiefer und weiter, flog über Wälder und Berge, über Flüsse und tiefe Täler, bis zu der braunen Heide, wo die toten Helden unter dem blauen Lenzhimmel lagen.

Es flog über den weißen Schlehdorn. Da lag der tote junge Jäger, und auf seiner Stirne war ein heiliger Glanz. Die lichtlosen Augen schauten gerade in die Sonne, und auf den bleichen Lippen lag ein letztes Lächeln.

„Schlaft wohl, ihr Helden, die ihr getreu wart bis zum Tode!" sang das Vöglein im Weiterschweben. „Nun wohnen eure Seelen schon im Frieden der Himmelsheimat."

In einem stillen Hause der großen Stadt saß die Mutter des toten jungen Jägers einsam am Fenster. Sie schaute über die knospenden Büsche des Gartens gegen Abend, wo die Sonne jetzt wie eine blutrote Fackel am Himmel brannte. Das Herz der Mutter dachte in sehnender Liebe des einzigen Sohnes, der da weit hinten im feindlichen Westen für sein Vaterland litt und stritt. Und mit vorahnender, im tiefsten Leid erbebender Mutterseele, sah sie im Geiste sein einsames Sterben.

Da hub plötzlich gerade vor ihrem Fenster ein süßes starkes Singen an. Die Lerche schwang sich aus den Büschen des Gartens auf und sang aus voller Brust das fromme Lied vom Himmelstrost, das die Seelen der Leidtragenden stille macht.

„Sei nicht traurig, liebe Mutter! Dein Kind weilt in Gottes ewiger Seligkeit."

Und die arme Mutter verstand das Lied des kleinen Vogels in tiefster Seele, daß sie weinend die Hände faltete und betete: „Herr, dein Wille geschehe! Wenn nur mein Kind ewig glückselig ist!"

Dann flog die kleine Himmelsbotin froh und glücklich von dannen.

Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Peter Joseph Berks, Rendant in Linden. Magdalena Bauer, Neusen. Jos. Hermanns, Linden. Franz Hermanns und Peter Jos. Maßen, beide aus Neusen. Franz Hamacher, Höngen. Jos. Metzger und Emilie Pauli, beide aus Soest. Katharina Reisdorf, Heinrich Wieler und Johann Wieler aus Wevelinghoven. Karl Kriener, Haaren, gefallen. Frau Anna Maria Sommer, Altenhellefeld. Wwe Maria Segin, Niederntudorf. Anton Burger, gefallen, und Frau Katharina Burger, beide aus Sufflenheim. Die folgenden Verstorbenen sind aus Neuß: Frau Adolf Kals. Heinrich Menz. Heinrich Heeß. Peter Könen. Heinrich Brukmann. Wwe Wenders. Frau Th. Spicks. Wwe Spieker. Frau Herm. Wejers. Ferdinand Lindner. Joseph Lindner. Heinrich Klomp. Math. Halst. Jos. Schebkens. August Wischinski. Max Gießen, gefallen. Wwe Peter Bährens. Schuhmachermeister Günther. Nikolaus Salden. Hermann Nocks, gefallen. R. I. P.



Bücher und Blätter



Vortragsskizzen für Missionsredner. 3. Heft. Kindervorträge von Jos. Franco. 24 Doppelseiten in schmalem Kleinaktenformat. Salzburg 1917, St Petrus Claver-Sodalität.

Wir brauchen nur auf die Besprechung der beiden ersten Nummern der Sammlung (diese Zeitschrift 1913, 287) zu verweisen. Das dort Gesagte gilt auch für das 3. Heft, das Skizzen für 11 Missionsvorträge an Kinder bietet. —t.

Verzeichnis von Missionsschriften zur Unterweisung und Unterhaltung. Für die kathol. Jünglingsvereinigungen Deutschlands zusammengestellt von Franz. Xav. Spiecker S. C. J. Düsseldorf, Missionssekretariat der K. J.-V. D. 16 S. in gr. 8°. Preis 20 Pf., 10 Stück Mk 1.50.

Zunächst für die Hand der Vereinsleiter bestimmt, wird das Verzeichnis auch von andern Missionsfreunden mit Nutzen eingesehen werden. Der billige Preis wird viele zur Anschaffung bestimmen. —t.

Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. Straßburg i. Elf., F. X. Le Roux & Co.

Juni 1917: Trost für die Heidenwelt (Gedicht). Der hl. Krieg gegen das Reich der Finsternis. Unruhige Zeiten (Mongolei). Bei den Zauberern (Inner-Afrika). Jubiläum der Gesellschaft für auswärtige Missionen. Mission von Manduras. Deutsch-Ostafrika. Kleine Erzählungen.

Echo aus Afrika. Katholische Monatschrift zur Förderung der afrikanischen Missionstätigkeit. Herausgegeben von der St Petrus Claver-Sodalität, Salzburg. Jährlich mit Post Mk 1.50. Bestelladressen: Breslau, Hirschstraße 33, Cöln, Maria Ablaß-Platz 10a.

Juni 1917: Aus dem Vatikan. — Nachrichten aus den Missionen: Eingelangte Missionarbriefe. — Ausweis über die durch die St Petrus Claver-Sodalität verteilten Missionsalmosen im Jahre 1916. — Zu unserm Spendenausweis. — Chronik der St Petrus Claver-Sodalität. — Der Festtag „Maria vom Guten Rat".

Der Christ im betrachtenden Gebet. Anleitung zur täglichen Betrachtung besonders für Priester und Ordensgenossenschaften. Von Augustin Lehmkuhl S. J. Erste und zweite Auflage. Vier Bände. 12°. Freiburg 1916 und 1917. Herdersche Verlagshandlung.

Erster Band: **Advents- und Weihnachtszeit**, vom 1. November bis 24. Januar. XII und 404 S. Mk 3.20; geb. in Leinwand Mk 4.20.

Zweiter Band: **Fasten- und Osterzeit**, von Septuagesima bis Dreifaltigkeitsfest. XII und 586 S. Mk 4.60; geb. Mk 5.60.

Dritter Band: **Pfingstkreis des Kirchenjahres.** Erste Hälfte. Von Dreifaltigkeit bis 31. Juli. VIII u. 388 S. Mk 3.30; geb. Mk 4.30.

Vierter (Schluß-) Band: **Pfingstkreis des Kirchenjahres.** Zweite Hälfte. August bis Oktober. VIII u. 504 S. Mk 4.40; geb. Mk 5.40.

Vorbereitungsgebet allein je 10 Stück 20 Pf.

Unserer aszetischen Literatur fehlt es gerade nicht an Betrachtungsbüchern. Doch darf die Auswahl immer noch größer werden, besonders was gediegenen, kernigen Inhalt betrifft. In dieser Hinsicht ist schon der Name des Verfassers eine Empfehlung des neuen Werkes. Das aufmerksame Studium der beiden vorliegenden Bände bringt keine Enttäuschung. In schlichter, einfacher und daher zur gemeinsamen Lesung recht geeigneter Sprache bietet der Verfasser keine dürftige, saft- und kraftlose Kost, sondern substantielle Nahrung. Er schöpft eben aus dem reichen Schatze der selbst überdachten, persönlich erlebten und empfundenen ewigen Wahrheiten. Doch bietet das Werk nicht nur Betrachtungsstoff, sondern leitet auch zum betrachtenden Gebete an. Es ist sicher geeignet, fromme Leser und Betrachter aller Stände, besonders des Priester- und Ordensstandes, zu fruchtbarem Gebet und reichem Tugendleben anzuregen. S.

Im Heerbann des Priesterkönigs. Betrachtungen zur Weckung des priesterlichen Geistes. Von Karl Haggeney S. J. 3 Teile. 12° Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung.

1. Teil: **Der geborene König.** (Advents- und Weihnachtszeit.) XII und 398 S. Mk 3.—; geb. Mk 3.60
2. Teil: **Der wahre Melchisedech.** (Fasten- und Osterzeit.) XII und 418 S. Mk 3.—; geb. Mk. 3.60
3. Teil, 1. Hälfte: **Meister und Jünger.** (Pfingstfestkreis, erste Hälfte.) XII und 532 S. Mk 3.80; geb. Mk 4.60
3. Teil, 2. Hälfte: **Meister und Jünger.** (Pfingstfestkreis, zweite Hälfte.) XIV ud 620 S.

Band I behandelt: Lk 1,5 — 4,13; Band II: Lk 22,1 — 24,53, wozu auf Pfingsten drei Betrachtungen über Texte der Apostelgeschichte kommen; Band III 1. Hälfte: Lk 4,14 — 11,54; Band III 2. Hälfte: Lk 12,1 — 21,38. Der Wortlaut der Verse ist den einzelnen Betrachtungen in Kleindruck vorangestellt. Erklärung und Anwendung haben gleichfalls verschiedenen Druck und sind auch sonst durch klar hervortretende Überschriften übersichtlich gegliedert. Den Nachteil, den man aus der fortlaufenden Betrachtung eines Evangeliums befürchten könnte, hilft wenigstens zum guten Teil das Sachregister überwinden, mit dessen Hilfe man leicht die für die entsprechende Zeit des Kirchenjahres passende Betrachtung findet. Auch beabsichtigt H. einen besonderen Band mit Festtagsbetrachtungen folgen zu lassen, den alle Benutzer seines Werkes gewiß mit freudigem Dank entgegennehmen werden. Trotz starken Umfangs sind durch Verwendung des „Federleicht"=Papiers und moderner Aufmachung ganz handliche Bände zustande gekommen.

Eine gründliche Exegese erklärt den heiligen Text, und eine gesunde Aszese spricht aus den Anwendungen. Es ist ein lebendiges, fesselndes Bild des Priesterkönigs, das oft aus wenigen Worten des Evangeliums herausgearbeitet wird — und wie dieses Ideal im heiligen Amte des „andern Christus" sich verwirklichen soll, zeigt die Anwendung auf das priesterliche Leben, die jedem Punkte folgt. So wird das Buch zu einem fruchtbaren Prediger, der dem Priester immer wieder das Heilige und Verantwortungsvolle seines Standes vorhält — zu einem guten Freund, der über schwere Stunden hinwegtröstet. Solche Vorzüge lassen uns wünschen, das Buch möge recht weite Verbreitung auch unter den Missionaren finden, die oft an einsamem Posten des anregenden und vorbildlichen Umgangs eines priesterlichen Freundes entbehren müssen. Gerade unter den Büchern der Missionsstationen müßte Haggeneys Werk sich finden. Als brauchbares Geschenk für Priester oder Kandidaten des Heiligtums sei „Im Heerbann des Priesterkönigs" recht angelegentlich empfohlen. Auch den Feldgeistlichen und Theologen im Kriegsdienst wird ein Band des Werkes keine zu schwere Belastung des Gepäckes bedeuten. —n.

Biblische Zeitfragen. 7. Folge, herausgegeben von Dr P. Heinisch, o. ö. Professor der alttestamentlichen Exegese an der Universität Straßburg. Dr Ignaz Rohr, o. ö. Professor der neutestamentlichen Exegese an der Universität Straßburg. — Heft 4: Die synoptische Frage, von Dr P. Dausch, ord. Prof. am Königl. Lyzeum in Dillingen.

Heft 9: Die Zweiquellen=Theorie und die Glaubwürdigkeit der drei älteren Evangelien, von Dr P. Dausch, ord. Prof. am Königl. Lyzeum in Dillingen.

Die so heikle Frage nach den Quellen der Synoptiker wird hier noch einmal eingehend behandelt. Jedes der Heftchen bildet ein ganzes für sich, jedoch so, daß Heft 9 auch eine Ergänzung zu Heft 4 bietet. Heft 4 bespricht das eigentliche synoptische Problem, kritisiert die verschiedenen vorgeschlagenen Abhängigkeitsverhältnisse der drei älteren Evangelien, sowie die einzelnen von der modernen Exegese entdeckten Quellen, und zwar unter starker Stellungnahme gegen die Zweiquellen=Theorie. Heft 9 untersucht die Glaubwürdigkeit der drei älteren Evangelien. Enthält Heft 4 eine Polemik gegen die synoptischen Ansichten der liberalen und neukonservativen protestantischen Theologie, so wendet sich dieses Heft gegen die neue Beweismethode zugunsten der Glaubwürdigkeit der synoptischen Evangelien, so wie sie in letzter Zeit von Fr. Maier und, in „Religion, Christentum und Kirche", von Fr. Tillmann angewandt wurde und die darin besteht, sich, trotz Ableugnung ihrer Richtigkeit, apologetisch auf den Standpunkt der Zweiquellen=Theorie zu stellen, um ihren liberalen Vertretern die Glaubwürdigkeit der Evangelien plausibel zu machen.

Heft 5: Der Prophet Jeremias, von Dr Paul Rießler, ord. Prof. der Theologie an der Universität Tübingen.

In schöner, fesselnder Sprache enthält die Schrift eine chronologisch gedachte Zusammenfassung der Tätigkeit des Propheten (24 Seiten), eine Schilderung seiner Persönlichkeit (6½ Seiten), sowie eine kurze Hervorhebung seiner theologischen Bedeutung (2 Seiten). — Da die Propheten im allgemeinen, Jeremias im besondern, nicht anders als aus ihrer geschichtlichen Umgebung heraus zu verstehen sind, so bietet das Heft zu gleicher Zeit einen lehrreichen Abschnitt aus der Geschichte des jüdischen Volkes. — Durch die zahlreichen Zitate aus dem jeremianischen Werke, die, geschickt angeführt, in prägnanter geschichtlicher Einfassung ihren wahren buchstäblichen Sinn und ihre volle Tragweite erlangen, kommt dem Heft nicht bloß einleitende, sondern auch exegetische Bedeutung zu.

Heft 6: Der Hebräerbrief, von Dr Johannes Nickel, Universitätsprofessor und Domkapitular in Breslau.

Die Arbeit stellt eine eingehende, im herkömmlichen katholischen Sinne gehaltene Behandlung der gewöhnlichen Einleitungsfragen zum Hebräerbrief dar. Von hervorragender Fachkenntnis zeugt besonders die Besprechung der Verfasserfrage vom Standpunkt der inneren Kriterien und die diesbezügliche Auseinandersetzung mit den bekannten Vertretern der protestantischen neutestamentlichen Einleitungswissenschaft. Trotz größter Klarheit in Stoffgliederung und Ausdruck wird das Werkchen nur von jenen mit Leichtigkeit gelesen werden, die sich selbst schon mit den einschlägigen Fragen eingehender beschäftigt haben. B—ck.

Mit unserer lieben Frau. Der kathol. Frauenwelt zur Aufklärung, Führung, Tröstung. Von M. Kreuser, Religionslehrer. 128 S. kl. 8⁰. Kart 1 Mk. Mit 20 % Teuerungszuschlag. A. Laumann, Dülmen i. W.

Vorzüglich den Jungfrauen, die in den Ehestand treten, wird hier das herrliche Vorbild der Mutter Gottes als Braut, Gattin und Mutter zur Nacheiferung gezeichnet. e—.

Soldatenwohl. Merk- und Weckblätter für katholische Soldaten. Von Pfarrer Paul Joseph Widmer, Feldgeistl. 96 S. in 16°. Broschiert 40 Pf. Geb. 75 Pf. Einsiedeln usw. Benziger & Co.

Wege zum Frieden. Schriften für das katholische Volk. Von Dr A. Scheiwiler, Pfarrer. 12 Bändchen 16°. Preis jedes Bändchens eleg. brosch. u. beschnitten Mk 0.50. Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Straßburg i. E. Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

1. **Freundliche Sterne im Arbeiterinnenleben.** 80 Seiten. 2. **Ein schöner Beruf.** Ratschläge für die Haushälterinnen der hochw. Geistlichkeit. 72 Seiten. 3. **Im Kampfe um die Jugend.** Den lb. Jünglingen zur Lehr und Wehr. 104 Seiten. 4. **Der Sonntag und sein Segen.** Ein Sonntagsbüchlein für unser Volk. 96 Seiten. 5. **Der glückliche Abstinent.** Ein Büchlein für jedermann. 88 Seiten. 6. **Die Presse, ihr Segen und ihr Fluch.** Ein Mahnwort in schwerer Zeit. 72 Seiten. 7. **Der katholische Mann in der modernen Welt.** Ein Gedenkblatt zum 500jährigen Geburtstag des seligen Friedensstifters Nikolaus von Flüe. 84 Seiten 8. **Frauenwürde und Mutterpflicht.** Ein Büchlein für unsere Frauenwelt. 96 Seiten. 9. **Das Marienkind.** Ein Büchlein für Kongreganistinnen. 88 Seiten. 10. **Dienen und herrschen.** Ein Büchlein für Dienstboten. 88 Seiten. 11. **Der Friedenspapst.** Leuchtende Gedanken aus dem Friedenswerk Papst Benedikts XV. 72 Seiten. 12. **Die Reichtümer der Enterbten oder ein Weg zum sozialen Frieden.** Ein Büchlein für arm und reich. 84 Seiten.

Eine Sammlung, deren Bändchen man gerne weiteste Verbreitung im Volke wünscht. —n.

Das Heilige Feuer. Religiös-kulturelle Monatsschrift. Maiheft. Preis nebst der Beilage „Die Großdeutsche Jugend" jährlich 6 Mk. Einzelpreis 50 Pfg. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn. Probeheft liefert der Verlag.

Erzbischöfl. Geistl. Rat F. Beetz, A. Dürers „Maria von Engeln gekrönt". — Gedicht. Gebet für mein Kind (Peter Bauer). — Jos. Werle, „Katholizismus, Protestantismus und Religion unter dem Einfluß des Krieges". — Joseph Weigert, Ersatz. — Gedicht Quo vadis? (Carl Gabriel Pfeill). — Geh. Justizrat Marx, Die Einheitsschule. — Gedicht Maria im Kriege (Ilse Franke). — P. P. Humpert, Ziele der Vereinsbühne. — Gedicht. Gebet beim Aufblick zur Sonne (Peter Bauer). — Jos. Anz, Die Bedeutung guter Lektüre, zumal für unsere weibliche Jugend (Schluß). — F. Schrönghamer-Heimdahl, „Aufs Land" oder Wie werde ich Selbstversorger? — Dr G. Humann, Über den Bau von Krankenhäusern und Genesungsheimen. — Erwägungen und Anregungen.

Der Gral. Monatschrift für katholische Kunst, Literatur und Politik. Herausgegeben unter Leitung von Franz Eichert und Otto Walter, Wien. Petrus-Verlag, Trier. Jährl. Mk 6.

Inhalt vom Maiheft 1917: Vom konservativen Geist. Von Dr Richard Volpers. Wie seltsam, daß es Winter ist... Von Hanns Heinr. Bormann, z. Zt. im Felde. Frühling 1917. Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz. Swinkuni und Majelein. Ein Märchen von Oswald Menghin. Mater dolorosa. Von Hanns Heinr. Bormann, z. Zt. im Felde. Parsifal. Von Lorenz Krapp (im Felde). Ausgewählte „Christuslyrik". Zusammengestellt von Karl Jakubczyk, Breslau. Alte Häuser. Von F. Schrönghamer-Heimdal. Der Schatz. Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz. Es waren Königskinder. Eine Westerwaldgeschichte. Von Johannes Laurenburger. Deutscher Geist. Von Franz Leitner. Stimmen der Zeit: Die Haßpredigt in der Kriegspoesie. Kritische Warte: Lyrische Dichtung.

Die Bergstadt. Monatsblätter, herausgegeben von Paul Keller. Vierteljährlich Mk. 3.—. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1.

Vor Monaten tadelten wir einmal an der sonst so vornehmen Bergstadt dies und jenes — Kleinigkeiten. Nicht nur hat die Schriftleitung davon frdl. Notiz genommen, sondern die Beanstandung gefälligst geändert. Nun — was der „Bergstädter Bücherstube" recht ist, warum sollte das nicht der Bergstädter „Chronik über Kunst und Wissenschaft" billig sein? Darin schreibt Dr Johannes Eckardt ganz köstliche Dinge, würdigt mit feinsinniger Gründlichkeit und oft mit ganz eignem Schneid diese und jene Größe aus der Künstlerwelt. Manchmal sinds 6 Spalten im Kleindruck. Wie schade, daß die bloß durch Sperrdruck gehobenen Titelangaben der Besprechung nicht leuchtender hervortreten! Wenige würden sich etwas von dem guten Bissen entgehen lassen. So aber kann's leider vorkommen, sagt der erste Punkt nicht gleich zu, daß man die anderen Spalten nur überfliegt, Titel drängen sich nicht auf, man wendet das Blatt und ... wahre Goldkörner bleiben ungehoben! Also auch hier Vorschlag in Güte: Entweder kurze Inhaltsangabe als Untertitel oder in Fußnote die Zusammenstellung der besprochenen Kunstobjekte und Personen. Zudem welche Erleichterung zum Nachschlagen!

D.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

Echo aus den Missionen
der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

„Wir hegen das feste Vertrauen, daß alle, welche des katholischen Namens sich rühmen, an diesem frommen Werke, das uns so sehr am Herzen liegt, sich beteiligen.“ (Apost. Hirtenschreiben Sr Heiligkeit Papst Leos XIII. „Sancta Dei Civitas“ über die katholischen Missionen. 3. Dezember 1880.)

Die Anfänge der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert

7. Knospende Hoffnungen

Zur selben Zeit, als man den Schiffbruch des „Papin“ erfuhr, trat in das Noviziat eine Persönlichkeit ein, die zu den größten Hoffnungen berechtigte, ja als ein von Gott geschickter Ersatz angesehen wurde.

Es war der schon im reifen Alter stehende Priester Truffet, bisher Lehrer der Beredsamkeit an einer öffentlichen Schule in Savoyen, seinem Geburtsland. Diese ehrenvolle Stellung verließ er, um sich dem entbehrungsreichen Missionsapostolat zu widmen. In das Pariser Seminar der auswärtigen Missionen hatte es ihn von jeher gezogen. Dahin wollte er sich auch begeben. Als er aber die Kirche zu U. L. Frau vom Sieg besuchte, fühlte er, vor dem Gnadenaltar knieend, eine Art innerer Eingebung, eine geheimnisvolle Stimme des Herzens, die liebevoll zu ihm sprach: „Gehe nach Neuville in das bescheidene, schier unbekannte Noviziat der Priester vom Herzen Mariä; dorthin ziehe dich in Stille zurück.“

Er tats ohne einen Augenblick zu zögern. Sein stattliches Äußere stand mit der Größe seines Geistes im schönsten Einklang. Seine Hingabe an Gott kannte keine Grenzen, und mit einem Mute und einer Festigkeit, die vor keinem Hindernis zurückschreckten, verband er ein zärtliches und liebevolles Herz.

Einmal von einem Freunde gedrängt zu sagen, wie er denn zu diesem seltsamen Beruf gekommen sei, antwortet er ablenkend: „Wenn Gott gesprochen hat, hat der Mensch sich nur auf die Knie zu werfen und anzubeten“. Der Vorsehung Absichten über ihn werden wir bald sehen.

Im selben Jahre 1846 begab sich Libermann, mehr als je auf die göttliche Güte vertrauend, ein zweites Mal nach Rom, in Angelegenheit seiner beiden Missionen von Guinea und Haïti. Trotz seiner schwächlichen Gesundheit verknüpfte er mit dieser Reise den Besuch der wichtigsten Diözesen seines Landes, um bei den Herren Bischöfen und Seminardirektoren das Missionswerk der Neger einigermaßen bekannt zu machen. Diesmal wurde sein Unternehmen vielerorts mit Beifall, ja selbst mit Begeisterung begrüßt.

Im übrigen vermied er es mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sich aufzudrängen, hervorzutun oder seinem Werke Kräfte und Hilfsmittel zu ergattern. Darin blieb er stets seinem früher einmal geäußerten Standpunkte treu:

„Den ganzen Eifer eurer Seelen widmet dem großen, erhabenen Werk, zu dem ihr berufen seid; aber rechnet dabei nicht auf euch selbst noch auf eure Bemühungen. Suchet niemanden zu überreden, noch etwas zu erzwingen. Lasset den Herrn der Ernte schalten und walten. Er selbst muß die Arbeiter wählen, die er in seinen Weinberg senden will."

Des Stifters zweite Romreise

Am Vorabend des großen römischen Patronsfestes Peter und Paul langte er 1846 zum zweitenmal in der ewigen Stadt an. Ein heiliges, freudiges Wiedersehen. In den nächsten Tagen überreichte er der Propaganda einen vollständig ausgearbeiteten Entwurf über das Bekehrungswerk in Afrika.

Nach seinem Dafürhalten täte vor allem not: ein Vorgehen nach einem allgemeinen, festgefügten Plan und methodische Ausführung in Geduld und Beharrlichkeit. Hauptzweck müßte die Gründung einer vollständigen christlichen Gesellschaft sein, die den unterdrückten, im Greuel des Heidentums dahinlebenden Völkern alles Fehlende zu vermitteln hätte; nicht bloß den Glauben und die anderen übernatürlichen Güter, sondern auch Ackerbau, Handwerke, Gewerbe und Schulen. Dann würde die junge Kirche nicht nur aus zerstreuten Neubekehrten, aus vereinzelten Christengemeinden und einer Anzahl auswärtiger Missionare bestehen, sondern, progressiv wachsend, wäre sie mit der Zeit imstande, aus ihrem eigenen Schoß Katecheten, Priester und Ordensleute hervorzubringen.

Als Endergebnis seiner Denkschrift und Romreise dürfen wir wohl die Errichtung Senegambiens und der beiden Guineen zu einem Apostolischen Vikariate bezeichnen. Ein ungeheuer ausgedehntes Gebiet mit 1200 Meilen Küstenlänge und mit unbegrenzter Ausdehnung ins Innere hinein.

Allzu Ideales!

Auf P. Truffet fiel die Wahl für die Bischofswürde. Rom bestätigte sie und ernannte ihn zum Bischof von Kallipoli in par-

tibus infidelium. Die feierliche Weihe im Januar 1847, in derselben Kirche, wo er seinen Beruf zum Negerapostolat gefunden hatte,



Muhammedanische Wasuaheli beim Nasorospiel D. O. A.
Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin, Daressalam u. Tanga D. O. A.

im Heiligtum U. L. Frau vom Sieg, gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung katholischer Missionsfreudigkeit.

Alle Hoffnung ruhte auf dem neuen Oberhirten. Am 25. April

1847 trat er mit sechs frischen Missionaren von Bordeaux aus die Reise an. Es war seine letzte; denn ach, auch dieser außergewöhnliche Mann konnte sich seiner werdenden Kirche nur eben zeigen und sie begrüßen mit den schönen Worten: „Wir wollen in Afrika nicht die Herrschaft Italiens oder Frankreichs oder irgend eines andern europäischen Landes begründen, sondern einzig und allein die hl. römische Kirche, abgesehen von jeder Nationalität und von jedem menschlichem System. Mit der Gnade Gottes werden wir alles ablegen, was nur europäisch ist, um allein den Absichten der Kirche, welches die Absichten Gottes sind, zu leben."

Die Absicht war herrlich, war ideal, allzu ideal; die Ausführung aber undurchführbar, verfehlt. Bischof der Neger, glaubte er blindlings auf seine kräftige Natur bauend, nur von der leichten Nahrung der Neger leben zu können. Eine unerklärlich gebliebene Täuschung, die durch nichts veranlaßt worden war, noch auch geahnt werden konnte. Es fehlte sogar wenig, daß alle seine Missionare auf diesem Weg des Verderbens und Todes geführt worden wären.

Nach 6 Monaten bereits erlag der Allzueifrige den Anfällen eines tödlichen Fiebers, das nur drei Tage dauerte (23. November 1847). Die Trauer war allgemein, außergewöhnlich. Sobald das Gerücht von seinem Tode sich verbreitete, eilten die Schwarzen von Dakar und Umgegend in Menge herbei, um zu erfahren, ob es denn wirklich wahr sei. Ein rührendes und zugleich tröstliches Schauspiel. Viele weinten. „Wie! der uns so sehr liebte, ist gestorben? Ja, dieser Mann liebte uns tatsächlich; der ist für uns gestorben." So hörte man einstimmig Christen und Heiden reden. Der Verlust war entsetzlich.

8. Libermannscher Geist

Wie aber nahm der verehrte Vater diese neue Trauerbotschaft auf? Hören wir. Aus einem Brief an seine vielgeliebten Söhne in Afrika:

„Alles, was ich sagen und tun kann ist, mein Haupt zu neigen, mich hinzuwerfen, mich vor dem großen barmherzigen Gott zu verdemütigen und zu bekennen, daß alles, was er tut, wohlgetan ist. Er wollte dieses Opfer haben, er hat wohlgetan!

Als ich die Nachricht erhielt, habe ich mich vor dem Herrn niedergeworfen und mich ihm mit allen Mitgliedern der Kongregation zum Opfer gebracht, um Schlachtopfer der Liebe für das Heil des armen, armen Afrika zu werden. Fasset Mut, meine Lieben, erhebet eure Seele und überlasset euch nicht der Traurigkeit. Jesus wollte uns zeigen, daß er keines Menschen bedarf, um sein Werk zu vollziehen.

Beurteilt die Dinge nicht vom rein menschlichen Standpunkte aus. Gebet Euch Jesus hin, lasset ihn handeln. Er wird euch das reichlich wieder

ersetzen, was er Euch genommen hat, und es hundertfältige Frucht bringen lassen. Ich bin überzeugt, daß die Mission in der Person ihres ersten Bischofs einen Patron im Himmel hat. Bischof Truffet war ein Mann der Gnade, ein bevorzugtes Kind Marias im höchsten Sinne des Wortes, denn die Liebe zu Jesus und der himmlischen Mutter brannte gewaltig in seinem Herzen; sie brachte die wunderbarsten Wirkungen hervor.

Ich hoffe übrigens, daß die Mission nicht lange verwaist sein wird; will sofort nach Rom schreiben, um einen Nachfolger für ihn zu erbitten."

Der Genossenschaft auf der Insel Bourbon schickte er gleichfalls einen längeren Bericht über den Tod des Bischofs und knüpfte daran wertvolle Bemerkungen

über Lebensführung und Mäßigung.

Dreimal in der Woche versammelte er die Missionare, um ihnen die Briefe des hl. Paulus zu erklären, erteilte ihnen auch sonst Unterweisungen, die sie mit Begeisterung aufnahmen.

Insoweit ging alles gut, und sein Beispiel brachte die besten Wirkungen hervor. Aber diese Gesinnungen des Eifers und dieses Verlangen nach apostolischer Vollkommenheit, das sie beseelte, veranlaßte sie zu einer Übertreibung, die sehr unvorsichtig war und die schlimmsten Folgen zeitigte. Um immer mehr den zu bekehrenden Völkerschaften sich gleichförmig zu machen, nahmen sie, in Bezug auf Nahrung, eine den Volksstämmen des Landes völlig gleiche Lebensweise an. Sie verbannten von ihrem Tische Brot, Wein und Fleisch; ihre Nahrung bestand aus Reis mit Wasser und Salz, aus Kokosnüssen, Maniok, Potaten, Ignamen, von Zeit zu Zeit aus Fischen; tranken nur Wasser. Bei dieser Lebensweise konnten sie es ohne große Unbequemlichkeiten sechs Monate aushalten, obgleich sie sich in der schlimmsten Jahreszeit befanden. Dann wurden sie alle krank, der eine in dieser, der andere in jener Weise. Als alle der Genesung entgegengingen, kam der Bischof selbst an die Reihe, wollte aber weder Nahrung noch Heilmittel nehmen; die andern hatten indessen Chinin genommen.

Den 21. November wünschte der hochwürdigste Herr die hl. Messe zu Ehren der allerseligsten Jungfrau zu lesen. Er stand auf, beichtete und begab sich in die Kapelle. Aber bald fühlte er, daß er nicht dazu imstande sei, und begnügte sich mit der Anwohnung der hl. Messe. Am Ende derselben gab er mit zitternder Hand seinen Mitbrüdern den Segen; es war das letzte Mal. Er begab sich sofort wieder zu Bette und stand nicht mehr auf . . . .

Der Herr hat den Hirten geschlagen, möge er wenigstens die Herde verschonen! Sollten es indes der Opfer noch nicht genug sein, mein Herz ist zu weiteren bereit. Was mich in Staunen setzt, ist die Wahl, die der liebe Gott unter seinen Dienern trifft. Will er uns damit nicht zeigen, daß er das Werk des Heils nicht auf einem Geschöpfe gründet?

Es fanden sich zu viele gute Eigenschaften, zu viel Seelengröße, zu viel Verstand, Kraft und Energie des Charakters bei unserm ehrwürdigen apostolischen Vikar, als daß sich unser göttlicher Heiland seiner hätte bedienen wollen, um die arme Kirche von Afrika zu gründen. Tugenden und Eigen-

schaften, alles an ihm war so hervorstechend! Wohl deshalb ist seine schöne, edle Seele als würdiges Sühnopfer ausersehen worden. Seien wir darnm nicht kleinmütig und schwach im Geiste, beurteilen wir das Verfahren Jesu nicht mit dem Maßstabe unserer schwachen Erkenntnis und werfen wir die kleinlichen, menschlichen Rücksichten bei Seite. Mit den Gesinnungen des Glaubens wollen wir uns bewaffnen, zu Gott ein grenzenloses Vertrauen fassen und in Demut sprechen: „Auch wenn du mich tötest, will ich auf dich hoffen."

Übrigens waren mir die Veränderungen und Neuerungen in der Lebensweise leider unbekannt. Aber alle, die mit den klimatischen Verhältnissen an den Küsten Afrikas vertraut sind, haben mir gesagt, daß es bei einer solchen Lebensweise für Europäer rein unmöglich sei, dort zu leben. Wenn alle Welt über eine Frage derart einig ist, so ist es im allgemeinen gefährlich, sich von diesen Anschauungen zu entfernen und ihnen entgegenzuhandeln. Die Folgen haben es wieder bewiesen. Ich selbst bin auch der Überzeugung, daß die eingeschlagene Lebensweise für die Gesundheit verderblich ist und schließlich den Tod herbeiführen muß. Deshalb habe ich mich veranlaßt gesehen, in dieser Hinsicht Veränderungen anzuordnen.

Übrigens bin ich der festen Überzeugung, daß Bischof Truffet, wenn er länger gelebt hätte, dieses von selbst eingesehen und der erste gewesen wäre, hierin die notwendigen Veränderungen zu treffen."

Schluß folgt.



Boma (Bezirksamt) in Tanga D. O. A.

Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin Daressalam u. Tanga D. O. A.



Aus unsern Häusern



Weihetag in Knechtsteden

Der 8. Juli brachte für Knechtsteden wieder das freuden- und gnadenreiche Doppelfest der hl. Priesterweihe und der apostolischen Weihe.

Im Chore des Gilbacher Domes gingen wieder während des Pontifikalhochamtes jene erhabenen und ergreifenden Zeremonien vor sich, durch die der hochwürdigste Herr Bischof Allgeyer C. S. Sp. unsere neun Diakone zu Priestern des Herrn weihte. Ausgerüstet mit der Kraft aus der Höhe sind sie nun die berufenen Schnitter auf dem großen Erntefelde Gottes, die bevollmächtigten Bereiter und Austeiler des himmlischen Brotes an das harrende Volk, die betrauten Verwalter der Gnadenschätze der hl. Kirche. Nach der langjährigen wissenschaftlichen und aszetischen Vorbereitung, für einzelne sogar nach zeitweise aufhaltender Anteilnahme am Weltkriege und nach unmittelbarer Vorbereitung durch 8tägige Exerzitien hat dieser Tag ihren langgehegten und heiß erstrebten Herzenswunsch erfüllt. Der Vormittag war zwar bewölkt und regnerisch, jedoch bei der herrlichen Zeremonie der Handauflegung durch den hochwürdigsten Herrn Bischof und die anwesenden Priester auf die im Halbkreis Daknienden, fiel ein leuchtender Sonnenstrahl durch die hohen farbenreichen Fenster, verklärte die erhebende Szene und spielte auf den Gold- und Silberfäden der Gewänder der Neugeweihten, die sie nun täglich zur hl. Handlung anlegen sollten. Unter den zahlreich erschienenen Angehörigen, Verwandten und Bekannten sah man auch mehrere Mitbrüder in Feldgrau, welche an dem schönsten Tage des Scholastikates und besonders bei der Erhebung ihrer ehemaligen Klassengenossen zur Priesterwürde persönlich anwesend sein wollten, während sie selber durch den harten Krieg noch abgehalten sind, den Schritt in das Heiligtum und in das Allerheiligste ebenfalls zu tun.

Einfacher und anspruchsloser vollzog sich abends die Weihe an das Apostolat durch sechs unserer jungen Patres, wodurch die vor Jahresfrist erhaltene Priesterwürde und -Vollmacht sich nun auswirken soll, wodurch sie sich aber auch mehr als bisher zur Priesterbürde gestalten wird. Hochw. P. Müller legte in der Festpredigt die Bedeutung der Feier dar. Ausgehend vom Berufe der hl. katholischen Kirche überhaupt, zeigte er, wie sie im Laufe der Jahrhunderte ihre Aufgabe gelöst hat durch werktätige Förderung der Innen- und Außenmission und durch die Gründung und Bestätigung von Missionsgenossenschaften — darunter besonders auch die von P. Libermann gegründete — die die Grenzen der hl. Kirche in den Heidenländern immer weiter hinausschieben. Der Schluß betonte die Pflicht des einzelnen, selber Missionar zu sein und irgendwelchen Anteil zu nehmen an der großen Arbeit des Missionswerkes. Es folgte dann das Weihegebet und der Fahneneid der jungen Apostel vor ihrem göttlichen Heerführer, der in der Monstranz über

dem Altare strahlend thronte, wodurch sie sich ihm und der Kongregation endgültig übergeben zur uneigennützigen Verwendung auf dem weiten Erntefeld der Seelen, einstweilen allerdings noch auf heimatlichem Boden, hoffentlich aber bald, wenn einmal die eisernen Schranken gefallen, die der Völkerkrieg über Land und Meer gezogen, drüben in Afrika, wo unterdessen die Arbeit täglich anwächst.

† Joseph Allein

Recht schmerzlich sind die Lücken, die der Krieg seit drei Jahren in die Reihen unserer Missionsschüler gerissen hat, und doch holt sich der Tod auch noch hinter der Front unerbittlich seine Opfer. Der Obertertianer Joseph Allein war es, den er diesmal von uns forderte.

Derselbe entstammte einer gut christlichen Familie des Elsasses. Die gediegene Erziehung zu Frömmigkeit und Tugend, die er im Elternhause erhielt, zeitigte bald die schönsten Früchte. Schon sehr früh äußerte Joseph den Wunsch, Priester und Missionar zu werden, und diesem Entschlusse blieb er treu trotz aller Schwierigkeiten, die ihm das eine oder andere Lehrfach bereitete und trotz der Ungunst der Zeit, die mit dem Kriege für die Missionshäuser und ihre muntern Studentenvölkchen anbrach. In Zabern wie in Broich fiel es auf, wie tiefes Verständnis und echte Begeisterung der Jüngling dem Missionsgedanken entgegen brachte. Beides zeigte sich auch durch die Tat. Den letzten Pfennig seines Taschengeldes opferte er für Missionszeitschriften, und während der Ferien zeigte er sich unermüdlich tätig, um für die Missionen Propaganda zu machen. So berechtigte alles zu der Hoffnung, Allein werde eines Tages ein tüchtiger Arbeiter im Weinberg des Herrn werden.

Diese Hoffnung sollte sich leider nicht erfüllen. Gott begnügte sich mit dem guten Willen und rief den Jüngling durch ein schmerzliches Brustleiden zu sich in die Ewigkeit. — Sein Andenken aber wird allen Mitschülern von Zabern und Broich stets unvergeßlich und vorbildlich bleiben. R. I. P.

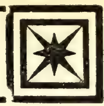
Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Friedrich Alwin Thiel, Cöln-Mülheim und Gertrud Kurth, Troisdorf, beide Förderer des „Echo“. Frau Gertrud Peters, Baesweiler. Antonie Pannhausen, Frau Lothmann, und Joh. Rauscheidt, aus Morsbach. Frau Hubert Olef und Fr. Wilh. Merken, beide aus Derichsweiler. Frau Odilia Lieby, Frau Rosa Haas und Frau Wwe Huber, diese drei aus Blotzheim. Schwester Franz Salesia Borscht vom A. K. J., Aachen. Frl. Adelheid Dalhausen, Düren. Maria Anna Cirotzka, und Franziska Koß, beide aus Neustadt (Westpr.) Gustav Habes, Aachen. Frau M. Stöhr, Rappoltsweiler. Martin Schäfer, Wevelinghoven, gefallen. Amalia Hackert, Aachen. Maria Krömer, Deutsch-Neukirch. Arnold Meurer, Maria Bodden, beide Neusen. Frl. Theisen und Witwe Bergrath, beide Linden. Jos. Schunk, Duffescheid. Nikol. Pütz, Bardenberg. Franz Hamacher, Peter Josef Körfer, Bernard Esser und Wilh. Krumbach, Höngen. Johanna Kutsch, Aachen. Anna Schöler, Freiburg (Schlesien). Schwester Martha Wagner, Karmeliterin, Cöln-Lindenthal. Leonhard Bischofberger, Einthürmen b. Wolfegg, (Württemberg). R. I. P.



Aus unsern Missionen



Die Väter vom Heiligen Geist unter den Wirkungen des Krieges

Deutsch-Ostafrika

Briefe, deren Datum fast ein ganzes Jahr auseinander liegt, gelangten fast gleichzeitig in unsern Besitz. Besonders die Briefe unseres fleißigen Mitarbeiters P. Albrecht bringen manche interessante Einzelheit über die Lebens- und Missionsverhältnisse unserer Kolonie. Einige der Nachrichten aus unseren andern Missionen entnehmen wir den Veröffentlichungen der St Petrus Claver-Sodalität.

Kilema. „Am letzten Montag, 2. April ist P. Bernhard Wolff, der Obere unserer schönen Mission in Kiboscho nach nur viertägigem Krankenlager für eine bessere Welt abberufen worden. Die Trauer um ihn ist allgemein, bei Europäern und Negern war er beliebt. P. Albrecht soll an seine Stelle treten, während P. Cromer, dessen Leiden schon sehr vorgeschritten ist, ein wärmeres Klima aufsuchen muß. Möge der liebe Gott ihm wieder einigermaßen Gesundheit schenken! Menschliche Voraussicht verspricht allerdings wenig Hoffnung. Solch grausame Verluste treffen uns um so empfindlicher, als während dieser schrecklichen Zeit alle Kräfte so notwendig wären. Leider sind manche meiner Missionare erschöpft, und ich sehe keinen Ausweg, sie zu ersetzen. . . .

Es fehlt an Kleidern für Patres und Schwestern. Es fehlt an Geld, da seit 1914 kein Pfennig mehr aus Europa gekommen ist. Oft frage ich mich, wovon wir leben und unsere Werke offen halten konnten. Der hl. Joseph ist unser Ökonom: bis jetzt hat er so treu gesorgt für das Vikariat vom unbefleckten Herzen Mariens. Ihm gehört unser Dank und unsere Liebe!

Haben wir auch die Zerstörung einiger Christengemeinden zu beklagen, so haben uns doch die Missionen am Berge (Kilimandscharo) großen Trost bereitet durch außergewöhnlichen Eifer und heroische Tugendübung mancher unserer Christen. Nach dem Kriege haben wir einige Ruhmesblätter zu Ehren der unbefleckt empfangenen Jungfrau zu schreiben." (Bischof Munsch.)

Kilema. „Dank der Fürbitte des hl. Joseph gehen die Kilimandscharomissionen ihren gewohnten Gang. Das Dekret, das die Schließung unserer Missionen und unsere Ausweisung anordnete, war fertig. Am Josephsfeste des Jahres 1916 aber wurde es umgestoßen und zurückgenommen. Den ganzen Tag hindurch hatten unsere Christen sich vor dem Altar des hl. Joseph abgelöst, um seinen Schutz für die Mission zu erbitten. Andern Missionen erging es nicht so gut: Kondoa-Irangi, Ufiomi, Umbugwe und Ussandawi sind geschlossen und das Personal nach Indien verbannt. Vom Kilimandscharo wurden zwei Brüder abgeführt, um gleichfalls in Indien interniert zu werden. Von den in der deutschen Armee stehenden Brüdern haben

wir keine Nachricht. Als im März die Engländer sich des Kilimandscharo bemächtigten, war Bischof Munsch in Tanga, wo P. Frank krank darniederlag. — Gegenwärtig wird die zerstörte Eisenbahnstrecke Tanga-Moschi wieder hergestellt. Eine neue Linie verbindet Voi (auf der Strecke Mombasa-Port-Florente) und Kahe (50 km von Neu-Moschi). Diese Strecke führt vier Stunden von hier vorüber: abends hören wir das Rollen des Zuges und sehen den Rauch der Lokomotive. Augenblicklich können wir uns noch nicht frei bewegen. Wir dürfen uns von der Mission oder doch aus deren Nähe (vicinity), d. h. über eine englische Meile hinaus, nicht entfernen. Die Kranken mußten zum Empfang der Sterbesakramente auf die Mission gebracht werden. Viele Sterbefälle hier unter unsern Christen. Zahlreich sind die jungen Witwen, deren Männer am Fieber starben, das sie sich in der Steppe geholt hatten. Im Oktober 1914 wurden Rombo (Fischerstadt) und Maschati geschlossen und das Personal abgeführt. Vier Tage später konnte der Bischof die Stationen wieder eröffnen. Ich blieb während acht Wochen fast immer allein mit den drei Schwestern in Rombo. Oft ist der Bischof auch dorthin gekommen. November 1914 kam das Personal zurück, mit Ausnahme von P. Rudler, der bis heute in Gare bleiben mußte. Welch schmerzliche Prüfungen für unsern Bischof! Die Kapelle in Neu-Moschi dient den Engländern als Schuppen. Zahlreich kamen die englischen Soldaten und Offiziere an den Kilimandscharo. Sie brachten uns englische Zeitungen, an Hand derer wir den Kriegsereignissen folgen können. Hier glaubt man, daß der Krieg noch ein, zwei Jahre dauern kann.... Im Februar und März haben wir oft Kanonendonner gehört von den Kämpfen im Südosten und im Süden des Kilimandscharo. Gestern noch sah ich von weitem ein englisches Flugzeug. . . . "

(P. Albrecht unterm 10. Juli 1916.)

Mlingano. Aus seiner Station erfährt Bruder Aloysius, der durch den Krieg in der Heimat zurückgehalten wurde und nun als Telegraphist im Felde steht, daß es dem Missionspersonal gut gehe. Die Pflanzungen sollen indes sehr gelitten haben, aber doch ohne allzugroße Mühe wieder in guten Stand gebracht werden können. Die Engländer haben in Mlingano eine Schnapsbrennerei eingerichtet, und die Marke Mlingano ist bereits berühmt geworden.

Bagamoyo. Die in unserm letzten Bericht ausgesprochene Erwartung, die Engländer würden nun von weiterer Verbannung und Gefangensetzung unserer Missionare absehen, hat sich leider nicht bestätigt. P. Jos. Sonnenschein, der vor Ausbruch der Wirren in Matombo wirkte und zuletzt in Bagamoyo tätig war, ist laut Mitteilung an seine Familie nach Daressalam als Zivilgefangener verbracht worden.

Mgeta. „Hatte gestern eine Erstkommunion von 105 Kindern.... Mgeta hat jetzt 6000 Christen. Im letzten Jahr wurden 50000 heilige Kommunionen ausgeteilt. Die meiste Zeit bin ich allein hier mit den vier Schwestern, aber ohne Bruder...." (P. Vogel unterm 22. Januar 1917.)

Rom. Ein Schreiben der Propaganda vom 19. Mai 1917 spricht das große Bedauern des Kardinalpräfekten aus über die traurige Lage, in welcher das Ap. Vikariat Daressalam D. O. A. durch die Ausweisung der Benediktinermissionare von St Ottilien sich befindet. Um einigermaßen Abhilfe zu schaffen

soll P. Peter Goetz, Superior in Zanzibar, von Bischof Thomas Spreiter die notwendigen Fakultäten zur Ausübung der priesterlichen Funktionen sich erbitten. Sollte aber eine Verabredung mit dem Bischof unmöglich sein, so ermächtigt die Propaganda P. Goetz dazu, solange die mißliche Lage andauert und erteilt ihm für jene Orte, deren Missionare ausgewiesen sind, die zur Spendung der heiligen Sakramente notwendigen Vollmachten, die er auch andern Missionaren übertragen kann.

Aus andern Missionen der Kongregation

Zanzibar. Einem Vorschlag der Väter vom Hl. Geist, betreffend den Austausch zweier Stationen, gab die Propaganda unterm 9. Juli 1916 ihre Zustimmung. Gegen Rückgabe von Limuru überläßt das Apost. Vikariat Zanzibar die Station Gatanga der italienischen Consolatamission Kenia.

Katanga (Belg. Kongo). „Unsere Werke nehmen seit zwei Jahren an Ausdehnung nicht zu, doch ist es uns gelungen, unsere 4 Stationen zu erhalten, woselbst die Zahl der Taufen vom Juli 1915 bis Juli 1916 710 betrug. Wir beschränkten aber unsere Ausgaben auf ein Mindestmaß, und in drei Stationen wurden die Waisenhäuser vorläufig geschlossen, sowie mehrere Katecheten gestrichen. In Lubundu haben wir die Katechetenschule neu organisiert, ebenso das Werk für die losgekauften Mädchen, das von der Genossenschaft der Töchter des hl. Kreuzes geleitet wird. In jeder dieser beiden Anstalten sind ungefähr 80 Kinder. Seit zwei Jahren wurden von den jungen Leuten dieser Schulen wohl 25 neue Haushaltungen gegründet, und wir werden, sobald die Verhältnisse es gestatten, aus den tüchtigsten dieser Neuverheirateten Katecheten wählen. Wir bemühen uns, diesen Schulen einen guten Besuch zu sichern: bei den Knaben haben wir nur die Qual der Wahl, aber bei den Mädchen ist es schwieriger. In Afrika ist das Mädchen ein Wertstück, und es ist unmöglich, eines zu „rekrutieren", ohne jemanden zu bezahlen, der irgend ein Recht auf dasselbe hat. Ist es nicht der Vater oder die Mutter, so wird es der Häuptling des Dorfes sein, ein Onkel, ein älterer Bruder oder wer immer das stärkste Recht geltend macht. Niemals aber ist ein junges Mädchen ohne Eigentümer. Das zweitletzte von uns erworbene hat 60 Franken gekostet, die in Stoffen dem Häuptling des Dorfes gezahlt wurden, und das letzte 55 Franken, in Geld dem älteren Bruder ausbezahlt.

Auch in unseren Außenstationen sind die Schulen sehr gut besucht, und die Zahl der Schüler nimmt fortwährend zu. Der letzte Rechenschaftsbericht gab die Zahl der dort unterrichteten Knaben mit 990 an, denen wir das Lernmaterial, Schiefertafeln, Hefte, Bücher usw. liefern. Leider gestatten die Eltern ihren Töchtern den Schulbesuch nicht, aus Furcht, ein erweiterter Gedankenkreis könne sie in ihrer Unterwürfigkeit beeinträchtigen..."

Diego Suarez (Madagaskar). Trotz des Mangels an Missionaren wurde kein Posten im Vikariat aufgegeben. Wenn Patres ihre Mission verlassen müssen, um Soldat zu werden, so werden ihre Stationen gern und opferwillig von andern übernommen. Doch macht sich die Abberufung der Missionare gerade jetzt so empfindlich geltend, da die Mission in ein neues Stadium der Entwickelung eint eten könnte dank einem Dekret über die Kultusorganisation, das den Glaubensboten in Gebiete vorzugehen gestattet, die bislang der Missionierung verschlossen waren. So wurde im Innern in

Tsaratanana an der Mahajamba, zwischen Marovoay und dem Aloatra-See eine neue Station begonnen. Als der Bischof Januar 1916 den ersten Missionar dort einführte, wurde er überrascht durch eine bereits fertige Kirche in Ziegelsteinen mit Altar, Bänken, Harmonium, Glocke und einer Anzahl Christen und Katechumenen.

Mamu (Fr. Guinea). Zu unsern schwierigsten Missionen gehört die Apostol. Präfektur Franz. Guinea. Auf ihrem Gebiete wohnen 2 oder 3 Millionen, von denen zwei Drittel sich zum Islam bekennen, während die andern noch Heiden sind. Um 10 Hauptstationen, unter denen Konakry die wichtigste ist, haben sich an 2500 Katholiken angesammelt. Mamu, nahe bei Kindia im Inneren gelegen, ist noch jüngeren Datums, aber von besonderer Wichtigkeit. Um so schmerzlicher kommt die Nachricht, daß Kirche und Missionshaus der Station durch einen Wirbelwind zerstört wurden. Zum Schaden kommt der Spott der Muselmänner: „Seht ihr nun ein, daß ihr die wahren Anbeter Allahs nicht seid! Wäret ihr angenehm vor ihm, er würde eure Kirche nicht zerstört haben. Er will gar nichts von euch wissen!"

„Bei meiner letzten Anwesenheit 5. März 1916," so schreibt der Apostol. Präfekt, „wohnten nicht weniger als 70 Gläubige dem hl. Opfer an, das ich feierte. Wer hätte es vor zehn Jahren für möglich gehalten, daß wir je an dieser Hochburg des Islams, die dem Katholizismus für immer verschlossen schien, diese verhältnismäßig hohe Zahl erreichen würden!" Soll das Christentum nicht der Verachtung der stolzen Mohammedaner anheimfallen, dann muß das reiche Mamu wieder eine nicht gar zu unwürdige Kirche haben."

Buruadu (Fr. Guinea). Da nur einer der drei Missionare mobilisiert wurde, so konnte die Pastoration der Ortschaften weiter gehen und die Katechumenate offen bleiben. Die feierlichen Taufen an Ostern und Pfingsten waren zahlreicher als sonst: 76 im Ganzen und anderntags die gleiche Anzahl Erstkommunionen. Der Erfolg ist den 13 Katecheten zu danken, von denen jeder 250—300 Jugendliche unterrichtet. Mit der bevorstehenden Verheiratung mehrerer Katecheten wird sich die Mission wieder um einige christliche Familien vermehren. — 230 Kilometer nördlich von Buruadu soll P. Lacas in Kurussa am Niger eine neue Mission gründen. Seine Lage am Flusse, sowie die Eisenbahn machen den Ort zu einem wichtigen Handelsmittelpunkt, an dem die verschiedensten Negerrassen sich zusammenfinden. Für die Mission aber bleibt noch alles zu beginnen und zu schaffen.

(P. Lacas unterm 9. Juli 1916.)

Kimbenza (Loango). P. Doppler klagt unterm 19. November d. J. sehr über die protestantische Propaganda, die den katholischen Missionaren die Bekehrungsarbeit sehr erschwere. Kapelle und Katechetenposten sind bereits geschaffen, um von ihnen aus die Rechte der katholischen Mission zu wahren. Aber die Anwesenheit des Missionars wird doch immer wieder notwendig, und diese beständigen Reisen bedeuten für den bereits 23 Jahre in der Mission stehenden Pater nicht geringe Erschwerung der apostolischen Arbeit.

Landana (Port. Kongo). Am 29. Juli 1917 starb zu Lissabon der Apostolische Präfekt von Portugiesisch-Kongo, P. Jos. Magelhaes, im Alter von 52 Jahren. Zwölfjährig war er zu den Vätern vom Hl. Geist gekommen, um sich dem Missionsberuf zu widmen. Nach Vollendung seiner Stu-

dien und Empfang der hl. Priesterweihe war er in den Kollegien der Genossenschaft zu Braga und Porto Delgada (Azoren) als Lehrer tätig, bis er 1901 zum Apostol. Präfekten von Portugiesisch-Kongo ernannt wurde. Willens-



Negerin mit ihrem Kind

kraft und Seeleneifer hielten ihn trotz schwächlicher Gesundheit bis 16. Mai 1916 auf seinem schwierigen Posten. Da erst gab er dem Drängen der Ärzte nach und entschloß sich schweren Herzens zur Rückkehr in die Heimat. Zahlreich waren die Christen herbeigeeilt, um ihm Lebewohl zu sagen; viele weinten, da sie ihren geistlichen Vater scheiden sahen. Trotz der durch die Proklamation der portugiesischen Republik und den Au:bruch des Weltkrieges

erschwerten Verhältnisse gelang es ihm, seine Mission nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch noch weiter auszudehnen. Mit dem Erholungsheim für kranke Missionare in Landana hat er seiner Sorge für die geliebte Mission ein bleibendes Denkmal gesetzt. R. I. P.

Landana. „Wir fahren fort, wie früher zu arbeiten. Der Kanonendonner, der, auch nur ein einziges Mal gehört, genügen würde, um unsere lieben Schwarzen in das Waldesdickicht zu jagen, dringt nicht bis zu uns. Wir wagen es nicht mehr, mit letzteren über den Krieg zu sprechen, aus Besorgnis, ihnen damit Ärgernis zu geben; denn weniger als je vermögen sie zu begreifen, daß man in Europa fortfährt, sich gegenseitig zu töten. — Wir bereiten unsere kleinen Mädchen auf die erste heilige Kommunion vor, die am 8. Dezember stattfinden soll; für mehrere wird es ihre feierliche Kommunion sein. Sie halten sich gut, beobachten den Gehorsam und achten auf ihre Fehler, um nicht der Feier beraubt zu werden, auf die sie sich mit Inbrunst vorbereiten. Vier werden uns bald verlassen, um die Zahl der christlichen Familien zu vermehren. Vier andere empfehle ich innigst Ihrem frommen Gebete; denn sie finden schwer einen Beschützer, weil sie schon älter sind, und ich fürchte, daß die Liebe zur Freiheit bei ihnen die Oberhand bekommen könnte, dann aber wären es verlorene Seelen! Sie haben nicht den Beruf zum Ordensstand und sind wirklich sehr des Gebetes frommer Seelen bedürftig." (Schwester Stanislaus, 17. November 1916.)

Einheimische Missionshelfer

Landana (Port. Westafr.) Das Seminar ist nicht mehr sehr besucht; der Priesterberuf wird seltener. Der Wind der Freiheit weht überall, und unsere großen schwarzen Kinder sind entzückt darüber. Ich gebe mich indes der Hoffnung hin, daß dies nur ein vorübergehendes Kreuz sein wird. Wie wäre uns doch der eingeborene Klerus eine große Hilfe, denn wo sind die europäischen Missionare! Wie leidet das Herz eines Missionsvorstehers unter den gegenwärtigen Verhältnissen! (P. Magelhaes unterm 7. Januar 1917).

Gabun. Die Notwendigkeit einheimischer Hilfskräfte für den Missionsdienst hat die Kriegszeit wieder eingeschärft. Unsere Missionare bemühen sich nach Kräften Priester- und Missionsberufe unter ihren schwarzen Christen zu gewinnen. Am Weißen Sonntag erhielten drei Seminaristen die niederen Weihen. Im Oktober soll ein Brudernovize Profeß machen, während drei Postulanten den Beginn des Noviziates ersehnen. Sie müssen noch warten, da keiner zugelassen wird, der nicht zuvor ein Handwerk erlernt hätte. Das Noviziat der eingeborenen Schwestern zählt drei Novizinnen und eine Anzahl Postulantinnen ist angemeldet.

Loango gibt die hocherfreuliche Nachricht, daß wieder zwei Eingeborene in den Weinberg des Herrn eintreten durften. In der Osterwoche 1917 erteilte Bischof Girod den Diakonen Stanislaus Kala und Heinrich Kibassa die heilige Priesterweihe. Möge den beiden Neupriestern eine lange segensreiche Tätigkeit unter ihren schwarzen Landsleuten beschieden sein!

Das Apostolat der Frau Chevalier

Zum 20. Jahrestag ihres Todes

Von P. Jos. Simon C. S. Sp.

Gottes Wege sind wunderbar! Nirgends wohl begegnet man diesem Worte häufiger als in Missionszeitschriften. Nirgends aber auch zeigt sich der Finger Gottes deutlicher und sichtbarer als gerade im Missionsleben — —!

Die Mission zu Zanzibar befand sich in großer Verlegenheit. Schon ihre ersten Gründer hatten einsehen müssen, daß ihre Tätigkeit nur bei der Jugend von Erfolg sein würde; bei den Erwachsenen war für das Christentum wenig zu erwarten. Die alten Neger waren durch lebenslange Gewohnheit zu sehr dem Laster ergeben und die Araber zu fanatisch gegen alles, was nicht im Koran stand. Besonderer Hilfe waren die armen Sklaven bedürftig. Alt oder krank waren sie ihren Herren zur Last und wurden darum einfach auf die Straße geworfen, wo sie ihr armseliges Leben beschließen mochten.

Aber für das Herz der Missionare war es überaus schmerzlich, soviele Heiden in ihrem Unglauben leben und sterben zu sehen. Man sann auf Mittel und Wege der Abhilfe. Ein Spital für kranke und unheilbare Schwarzen verhieß am meisten Erfolg. Aber woher die Mittel nehmen, es zu gründen und zu unterhalten, und wo das Personal finden, es zu bedienen?

Gott sorgte in recht gnädiger Weise für beides.

Eine fromme Dame aus Paris, Frau Maria Chevalier, erfuhr durch den damaligen Apostol. Vikar von Zanzibar, Bischof de Courmont C. S. Sp., von dem Elende der schwarzen Kranken in Zanzibar und nach reiflichem Überlegen bot sie sich persönlich dem Hochwürdigsten Herrn zur Errichtung und Leitung eines Eingeborenenspitals an. Man ging auf ihren Vorschlag ein, und zu Anfang 1884 schiffte sich Frau Chevalier nach Zanzibar ein.

Gar mancher mag über diesen Schritt der edlen Frau verständnislos den Kopf geschüttelt haben. Bloß menschlichem Ermessen mußte ja auch ihr Unternehmen verfehlt und aussichtslos vorkommen. — Maria Chevalier entstammte einer vornehmen, angesehenen Familie aus Paris, Stand und Vermögen sicherten ihr ein bequemes, sorgenfreies Leben. Dazu kam, daß sie bereits 47 Jahre zählte, sich nie in den Tropen aufgehalten hatte, weder des Arabischen noch des Kisuaheli mächtig war und keine medizinischen Vorkenntnisse besaß. So schien sie für ihren Posten so ungeeignet als nur möglich. Aber Gottes Vorliebe war es ja von jeher, für seine Pläne das Schwache der Erde zu erwählen, um das Starke zu beschämen.

Alsbald nach ihrer Ankunft in Zanzibar mietete sie sich das

geräumige Haus eines reichen Inders im berüchtigten Gulioni-Viertel. Sie hatte gerade diesen Ort gewählt, um mitten unter ihren Pfleglingen zu wohnen; denn in Gulioni strömten alle Unglücklichen der ganzen Insel zusammen. Inder, Goanesen, Madagassen, und vor allem Neger aller Stämme und Sprachen des Festlandes wohnten da in den ärmlichsten und ungesundesten Verhältnissen bunt untereinander. Mit einem Eifer und einer Ausdauer, die jungen Jahren Ehre gemacht hätten, machte sich die 47jährige ans Studium der Sprache und der Tropenmedizin. Bald verfügte sie auf beiden Gebieten über genügende Kenntnisse, um ihre Tätigkeit im neuen Hospital „Unserer lieben Frau von den Engeln" zu beginnen.

Sie eröffnete daselbst eine Armenapotheke, wo jedermann freien Zutritt hatte und unentgeltlich sachgemäße Pflege, Arznei, Verbandzeug, Rat und Hilfe erhielt. Wo ihr Wissen und ihre Mittel nicht ausreichten, da bat sie die Ärzte der Stadt oder auch der Kriegs- und Handelsschiffe, die im Hafen vor Anker lagen, um ihren Beistand, und gern willfahrte man ihrem Wunsche. Einige Tage genügten, um den Ruf der mildherzigen, weißen Dame in der ganzen Stadt Zanzibar, die über 100000 Einwohner zählte, zu verbreiten, und zweimal täglich strömten ihr die Kranken, oft bis an die fünfzig, zu. Befand sich unter den Patienten einer, dessen letztes Stündlein nicht mehr fern schien, so nahm sie ihn in das Spital auf und pflegte ihn mit unermüdlicher Liebe und Geduld. Ungezwungen und unauffällig suchte sie ihn mit dem christlichen Glauben bekannt zu machen und von dessen Schönheit und Wahrheit zu überzeugen. Ihr Bemühen war von vollem Erfolg gekrönt. Die meisten ihrer Pfleglinge begehrten in letzter Stunde das Sakrament der Wiedergeburt und traten im makellosen Gewande ihrer Taufunschuld die Reise in die Ewigkeit an. — Und das waren nicht die einzigen, die sie dem Himmel gewann. War sie zu Ende mit ihrem Samariterdienste in Apotheke und Hospital, dann suchte sie die Kranken in den Negerhütten auf. Besonders auf schwerkranke und sterbende Kinder hatte sie es abgesehen; vierzig, fünfzig und mehr Taufen spendete sie auf diesen Besuchen Jahr für Jahr, meistens ohne daß jemand darum wußte, denn die größte Vorsicht war geboten, um nicht alles zu verderben.

Den Rest ihres arbeitsreichen Tages, die Zeit, die füglich der Erholung hätte gehören sollen, verbrachte sie in ihrer Hauskapelle in der Nähe des eucharistischen Gottes. Täglich machte sie, auch bei strömendem Regen den halbstündigen Weg von Gulioni in die Mission, um den heiligen Messen beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen. In ihrem früheren Leben hatte sie viel gearbeitet, um die Sühneanbetung vor dem hochwürdigsten Gute

zu verbreiten. Nun gereichte es ihr zur besonderen Freude, dieses Liebeswerk gegen den Heiland im allerheiligsten Altarssakramente auch in den Missionen fördern zu können. Ihrem Eifer ist es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn sich in der Folgezeit der dritte Sonntag jeden Monats auf jeder Station des Vikariates zum Sühnetag vor dem ausgesetzten Allerheiligsten gestaltete.

So war ihr ganzes Tagewerk reichlich angefüllt mit Werken der Gottes- und Nächstenliebe. Anfangs staunten zwar Araber und Neger über das Beginnen der weißen Frau. Soviel Hingebung und Herzensgüte war man im heidnischen Afrika nicht gewohnt. Aber bald machte das Staunen der aufrichtigsten Bewunderung und Hinneigung Platz. Man nannte sie nur „Bibi wa maskini, die Frau der Armen", ein Ehrenname, unter dem sie weit und breit bekannt war. — Und dieses Ansehen genoß sie nicht bloß bei ihren Pfleglingen. Selbst der Sultan bezeigte ihr das größte Wohlwollen und Entgegenkommen und war zu jeder Hilfe bereit, ja sandte ihr oft selber die Kranken zu, und bei der Sultanin wurde sie jedesmal offiziell eingeladen, wenn Europäerinnen oder andere vornehme Damen zur Audienz kamen.



Frau M. Chevalier

Dreizehn lange Jahre harrte Frau Chevalier in Unermüdlichkeit auf ihrem Posten aus. Dann begannen ihre Kräfte zu schwinden. Man riet ihr eine Reise nach Europa an. Aber die gute Frau ahnte voraus, daß man sie schwerlich wieder nach Afrika zurückkehren lassen würde, und doch hatte sie keinen sehnlicheren Wunsch als auch im Tode noch zu ruhen inmitten der Schwarzen, deren Dienst sie einen großen Teil ihres Lebens gewidmet hatte. So blieb sie denn in Zanzibar und bereitete sich auf ihr letztes Stündlein vor. Ein sanfter, ruhiger Tod rief sie am 20. Oktober 1897 zur ewigen Belohnung ab.

Ihr Leichenbegängnis war das feierlichste, das Zanzibar je gesehen. An die 20000 Menschen waren auf die Trauerkunde von ihrem Ableben herbeigeströmt, um ihrer Wohltäterin einen letzten Beweis ihrer Dankbarkeit zu geben. Die europäischen Konsuln in

Zanzibar waren sämtlich erschienen, und Offiziere und Mannschaften eines englischen Kriegsschiffes in Paradeuniform gaben ihr das Ehrengeleite. Auf dem 3 km weiten Weg bis zum Friedhofe spielte die Musikkapelle des Sultans, die sich aus katholischen Goanesen zusammensetzte, während die Polizei für Ordnung sorgte.

So gestaltete sich der Trauerzug zu einem wahren Triumphzug für die stille, edle Wohltäterin der leidenden Menschheit, zum Triumphzug aber auch für die Religion, die ihren Gläubigen soviel Liebe und Opfersinn einzuflößen vermag.

Am 20. Oktober werden es zwanzig Jahre, daß Frau Chevalier auf afrikanischer Erde ausruht von ihrem Wirken. Ohne Missionar zu sein, hat sie sich auf echt apostolische Art im Weinberge des Herrn betätigt und diesem Apostolate alles, Hab und Gut, Ruhe und Bequemlichkeit, ihre Person und ihr Leben zum Opfer gebracht. Tausendfältigen Segen hat ihr Wirken bereits gestiftet und stiftet es noch heute. Die Missionsschwestern von Zanzibar, die Schwestern vom Kostb. Blut, die 1911 die Töchter Mariens ablösten, führen ihr Werk weiter und vererben durch ihre Tätigkeit das Andenken der „Bibi wa maskini, der Frau der Armen" auf die kommenden Geschlechter.

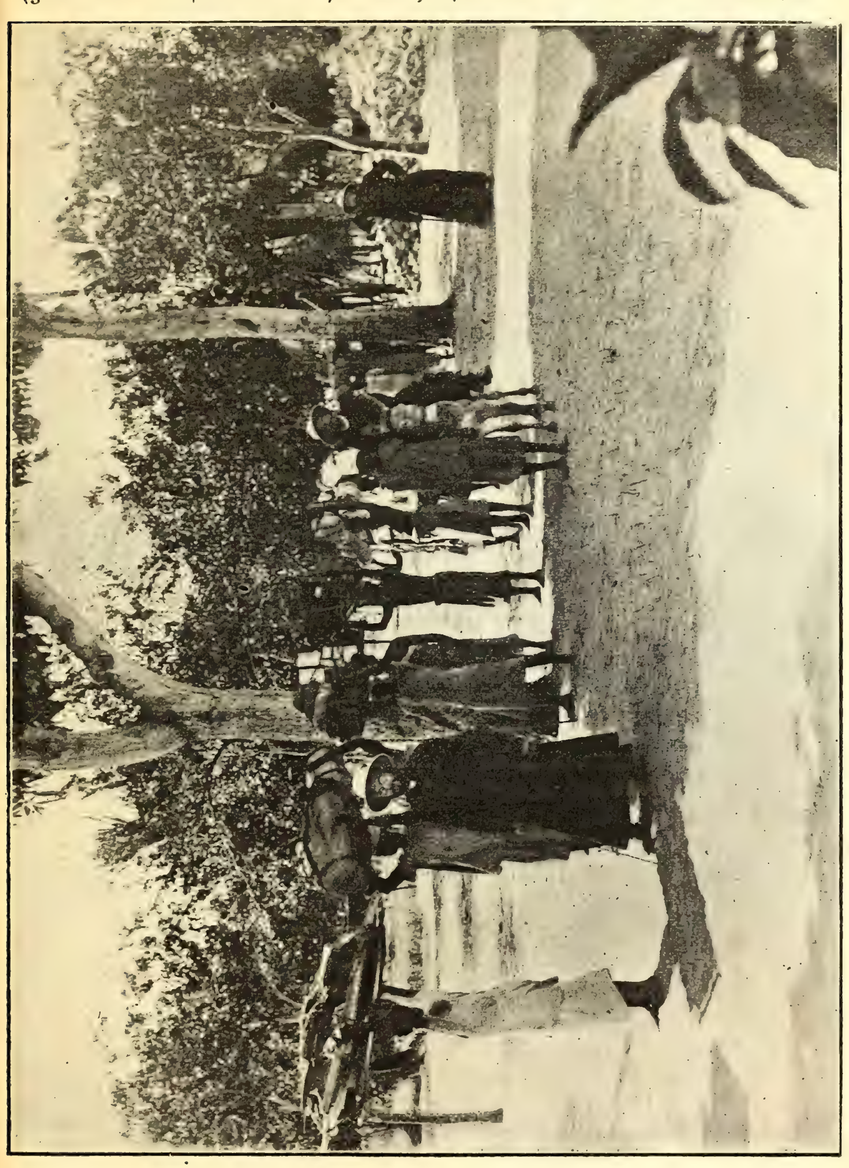
† Pater Bernhard Wolff C. S. Sp.

Einen neuen schweren Verlust hat unsere deutsch-ostafrikanische Mission erlitten: Der Obere von Kiboscho, P. Bernhard Wolff ist am 2. April 1917 nach nur viertägiger Krankheit gestorben. Demütig und ergeben sprechen wir auch hier: „Herr, dein Wille geschehe!", wenn auch das Herz blutet in bitterem Leid und schmerzlichem Weh

Kurz nach Ostern 1890 trat Bernhard Wolff, kaum siebzehnjährig, in das Kleine Scholastikat zu Menières (Normandie) ein, um sich auf den Missionsberuf vorzubereiten. Damals konnten ja unsere Missionskandidaten nur im Auslande ihr Lebensziel erreichen. Wie ganz anders sind doch heute die Verhältnisse für die missionarische Jungmannschaft in deutschen Landen! Nach den sprachlichen Vorbereitungsstudien trat Bernhard bald in den regelmäßigen Kursus der Gymnasialklassen ein, wo er sich schon gleich durch ernsten Fleiß und anhaltende Fortschritte auszeichnete. Wahre Frömmigkeit und klösterlicher Geist waren vorbildlich bei ihm. Sein gefälliges und freundliches Wesen machte ihn bei allen beliebt. Wie kein anderer verstand er es, durch Humor und Witz die ernste Klosterjugend zu erheitern. Dazu fand er zumal in den Ferien bei der in launiger Stunde gegründeten Theatergruppe willkommene Gelegenheit. Noch im späteren Missionsleben gedachte er gerne der frohen Stunden, die ihm und seinen lustigen Gefährten von damals — jetzt meist schon ergraute Missionare — das Einüben lustiger Theaterstücke bereitete.

Schwere Stunden blieben auch ihm nicht erspart. Schon früh lernte

er des Lebens Kampf und Leid. Als Kind verlor er beide Eltern. Er stammte aus einer echt katholischen Lehrerfamilie der schlesischen Hauptstadt (geboren 18. September 1873). Der heilsame und veredelnde Eindruck seiner



P. Bernhard Wolff zieht mit einer Karawane aus Bagamoyo D. O. A. in Innere

ersten Erziehung zeigte sich stets in seiner Denk- und Handlungsweise. Seine älteste Schwester, Frl. Agnes Wolff, die heute noch als Lehrerin in Breslau tätig ist, leitete mit wahrhaft mütterlicher Liebe und Hingabe seine erste

Erziehung, auf welche auch sein früh verstorbener Bruder, der ebenfalls Lehrer war, einen männlich-ernsten Einfluß ausübte. Sein Leben lang bewahrte Bernhard den beiden Geschwistern die treueste Anerkennung und Dankbarkeit, doch vorzüglich verband ihn mit seiner Schwester Agnes das Band innigster Geschwisterlibe, und stets hing er an ihr wie an einer Mutter. Nicht ohne große Opfer und Schwierigkeiten hatte er sich, als der Herr ihn als Arbeiter in seinen Weinberg berief, von Heimat und aus innigtrautem Geschwisterkreise losgerissen Im Ordenshause betrieb der junge Wolff mit heiligem Eifer das mühevolle Werk der Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung, wobei sein Charakter wohl manche Gelegenheit zu besonderen Triumphen zu erspähen und auszunutzen wußte. So vergingen in ernster Arbeit die Jahre des Lernens und Werdens, und am Feste Apostelteilung 1900 durfte er sich als fertiger Mann dem Missionsapostolat weihen, nachdem er bereits ein Jahr zuvor die heilige Priesterweihe empfangen hatte. Nach Afrika ging schon damals das Sehnen des jungen Missionars. Den Negern gehörte seine Liebe, sein Leben. Einstweilen sollte er aber nur mittelbar an ihrer Bekehrung arbeiten.

Knechtsteden war eben aus den Ruinen erstanden. Ernst und segensreich war Wolffs Tätigkeit an der Missionsschule. Als Lehrer des Deutschen hatte er sich schnell und zielbewußt eingearbeitet und später mit vieler Umsicht die Gymnasialstudien geleitet. Aber das Verlangen nach dem opferreichen Missionsleben draußen, in den Schützengräben Afrikas wie wir heute sagen würden, wurde immer heftiger. 1905 erhielt er den längst ersehnten Ruf in die deutsch-ostafrikanische Mission. Die heißen Wünsche seiner Mitbrüder, die ihn nur ungern scheiden sahen, und die dankbaren Gebete seiner Schüler die mit Liebe an ihm hingen, begleiteten ihn. Er kam zur rechten Zeit in unsere schöne Kolonie, zur Zeit des schönsten Aufblühens unserer Missions- und Kulturarbeit. Vielseitige Arbeit, aber auch bitteres Leid und harte Todesnot fand er gar bald in Morogoro und später in Kiboscho. Schon in der Heimat war seine Gesundheit in den letzten Jahren angegriffen, und so hatte er nicht selten schwere Fieberanfälle zu bestehen, die ihn mehr als einmal an den Rand des Grabes brachten. Doch er hielt aus, standhaft und treu! Nichts vermochte ihn dazu zu bewegen, in der Heimat Erholung und Stärkung zu suchen. So kam unter den Leiden und Entbehrungen des Krieges gar schnell das Ende.

Sein Mitarbeiter in Kiboscho, P. Eugen Meyer, teilt uns in folgenden Zeilen seine Erinnerungen an den Verstorbenen mit. Er schreibt:

„Es war im Frühjahr 1911. Eines Abends erschien auf der Missionsstation Kiboscho ein kranker Missionar, der aus dem Süden der Kolonie dahergeritten kam: P. B. Wolff, der Missionsvorsteher von Morogoro. Sieben Schwarzwasserfieberanfälle hatte er bereits überstanden und sollte sich nun in der gesunden Kilimandscharoluft erholen und mir zugleich während der Abwesenheit meines Obern etwas helfen. Da fand ich nun Gelegenheit, in ihm den guten Mitbruder und klugen Ratgeber kennen und schätzen zu lernen. Als junger unerfahrener Missionar hatte ich die Verwaltung einer unserer größten Missionen antreten müssen. Draußen Schwierigkeiten mit den Pflanzern, die die Schule bekämpften, drinnen finanzielle Nöte, die die Entwickelung hemmten. Als erfahrener Mis-

sionsvorsteher und kluger Politiker wußte mir P. Wolff immer wieder einen Ausweg aus den Verlegenheiten.

Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, zog er auf seinen Posten zurück. Unterdessen wurde das Kilimandscharogebiet zum selbständigen Apostolischen Vikariat erhoben, und Bischof Vogt gab ihm das Beste, was er besaß, den hochw. P. Munsch als ersten Bischof und P. Wolff, der dem Neugewählten mit Rat und Tat zur Seite stehen sollte. P. Bernhard wurde Oberer in Kiboscho. So traurig sein erster Einzug in die Station gewesen, so freudig klangen nun die Stimmen der Christen als sie den liebgewonnenen Missionar als ihren Obern begrüßen durften.

Damit begann für unsern Missionar eine arbeitsreiche Zeit. Die Leitung der größten Mission am Kilimandscharo mit den beiden Nebenstationen Uru und Umbwe, mit mehr als 2000 Seelen zählender Christengemeinde, mit 25 Außenschulen für die Heiden und den Schulen für die Christenkinder, Schwesternkloster und Internat. Dann die Anlagen der Station: Kaffeefelder und Trockeneinrichtungen, die Enthülsungsmaschinen zur Bereitung des Kaffees, die in der Gegend als mustergültig bekannt waren. Dazwischen endlose Schauris — Auseinandersetzungen mit den Negern — Empfang der vielen Besucher, die damals den Kilimandscharo bereisten, Reisen nach Kilema, wohin ihn der Bischof zur Beratung rief: in all das hinein Rückfälle von Schwarzwasserfieber — das füllte die Jahre P. Wolffs in Kiboscho aus. Kurz vor Kriegsausbruch mußte er seinen Mitarbeiter, den Schreiber dieser Zeilen, schwerkrank in die Heimat schicken und dann infolge der Wirren auch den Missionsbruder in die Gefangenschaft nach Indien geschleppt sehen. Welche Lasten dem P. Superior damit zu den gewöhnlichen Obliegenheiten seines Amtes und all den harten Entbehrungen der Kriegszeit aufgebürdet wurden, das vermag der auszudenken, der afrikanische Verhältnisse kennt. Ich sage nur das: Wenn je ein deutscher Held für Gott und Vaterland gelebt und gekämpft hat, dann war es P. Wolff."

Nun sagt das schlichte Holzkreuz, das still und bescheiden über seinem Grab sich erhebt, daß er den heißesten Wunsch seines Lebens erreicht, sich als Opfer für das Heil der Schwarzen hat hingeben dürfen. Selig er, und selig alle, die eines solchen Todes sterben, „denn ihre Werke folgen ihnen nach".

P. St.

Afrikanisches Volksleben

Im Lande der Wabonde

von P. J. Brüning C. S. Sp.

1. Die Wabonde — prächtige Leute, aber .....!

Die Wabonde? Wo sie hausen? In Deutsch-Ostafrika, im Norden unserer Kolonie, am Fuße der Usambaraberge. Ein eigentümliches Volk! Sind nicht ganz Küsten- noch Binnenlandvolk, sind beides. Haben naturgemäß von den guten und bösen Eigenschaften, die man beiden nachzusagen pflegt, reichlich mitbekommen. Von den bösen wohl etwas besonders viel. Doch

zuvörderst nur Gutes von unseren Leuten, das dicke Ende wird schon nachkommen!

Sind sie reiner Rasse, so sinds hellschokoladebraune Gesellen, mittelgroß und regelmäßig gebaut. Mitunter trifft man unter ihnen selbst schöne Gesichtszüge an. Bei Frauen geht die Farbe öfters ins Kupferrot, was weniger schön ist, aber hierzulande besonders geschätzt wird. Nun ja, darüber darf jeder und jede eigner Ansicht sein. Aber auch ganz weiße Exemplare finden sich unter diesem Negervolk vor. Nicht etwa Mischlinge, nein, pure, waschechte Neger. Typus und Kopfform verraten auch nicht eine Spur von Mischling. Diese weiße Hautfarbe ist aber nicht wie die des Europäers, sie entbehrt aller Frische; es ist ein Milchweiß. Man nennt diese weißfarbigen Neger „Albinos". Die europäischen Mütter mags besonders interessieren, zu hören, daß alle Negerkinder für wenige Stunden nach der Geburt vollständig weiß sind. Erst allmählich werden sie schwarz. Unsre Albinos sind also nicht schwarz gewordene Ausnahmen.

Der Bondeneger ist gerade nicht besonders stark, aber ein ausgezeichneter Läufer und . . . schlechter Lastträger. Warum wohl? Ach! für jegliche Arbeit zeigt er bedenklichen Widerwillen, für das Lastentragen noch etwas mehr. Doch von den Schattenseiten später!

Eins tut er für sein Leben gern: rauchen, tanzen, trinken, spielen, singen. Schön ist sein Organ gerade nicht, ist näselnd, lärmend und ohne jegliches Metall.

Rühmen muß man seine Gastfreundschaft. Folgen Sie mir in ein Wabondedorf. Sie werden sich davon überzeugen können.

Die Hütten sind aus niedrigen Lehmwänden, mit Palmblättern oder mit Gras gedeckt; das Dach reicht bis zur Erde; die Türe ist so klein, daß ein Europäer nur schwer eintreten kann. Beim Herannahen werden wir von allen Seiten mit herzlichem »jambo sana bwana!« sehr guten Tag, Herr! begrüßt. Hält man im Dorfe an, so kommt der Dorfälteste oder gar der Ortsvorsteher (als Auszeichnung trägt er einen preußischen Gefreitenknopf). Auf seinen Wink wird eine Kitanda herbeigebracht, es ist dies eine Art Bettgestell mit Kokosschnüren überspannt. Ein anderer hat schon eine Palme erklettert, holt einige Nüsse herunter, bohrt oben am Kern ein kleines Loch, öffnet sie mit Geschick und bietet dann mit nicht zu verkennender Freundlichkeit diesen Naturkelch zum Labetrunk an. Dann geht das Gespräch los, lang und breit; um überhaupt etwas auszurichten, muß man wenigstens einige Stunden plaudern. Der Neger kennt eben nicht den Wert der Zeit. Beim Abschied wird man mit freundlichem »kwa neri« auf Wiedersehen! entlassen. Ja, gastfreundlich ist der Neger. Bekommt da irgend einer ein Nahrungsmittel, sicher wird er mit denen, die gerade um ihn herumstehen, teilen. Die Pfeife z. B. geht fortwährend von Mund zu Mund, die Zigarette desgleichen. Männer, Frauen und Kinder rauchen. Jeder trägt seine Zigarettendose, die Frauen ihre vorn im Busen. Jeder tut seine zwei bis drei Züge. Die letzten stecken die Zigarette dabei so in den Mund, daß das Feuer nach innen kommt, um den Dampf besser verschlucken zu können. Besucht eine Familie die andere, — die Bondes sind immer miteinander verwandt! — dann wird Reis und Mais gekocht. Man ißt, solange der Vorrat reicht. Auch der gegen-

wärtige Europäer wird eingeladen am Mahle teilzunehmen. Die Frauen sitzen abseits, essen aber zu gleicher Zeit. Nimmt man die Einladung an — eine große Freude für den Neger! — so wäscht man vorher die Fingerspitzen in einem dazu herumgereichten Napf. Der Maistopf steht dampfend in der Mitte, alles kauert sich um ihn herum, eine gewöhnlich aus Fischöl bestehende Sauce steht daneben. Und jeder greift zu, kugelt den Mais in der Handhöhle, stößt mit dem Daumen ein Grübchen hinein, tunkt das Ganze in die Sauce und führts zum Munde. Nach dem Abendessen wird geplaudert, bis der Löwe brüllt; dann zieht man sich zurück. Das Nachtquartier teilt der Bonde in demselben Raume mit Hunden, Hühnern, Ziegen und Enten, legt sich in irgend eine Ecke hin, dreht sich in irgend eine Decke ein und schläft, bis die helle Sonne scheint. So ein Bonde kann eben schlafen, wann und wo er will. Andremale, wenn es heißt sein eignes Feld hüten gegen nächtliche Räuber, gegen Wildschweine oder Affen, bringt er oft mehrere Nächte hintereinander lärmend auf seinem Acker zu; den Ertrag saurer Arbeit will er doch nicht mir nichts dir nichts andern überlassen.

2. Aber arbeitsscheu und verschmitzt

Was sage ich? Den Ertrag saurer Arbeit. Je nun, der liebe Gott hats mit den Kindern Chams doch noch gut gemeint. Der droben über den Sternen thront und Vater aller Menschenkinder ist, er wußte, daß wenn den Schwarzen das Brotfinden schwer gemacht würde, manch einer lieber Hungers sterben würde. Man denke sich, so ein Maiskorn bringt in gewöhnlicher Ernte drei bis vier Kolben, also tausendfältige Frucht. Den Maniokstengel braucht er nur in eine beliebige Anzahl Stückchen zu brechen, jedes Stückchen in ein mit einem einzigen Hackenhieb gemachtes Loch zu stecken, und jedes Stückchen Stock gibt ihm eine Maniokstaude mit armlangen, eßbaren Wurzeln. Angenommen selbst, daß er das Feld ein- bis zweimal zu reinigen hat, aber in drei Monaten, wenn der Regen nicht ausbleibt, lächelt ihm die reiche Ernte entgegen. So kann der Neger in gewöhnlichen Jahren dreimal ernten. Es ist wahr, manchmal bleibt der Regen aus, aber *eine* gute Ernte fehlt nie. Woher denn so oft Hungersnot in Afrika? Warum? Nun, weil die Neger Neger sind. Der Neger kann nicht denken, kann nicht vorsorgen. An die Zukunft denken, fällt ihm doch im Traum nicht ein. „Vorrat sammeln," sagt man ihm: „Vorrat sammeln!" — „Wozu, wo und wie", fragt er dann mit verblüffendster Ruhe und Beständigkeit. Wohl sieht er den Europäer und Inder anders tun, darin ahmt er sie nicht nach. Drückt die Not zu sehr, entschließt er sich zur Arbeit beim Pflanzer, arbeitet alsdann soviel als nötig, um sich Nahrung zu verschaffen für die Woche, d. h. er arbeitet drei bis vier Tage. Den Rest der Woche ruht er aus. 14 Tage oder drei Wochen anhaltend arbeiten, das geht nicht an. Da muß mindestens eine Woche Ruhe zwischen eingesetzt werden. Die Bondefrau ist im allgemeinen fleißiger als der Mann. Sie besorgt das Feld, die Küche und die Kinder. Das Negerbaby bringt das ganze erste Jahr seines Daseins auf dem breiten Rücken der Frau Mama zu. Bei all ihren Arbeiten trägt sie es in einem Tuche festgebunden mit sich herum. Schreit der Bengel, so wird er gestillt, wo es immer sein mag, selbst in der Kirche; das weiß der kleine Schreier, und die

Bondemama ist eine zärtliche Mutter. Kann das Baby laufen, so läufts herum, wie es geschaffen. Mit dem 5. oder 6. Jahre erhält es den ersten Lappen, das genügt bis zum 12. Jahre — dann beginnt die Eitelkeit, beim Mädchen auch wohl schon etwas früher! Der Bondebub will einen roten Turban (Mütze) und ein weißes Hemd dazu. Ein Stöckchen in der Hand, und womöglich eine bunte Araberweste über dem Hemde — das vervollständigt den afrikanischen „Gigerl". Das kleine Bondemädchen trägt in den Ohr-



Mehlbereitung in Deutsch-Ostafrika

läppchen reichen Schmuck, viel Perlenschnüre an Hals und Arm, seltener, wie bei den Nachbarstämmen, Kupferdrahtringe an den Füßen. Der Kopfputz ist der Weiber höchste Zierde. Die Friseurin bedarf mehrerer Stunden um einen solchen Kopfputz zurecht zu machen. Es sind 15 bis 20 parallelziehende Scheitel, zwischen denen die kurzen krausen Haare anliegend geflochten werden. Öfters sieht man auch glattrasierte Frauenköpfe; besonders aber lieben es die Männer, den Kopf glattrasiert zu tragen..

Der Schulbesuch, wie überhaupt jeglicher Zwang, ist für den jungen Bonde, sei es Knabe oder Mädchen eine Plage. Zwei, drei Stunden ruhig sitzen zu Füßen eines Lehrers, der auch hier einen Stock als Zepter seiner Macht führt — das ist **zuviel**. So kam es, daß ich auf meinen wöchentlichen Schulvisitationsreisen immer so kleine Schlingel im Felde herumlungernd fand. Der mußte den Mais hüten, dieser sein kleines Brüderchen, jener wollte sogar krank sein — kurzab es genügte einmal nicht, den Stock zu haben, man mußte ihn mitunter auch auf das untere Ende des Rückens herabfallen lassen, um den Kerlchen den Weg zur Schule zu zeigen.

Der reife Bonde ist ein verschmitzter Geselle. Die Wahrheit sagt er nur da, wo er Vorteil daraus zu ziehen gedenkt. Alles ist Berechnung. Dem Europäer gegenüber zeigt er sich nie offen, immer verschlagen und stets bedacht, aus dem Verkehre mit ihm größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Der weiße Mann hat Geld, soviel er will, braucht nur die Feder in die Hand zu nehmen, nach Europa zu schreiben, dann kommt Geld, soviel er will — folglich muß er es uns geben: so der logische Gedankengang in des Negers Hirn. „Du Herr", kam einmal einer, „schreib mich ein in deine Arbeiterliste für sechs Monate, dann gibst du mir aber 30 Rupien Vorschuß, ich werde jeden Tag zur Arbeit kommen." Der Neuling hierzulande geht schon mal auf den Leim. Aber nicht zweimal! So ein schwarzer Arbeitskandidat kommt nämlich zur Arbeit wann es ihm beliebt und verlangt immer wieder Geld. „Ja, ich muß doch leben, wenn ich arbeiten soll." Überhaupt arbeitet der Bonde nur, wenn er unter Aufsicht steht. Sobald man den Rücken kehrt, ist alles aus, ob die Arbeit drängt oder nicht, das ist gleich. Einer unserer Farmer wußte dies. Er hatte ein gläsernes Auge; aber mit dem guten Auge bewachte er seine Leute ebenso gut, wie andere mit beiden Augen — also las ich in „Kolonie und Heimat." Eines Tages aber mußte er notwendigerweise seine Leute für einen Tag allein lassen. Deshalb ging er morgens hin, zog



Junge Negerfamilie

zum allgemeinen Schrecken das Glasauge aus der Höhle und legte es behutsam auf einen erhöhten Baumstumpf. Das half. Er entfernte sich, und die Arbeit ging dennoch flott von statten. Ängstlich schaute man immer auf das Auge. Am folgenden Tage dasselbe Experiment; mit der Arbeit ging es schon langsamer — bis ein Wanjamwesi die Idee hatte, sich von hinten her vorsichtig an das Auge heranzuschleichen. Mit einem energischen Ruck stellte er sich alsdann auf und stülpte seine Mütze darauf. Alle atmeten auf, feierten und priesen die Kühnheit des Wanjamwesi.

Gibt man einem Arbeiter einen Schubkarren mit einer Schaufel, er solle Erde holen, dann denkt er: zwei Teile: ein Karren und eine Schaufel, folglich fehlt ein Mann. Ist die Erde alsdann nicht ganz locker, so muß ein dritter mit der Hacke hinzu. Warum kann er das denn nicht allein? Ja, du meine Güte, er könnte dann nicht genug ruhen! Während der andere hackt, schauen die beiden zu; schaufelt der eine, schauen die beiden übrigen zu; fährt der letzte mit dem Karren los, warten die anderen, bis er wiederkommt. Das ist so Negerart. Störe niemanden, der seine Pfeife raucht! Erst rauchen, dann arbeiten; beides zusammen geht nicht. O, wie der nimmermüde, rastlose Europäer Geduld haben muß, wenn er solchem Spiele zuschaut! Der Europäer hat das Ziel und Ende seiner Arbeit im Auge, der Schwarze nie.

Auch Wucherer ist der Bonde — alle Neger sind es leider. Kam einmal einer daher: „Der und der schuldet mir 8 Rupien“ (ein ganzes Vermögen für den Neger!). Wie ist das möglich? Nach langer Untersuchung konnte ich feststellen, daß der Mann in der Tat nur 2 Rupien ($2^1/_2$—3 Mark) schuldete, die in kurzer Zeit zu den 8 angewachsen waren. Den Schuldner nahm ich in Arbeit, bot dem Gläubiger 2 Rupien 25 Heller — da wollte er brummen und Lärm machen. In solchen Fällen hilft nichts als handfeste Prügel, die er auch bekam. Dann zog er mit nur 2 Rupien heim und war zufrieden.

Schluß folgt.

Unsere kleine Genossenschaft ist dem heiligsten Herzen Mariä geweiht und verfolgt den Zweck, das Heil der Schwarzen zu besorgen. Der unglückliche Zustand, die Entwürdigung und die Unwissenheit in der Religion, in welche diese armen nach Gottes Ebenbild geschaffenen Seelen gesunken sind, die Verlassenheit, in welcher sie sich allenthalben befinden, haben unser Mitleid erregt und uns angetrieben, unser kleines Werk zu ihren Gunsten zu begründen und alle Leiden zu erdulden, welche Gott bei seiner Ausführung uns schicken wird. Wir kennen die große Empfänglichkeit, welche diese armen verlassenen Menschen für den katholischen Glauben besitzen und den Fortschritt, den sie in der Frömmigkeit machen, wenn man sich ihrer annimmt. Indessen, wie groß auch unser Verlangen nach dem Heile dieser armen Seelen war, so haben wir doch nichts überstürzt, wir haben unseren Plan in der Gegenwart Gottes heranreifen lassen. Um uns des Willens Gottes über die Gründung dieses neuen Werkes zu versichern, haben wir unsere Zuflucht zu der großen Quelle des Lichtes und apostolischen Geistes genommen, welche er seiner Kirche verliehen hat, wir fragten den hl. Stuhl um Rat.

Ehrw. P. Libermann



Aus Kirche und Welt



Negermissionen der Väter vom Hl. Geist in den Vereinigten Staaten N.-Amerikas

Aus unserer nordamerikanischen Ordensprovinz kommt die Nachricht von der Errichtung dreier neuer Missionsposten für Neger in den Südstaaten Lusiana und Arkansas. Die Gründung der Posten wurde ermöglicht durch ein für diesen Zweck bestimmtes Vermächtnis, sowie durch die oft bewährte Beihilfe der ehrw. Mutter Katharina Drexel (S. diese Zeitschrift 1916, 130). Shreveport (Lusiana), am Red River mit einer Bevölkerung von 36593 Einwohnern, bietet mit seinen 15372 Schwarzen, ein weites Tätigkeitsfeld für die neue Mission. New Iberia (Lusiana) zählt unter seinen 7200 Einwohnern gleichfalls viele Neger. Fort Smith (Arkansas), das bei 28000 Einwohnern eine starke Negerbevölkerung hat, erhält nun zugleich mit der benachbarten Stadt Van Buren die längst geplante Negermission. Möge Gottes Segen auch weiterhin die Bemühungen unserer Missionare zum Heil der schwarzen Rasse befruchten!

Neuer Bischof für Réunion

Seit mehreren Jahren war die Insel Réunion ihres Oberhirten beraubt, der sich seines hohen Alters wegen in die Heimat zurückgezogen hatte. So gab der Heilige Vater dem achtzigjährigen Bischof, Msgr Fabre, einen Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge in der Person des P. Georg de Beaumont aus der Kongregation vom Heiligen Geist. Ein päpstliches Schreiben an Klerus und Volk der Inseldiözese führt den neuen Bischof in sein Amt ein. Mit dieser Ernennung ist die Zahl der bischöflichen Mitglieder unserer Genossenschaft auf 17 gestiegen.

Die Negermärtyrer von Uganda

In der Sitzung vom 3. Juli dieses Jahres hat die Ritenkongregation u. a. auch den Seligsprechungsprozeß der jugendlichen Märtyrer von Uganda (Zentralafrika) behandelt. Es sind die 22 Pagen des Königs Muanga, die im Jahre 1886 ein grausames Martyrium erlitten; ihr Führer war der 20jährige Karl Luanga. Die andern waren meist 18- und 19jährig, einige selbst noch jünger. Alle starben mutig den Tod für den Glauben.

Missionare im Krieg

„Die Weltmission der katholischen Kirche" bringt in ihrer Julinummer einige beachtenswerte Zahlen zu diesem Kapitel. Vor dem Krieg gab es etwa 9000 Missionspriester weißer Rasse und rund 6600 eingeborene Priester. Die Missionare, die nicht Priester sind (Kleriker und Brüder), wurden auf 5300 geschätzt, die Missionsschwestern auf 21000. Nur über die Missionspriester liegen genauere Angaben vor. Es sind 1. vertrieben aus ihrem Wirkungskreis: 200 Deutsche und Österreicher (100 aus Indien und Ceylon. 40 aus Kamerun, eine bedeutende, nicht genau zu bestimmende Zahl aus verschiedenen afrikanischen Gebieten, 12 aus der deutschen Südsee), über 600 Franzosen, Italiener, Belgier aus dem Orient, nachdem viele von den ersteren schon vorher zum Heeresdienst einberufen worden waren. 2. in den Waffenrock gesteckt wohl ein Drittel der französischen Missionspriester: 1500—1700;

3. in **Gefangenschaft** geraten: 50 deutsche Missionspriester. Auch die, welche in feindlichen Ländern auf freiem Fuß belassen wurden, sind in ihrer Arbeit stark eingeschränkt. Von den männlichen Ordensleuten, die nicht Priester sind, wurden schätzungsweise 1500 eingezogen, verbannt oder eingekerkert. Weit über 1000 Missionsschwestern sind aus ihrem Wirkungskreis in die Heimat gesandt worden. Manche schmachten auch in Gefangenschaft. Der Ausfall des Missionspersonals im Weltkrieg beträgt somit etwa 5000:

Priester: 2000—2500 (vor dem Krieg 9000),
Kleriker und Brüder: ca. 1500 (vor dem Krieg 5300),
Schwestern: weit über 1000.

Dies sind ganz unersetzliche Verluste. Dazu kommt, daß viele der Zurückgebliebenen unter der erhöhten Last der Arbeit vor der Zeit zusammengebrochen oder gestorben sind und ein Nachschub von neuen Kräften aus der Heimat seit drei Jahren fast unmöglich geworden ist. „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!"

Ein neues Missionskolleg

Kardinal Serafini, Präfekt der Propaganda Fide, teilt in einem Schreiben an Kardinal Logue, Erzbischof von Dublin mit, daß der Heilige Vater die Gründung eines neuen irischen Kollegs für die Heidenmissionen gebilligt hat. Dieses Kolleg wird speziell im Hinblick auf die durch den Krieg in den Missionen verursachte Einbuße errichtet.

Entschließung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu den welt- und kolonialpolitischen Kriegszielforderungen

(Einstimmig angenommen in der Sitzung des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft am 30. Juni 1917).

Die Deutsche Kolonialgesellschaft ist durchdrungen von der Überzeugung, daß der Verlauf des Weltkrieges die innige gegenseitige Verknüpfung heimatlicher und überseeisch-kolonialer Betätigung immer zwingender hervortreten läßt. Die Wahrung der Weltmachtstellung Deutschlands und der drohende Wirtschaftskampf erheischen gebieterisch, daß dem deutschen Vaterlande in Europa eine feste Machtstellung errungen wird, die seine Seegeltung sichert und den Zugang zum Weltmeere offen hält. Sie verlangen aber ferner, daß die überseeische Betätigung Deutschlands durch den Besitz eigener Kolonien in wesentlich erweiterten Grenzen in Anlehnung an überseeische Stützpunkte gewährleistet wird. Ohne Sicherstellung der Rohstoffversorgung drohen der deutschen Volkswirtschaft und damit auch unserer arbeitenden Bevölkerung unabsehbare Gefahren.

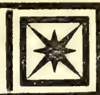
Die Deutsche Kolonialgesellschaft begrüßt daher mit freudiger Genugtuung den durch den Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts im Namen des Reichskanzlers in Leipzig erklärten Willen, die Rückgabe unserer sämtlichen Kolonien und den Ausbau eines starken Kolonialreichs in Afrika durchzusetzen.

Eine solche Erweiterung ist in erster Linie in Mittelafrika — Festland und Inseln — anzustreben. Das ermöglicht den Zusammenschluß der bisherigen deutschen Kolonien. Das faßt auch den Erwerb westafrikanischer Kolonien in sich, die bei ihrer dichten Bevölkerung, dem Reichtum an rasch gewinnbaren kolonialen Rohstoffen und der Möglichkeit der Anlegung von Flottenstützpunkten für uns von unersetzbarem Wert sind.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft erhebt gleichzeitig den schärfsten Einspruch gegen den Gedanken einer Aufgabe unserer wirtschaftlich und flottenstrategisch so wertvollen Südseekolonien und tritt nach wie vor eindringlich für die Wahrung der überaus wichtigen deutschen Interessen in Ostasien ein.



Für Mußestunden



Castel felice

Von R. Fabri de Fabris

Castel felice heißt die Burg.

Jetzt ist sie alt und grau; aber recht und schön stand ihr einstmals der Name zu Gesicht. Wie die sagenhafte Burg des heiligen Gral auf dem Montsalvage schwebte sie über den Hängen des Monteleone in den kalabrischen Bergen und glänzte weit ins Land hinaus aus dem frohen Farbenspiel von Rot und Grün und lichtem Weiß.

Denn es war just die Zeit des Lenzes, und in den Grasgärten war das goldene und silberne Leuchten der Morgensterne. Mandel- und Kirschbäume standen in rosenroten und weißen Schleiern, und Gras und Kraut glänzten im starken jungen Licht der Ostersonne.

Und darüber stand der Himmel blau und golden, wie ein strahlendes Tor zu der Stätte unbekannter, unaussprechlicher Glückseligkeit.

Weiße Tauben flogen von den grauen Sarazenentürmen unten zwischen Berg und Meer. Ihre schnellen Schwingen durchzitterten den Äther wie Silberblitze. Dann verschwanden sie im Duft der Ferne. Es war wie Flügelschlag der Sehnsucht nach ewigem Glück.

Tief in den Nischen grauer Quadern liegen die kleinen Bogenfenster der Burgkapelle. Aber auch auf sie wirft die Morgensonne in fröhlichem Spiel ihre Goldpfeile. Sieghaft durchdringen sie das trübe Glas und werfen den Schatten der Fensterlein auf den Estrich der Kirche. Da liegt er nun über- und nebeneinander in vielen kleinen, dunkeln Kreuzen. Und es ist, als habe hier drinnen im Dämmer des Heiligtums das Licht der Ostersonne sein Leuchten verloren und sei matt und zag geworden. Und die weißen und roten Blütenzweige vor den kleinen Fenstern sehen aus, als seien sie mit ganz feinen Trauerflören behangen.

Denn vor ein paar Tagen noch wandelte hier eine, die war herrlicher geschaffen als alle anderen Wesen auf Meilen in der Runde. Ihr Antlitz war zart, weiß und rot wie junge Lenzesblumen, und aus den blauen Kinderaugen redete die Reinheit und Güte ihrer Seele. Und nun lag sie still und bleich im weißen Totenkleid in der dämmerdunkeln Kirche, und ihre Augen waren für immer verschlossen vor irdischem Licht und irdischer Schönheit.

Am Schmerzensfreitag, just um die Stunde, da der Herr des Himmels und der Erde den bittern Tod erlitten, war plötzlich ungesehen und ungebeten der hohe Fremdling erschienen, der doch daheim ist in jedem Erdenhaus. Er hatte die vielgeliebte Herrin des Castel felice mitgenommen auf jenen Weg, den die Wanderer gehen, die keinen Schatten werfen, und unter deren eilenden Tritten auch die zartesten Gräslein sich nicht beugen.

Da war das Glücksschloß ein Haus des Schmerzes geworden.

Auf dem grauen Estrich der Kirche lag der Gemahl zu Füßen seiner

Toten und wollte nichts mehr wissen von dieser Welt und der zukünftigen.

Und er tat nichts als den Namen der Entschlafenen rufen und verweigerte Speise und Trank und die Ruhe des Lagers.

Aus ihrer Kemenate stieg die alte Mutter, kniete bei ihm und weinte bittere Tränen um den beraubten Sohn, die qualvollen Tränen hülflosen Alters. Und ihre Seele rang im Gebete mit Gott um Trost und Frieden für ihr Kind.

Aber der Sohn achtete nicht ihres Zuspruchs und blickte nicht auf, und so sah er nicht das brennende Leid auf dem gramdurchfurchten Antlitz der alten Mutter. Wie einer, der plötzlich blind und taub geworden, war er.

Der greise Schloßkaplan stand bei ihm durch viele Stunden des Tages und der Nacht. Er beachtete ihn nicht.

Es kamen die frommen Väter aus St Benedikti Kloster drüben am Monte Croce. Einen weiten und rauhen Weg kamen sie. Sie wollten den Schloßherrn trösten und mit ihm beten am Sarge seines jungen Weibes.

Aber er verschloß sein Herz dem heiligen Wort. Er hatte der Barmherzigkeit Gottes vergessen. Er hatte der Liebe des Gottessohnes vergessen der doch für uns den Tod am Kreuze gelitten.

Und er hatte vergessen, daß der Herr auch die Vielgeliebten seines Herzens mit dem Purpurmantel des Leides kleidet und sie krönt mit dem Edelreif aus scharfen Dornen.

Am dritten Tage der Totenwache schloß äußerste Erschöpfung ihm endlich die Augen zu schwerem Schlafe. Da befahl die Mutter den Dienern, ihn in sein Gemach zu bringen, und sie hielt Rat mit dem greisen Priester und den Mönchen von Santa Croce. Und während der Gemahl in seinem todähnlichen Schlafe lag, ward die Burgfrau im Chore der Kapelle begraben.

Gottes Liebe wachte über ihr; das ewige Licht leuchtete ihr zu Häupten, und die roten und weißen Blumen des Lenzes lagen auf dem frischen Grabe.

Friedlich und selig konnte die Tote hier warten auf den Tag der Tage, an dem der Herr aufzuwecken kommt alle, die in den Gräbern schlafen. —

Furchtbar war Grimm und Leid des Schloßherrn, als er Kunde erhielt von dem Geschehenen. Kein Wort gegen die Mutter kam über seine Lippen. Aber ein irrer Schein brach aus seinen Augen, und er schaute sie an mit Blicken voll stummen, qualvollen Vorwurfs. Da schlug es ihr in die Seele wie Flammen lebendigen Feuers, und sie sank ohnmächtig hin.

Er aber verließ zur Stunde das Castello felice, das eine Wohnung des Schmerzes geworden und irrte tiefsinnig und leidverloren in den Wäldern der wilden Felsberge. Und ward ein einsamer Wanderer im Elend auf der blühenden Gotteserde. Den „Wanderer" nannte ihn auch bald das Volk, das ringsum wohnte. Für die Nächte fand er Unterschlupf bei Ziegenhirten und Kohlenbrennern, und die Gottesarmen teilten mit ihm ihr rauhes Brot und ihre Wassersuppe.

Inzwischen war die Sommerzeit herangekommen.

Da stand er eines Abends auf einer hochragenden Kuppe in einer Gegend des Gebirges, die ihm fremd war. Rings zogen sich die Berge und weiterhin das ebene Land zu seinen Füßen.

Geradeaus, in weiter Ferne aber war ein sanftes, schwebendes Leuchten,

Es war wie seidene Schleier in den schimmernden Farben des Opals, die von der Erde zum Himmel schwebten. Wie er länger hinschaute, erkannte er, daß es die Gegend war, wo das perlfarbene Firmament auf dem Meere ruhte. In den Klippen des Ufers aber sah er etwas Seltsames. Hunderte weißer Riesenvögel schienen sich dort niedergelassen zu haben. Das feurige Leuchten der Abendsonne auf weißen Fittichen blendete ihm schier die Augen.

Da kam ihm zum erstenmal, seit das Leid ihn getroffen, eine Art Teilnahme für die Dinge seiner Umgebung wieder. Und er wandte sich zum Abstieg und lenkte seine Schritte dem Meeresstrande zu.

In finsterer, wildzerrissener Schlucht senkte sich der Weg talwärts. Ein Sturzbach wälzte seine schäumenden Wogen hinab, und der Steg war manchmal nicht breiter als ein Geißenpfad zwischen Wasser und Wand. Den zogen drei Männer, mühsam hintereinander schreitend. Wie der Wanderer näher kam, sah er, daß es drei Mönche waren. Sie grüßten den Unbekannten voll Teilnahme. Da öffnete er zum erstenmale, seit Gottes Hand auf ihm lag, den Mund zur Rede:

„Wißt Ihr Kunde zu geben, fromme Väter, über die Scharen weißer Riesenvögel, die seewärts in den Klippen hausen?"

Die Mönche sahen sich an in jähem Staunen. Dann sagte Vater Maurus, der Älteste:

„Was Ihr für weiße Vögel anseht, ist die Zeltstadt der Kreuzfahrer aus den germanischen Landen. So habt Ihr noch nicht gehört, daß die Plage sie getroffen hat, just als sie sich zum heiligen Land einschiffen wollten?" ...

Dann wies er auf seine Begleiter, die in feinmaschigen Netzen allerlei Krüglein und Flaschen trugen:

„Wir sind auf dem Wege dorthin. Es sind nicht Hände genug, die Kranken zu pflegen und die Toten zu begraben. Denn das Volk dieser Gegend ist in die Berge geflohen vor dem schwarzen Tod. Wir führen Heiltränklein und Salben mit uns."

Da sagte der Wanderer: „Laßt mich mit Euch gehen. Vielleicht, daß Ihr meine Hilfe brauchen könnt."

Er sagte es aber wie einer, der im Schlafe spricht, und seine Augen blickten suchend in die Ferne.

So zogen sie selbander.

In der grauen Morgenfrühe standen sie vor den weißen Zelten, und das Stöhnen der Kranken und Sterbenden erfüllte die Luft mit grausigen Klängen. Aber die frommen Brüder achteten nicht der Schrecken des Todes. Tag und Nacht linderten sie die Schmerzen der von der schrecklichen Seuche befallenen Krieger mit Wort und Tat. Und der Wanderer half ihnen nach Kräften und fing an, des eigenen Leids zu vergessen in der Sorge um fremde Not.

An einem der nächsten Tage wurde Vater Maurus in das Zelt eines erkrankten Heerführers gerufen. Der Wanderer folgte ihm mit den Arzneien. Der Kranke war Ludwig, der junge thüringische Landgraf.

Die Seuche hatte sein Antlitz grausam entstellt; aber die Augen strahlten im Gottesfrieden wie zwei Sterne.

„Für uns gibts nichts mehr zu tun," flüsterte Vater Maurus seinem

Begleiter zu. Da fing der Sterbende plötzlich laut zu reden an in der Sprache seiner Heimat. Aber die Fremden verstanden nichts als das immer wiederkehrende Wort „Elisabeth". Dann sahen sie, wie er das Kreuz küßte, das ihm einer der deutschen Priester reichte, die das Heer begleiteten, sein Gesicht zur Wand kehrte und verschied.

„Er starb im Frieden Gottes," sagte tief bewegt der Geistliche in lateinischer Sprache zu den fremden Männern. „Er hat eine junge Gemahlin und zarte Kindlein daheim. Aber er hat soeben das Opfer der Trennung Gott dem Herrn dargebracht. Und die Landgräfin ist eine heilige Frau. Sie wird leiden; aber sie wird die Hand des Herrn küssen, die sie schlägt."

Die ganze Nacht gingen die Worte des fremden Priesters durch die Seele des Wanderers. Und das Bild des sterbenden Fürsten, der gottergeben vom Liebsten geschieden war, stand lebendig vor seinen Augen. Auch ihm hatte Gott das Liebste genommen. Aber er hatte gegen den Willen des Höchsten gewütet wie ein Unsinniger. Da ward seine Seele eingetaucht in Scham und Reue und Angst.

Gegen Morgen schlief er ein. Er sah seine tote Gemahlin im Traum. Sie trug Züge und Kleidung der Seligen, die vor Gott stehen. Und sie redete zu ihm, und ihre Worte trafen ihn wie eherne Glockentöne:

„Du klagst um die Liebe. Du suchst die Liebe. Gott ist die Liebe. Suche ihn. Liebe ihn und alle Wesen in ihm. In seiner Liebe wirst du mich wiederfinden."

Als er erwachte, war sein Herz von einem großen Mute und einer heiligen Freude erfüllt. Und er eilte zu dem frommen Vater Maurus, kniete nieder und bekannte ihm die Schuld seiner Seele. Dann sagte er:

„Nun will ich mich aufmachen und den Wunsch meiner Heiligen erfüllen. Ich will dem Himmelsherrn in den Geschöpfen dienen und sie lieben um seinetwillen."

Sogleich machte er sich auf den Weg zu seiner alten Mutter. In schmerzlicher Sehnsucht hatte sie Tag und Nacht des umherirrenden Sohnes gedacht, und nun war ihre Freude über seine Rückkehr so groß, daß ihr Herz sie nicht fassen konnte. Nur ein paar Tage blieb der Schloßherr im Castel felice. Dann zog er mit dem Segen der Mutter nach Salerno, um zu den Füßen weiser Männer die Heilkunde zu erlernen. Als Arzt wollte er den Armen und Notleidenden dienen um der Liebe Gottes willen.

Und sein Wunsch und frommer Wille erfüllte sich.

Nach dem Hinscheiden der Mutter verwandelte er die Burg in ein Siechenhaus und diente darin den Kranken und Bresthaften um Gotteslohn. Der Friede und die Liebe Gottes umleuchteten jeden seiner Tage, und als Gottes Bote kam, ihn mit der längst Dahingeschiedenen zu vereinen, folgten ihm die Segenswünsche von Tausenden, die er geliebt um der Liebe Gottes willen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

Echo aus den Missionen
der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

„Wir hegen das feste Vertrauen, daß alle, welche des katholischen Namens sich rühmen, an diesem frommen Werke, das uns so sehr am Herzen liegt, sich beteiligen." (Apost. Hirtenschreiben Sr Heiligkeit Papst Leos XIII. „Sancta Dei Civitas" über die katholischen Missionen. 3. Dezember 1880.)

Die Anfänge der afrikanischen Mission im 19. Jahrhundert

(Schluß)

In einer Nachschrift an die Mission von Dakar ordnete Libermann denn auch ausdrücklich Mäßigung und Vorsicht an.

„In Bezug auf Abtötung befolgt die Vorschriften der hl. Regel. Nichts soll ohne Gehorsam geschehen; Eure Leiber gehören Gott an, ebensogut wie Eure Seelen; Ihr dürft darüber nicht ohne Erlaubnis verfügen. Ich wünsche, daß Ihr von jetzt ab eine kräftige Nahrung zu Euch nehmt, die imstande ist, Eure Kräfte wiederherzustellen und zu erhalten bis der neue Bischof ankommt."

Auch an König Eliman von Dakar,

sowie die Häuptlinge der Umgegend, welche obwohl Heiden, den Tod des Bischofs aufrichtig betrauert hatten, richtete der leidgeprüfte Superior gleichfalls ein Schreiben, das aus mehrfachem Grund Beachtung verdient. Der glücklich getroffene naivkindliche Ton wird keinem entgehen.

„Gruß und Segen Gottes, des Vaters und Lebendigmachers aller Geschöpfe!

Die göttliche Vorsehung hatte Bischof Truffet aus Liebe zu den Seelen der Bewohner Afrikas nach Dakar geschickt. Aber sehr bald hat sie ihn aus dieser Welt hinweggenommen, die ein Land des Schmerzes und der Tränen ist, um seine Frömmigkeit und seine Tugenden zu belohnen.

Meine Seele ist dadurch von Schmerz erfüllt, nicht bloß, weil der gute Bischof mir ein sehr lieber Freund war, sondern hauptsächlich, weil Ihr ihn, der Euch so sehr liebte, verloren habt. O, er liebte alle schwarzen Menschen so sehr! Ich wünschte, Ihr könntet den Schmerz meines Herzens sehen, weil mein Herz Euch gehört. Ja, mein Herz gehört den Afrikanern!

Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Gott der Christen, der Gott der ganzen Welt, der geliebte Erlöser aller Menschen, ist schön, ist groß, mächtig, barmherzig und voll Liebe gegen alle Menschen. Alle Menschen liebt er in gleicher Weise, die weißen wie die schwarzen, alle sind seine lieben Brüder. Wenn sie gut und fromm sind, werden sie nach diesem Leben des

Schmerzes und Leides immer mit ihm leben und sich eines Glückes ohne Maß erfreuen, in dem ungeheuern Tempel seiner Herrlichkeit, welcher der Himmel ist.

Ich bin ein Diener Jesu Christi, und er will, daß ich alle Menschen liebe, wie er sie liebt. Aber er flößt mir eine viel stärkere, eine viel zärtlichere Liebe für seine teuren Brüder, die schwarzen Menschen, ein. Und weil ich die schwarzen Menschen so zärtlich liebe, so will ich, — und mein Meister Jesus Christus will es auch — mein ganzes Leben damit ausfüllen, die Menschen von Afrika glücklich zu machen; vor allem aber will ich sie glücklich in den erhabenen Tempel der Herrlichkeit Gottes führen, welcher da ist der Himmel.

Wohl weiß ich, daß Ihr keine Christen seid, aber ich weiß, daß Euer Herz gut ist, und daß Ihr alles liebt, was gut ist. Jesus Christus ist gut, er ist der Herr der Guten, der Beste der Guten. Seine Lehre ist gut, rein, heilig und voll Trost für die Guten. Wenn Ihr manchmal Europäer seht, die schlecht sind, so sagt nicht: so sind die Freunde und Diener Jesu Christi; nein, die lieben Jesus nicht, und Jesus liebt sie nicht, denn sie sind schlecht, weil sie nicht tun wollen, was Jesus befohlen hat. Wären sie gut, würde Jesus sie auch lieben, wie er alle Menschen liebt, denn sein Wille ist, daß die Menschen gut und fromm seien.

Der gute Bischof Truffet ist also tot, aber seid ohne Sorgen, und glaubet nicht, wir wollten nun nicht mehr nach Afrika kommen. Ich will den Papst in Rom bitten, daß er Euch einen andern Bischof schickt, der gut ist; und er wird es gerne tun, denn auch er liebt die Afrikaner. . . . ."

Daß Libermann sie liebte, „diese Neger mit dem guten Herzen, die den lieben Gott nicht kennen und deshalb unglücklich sind auf Erden und es noch mehr sein werden nach diesem Leben" — wer möchte noch daran zweifeln? Nein, bei ihm waren es nicht bloß Worte, die aus der Feder flossen, es war Wirklichkeit, Empfindung, Überzeugung des Herzens, als er den Ausspruch tat:

Mein Herz gehört den Afrikanern!

Gleichzeitig mit der Todesanzeige des dritten Bischofs stellte Libermann an den Kardinalpräfekten der Propaganda den Antrag, fortan zwei Bischöfe für das ungeheure Missionsgebiet ernennen zu wollen und zwar den einen als Apostolischen Vikar, den anderen als dessen Koadjutor, d. h. Hilfs- oder Weihbischof. Der Bitte wurde gern entsprochen. Auf einen Missionar fiel diesmal die Wahl, auf den unverwüstlichen, seit Missionsbeginn unabläßig für das Heil der armen Schwarzen tätigen P. Bessieux[1]. Zu seinem Koadjutor

[1] Erst 1846 erhielt der nimmermüde Bessieux die erste Verstärkung: zwei Patres und einen Bruder. Ihr erster Besuch galt der Kapelle. „O heilige Missionsarmut!" schrieb einer der Ankömmlinge. „Eine frühere Wacholderkiste, im Innern mit weißem Linnen ausgeschlagen, und mit einer Steinplatte zugedeckt — das war des Allerhöchsten Tabernakel. Ein kleines, tuchbedecktes Faß — eine Fischtonne — diente einer armseligen Muttergottesstatue als

ward P. Kobes ernannt, ein Straßburger. Des letzteren Weihe konnte bereits Ende November 1848 von Bischof Räß im Straßburger Münster vorgenommen werden, Bessieux' Weihe hingegen, weil derzeitig noch in Afrika, erst im Januar des folgenden Jahres. Das waren nun allerdings wieder Tage des Lichts und der Freude für den geplagten Stifter; sah er doch, trotz aller Enttäuschungen und Prüfungen, sein Werk mählich hineinwachsen in eine bessere, sichere Zukunft.

„Nun darf ich doch wohl hoffen," schrieb er seinen hartbedrängten Söhnen von Dakar, als er ihnen endlich neuen Nachschub und die Abreise der beiden Bischöfe ankündigen konnte, „nun darf ich doch wohl hoffen, daß es mit den Leiden und Rückschlägen Eurer armen, lieben Guineamission langsam zur Neige gehen wird. Missionare werden zwar immer leiden — wären es sonst noch Missionare? — aber es wird doch, denke ich, Eure Arbeit und Euer heiliges Wirken jetzt dem hehren Ziele, mit Gottes Gnade, immer näher gebracht werden, es wird allmählich der Vollendung entgegenreifen."

Gewiß, an Kreuz und Leid gebrach es denen ja auch keineswegs. Auch sie mußten säen in Trübsal und Not, ringen und schaffen, wirken und darben. Doch sie sahen wenigstens aufgehen die Saat, die heilige, gottgesegnete Saat, die sie hineingebettet in die Furchen afrikanischer Heidenerde, hinein in die Herzen armer Neger, die ein so starkes, wenn auch stilles Sehnen und Drängen tragen nach Licht und Wahrheit. Heranreifen sahen sie unsterbliche Seelenernte für den Himmel. Und das ist doch Lohn, der reichlich lohnt, sowie es gewiß auch des Schweißes der Edlen wert ist, dafür zu beten und zu dulden, zu schaffen und zu sterben.

9. Trostreicher Ausblick

Allerdings, damals als sie kamen, die sieben ersten, damals vor 75 Jahren, welches Jammerbild der Verlassenheit bot es nicht, das fluchbeladene Afrika! Nur Wildnis und Heidentum, nur Götzendienst und Barbarei. Weit und breit kein Gebet und kein Altar, kein ewig Licht und keine aufopfernde Liebe. Und heute ...?

Ach ja, das „Damals" von 1842 verglichen mit dem „Heute" von 1917! Damals diese Handvoll Missionare, das erste Fähnlein der sieben Missionspriester vom hl. Herzen Mariä — und heute —

bescheidenes Standaltärchen. Von der Kapelle ging eine Tür direkt in das einzige Wohn- und Schlafzimmer, so daß man hier buchstäblich unter dem Schutz des eucharistischen Heilands, unter dem Licht der Ewigen Lampe arbeitete und schlief... In der Kasse — nun ja — ganze zweieinhalb Groschen! — Welche Herrlichkeit und Heiligkeit und Zufriedenheit!" — 1876, im Alter von 73 Jahren, wovon 39 dem afrikanischen Apostolat gegolten — ging er heim zu seinem Herrn und Gott.

die verschiedensten Genossenschaften, neue und alte, mit und ohne Schwesterkongregationen auf dem afrikanischen Heidenland tätig.

Der Kongregation vom Hl. Geist und unbefleckten Herzen Mariä, die als erste 1842 den neuzeitlichen Kreuzzug zur Zurückeroberung Afrikas eröffnete, folgten u. a.

1846	die	Kapuziner	1883	die	Söhne d. unbefl. Herz. Mariä
1848	„	Jesuiten	1888	„	Scheutvelder Missionare
1852	„	Oblaten der unbefl. Jungfr.	1888	„	Benediktiner von St Ottilien
1852	„	„ d. hl. Franz v. Sales	1890	„	Pallottiner
1859	„	Franziskaner	1892	„	Steyler
1861	„	Lyoner Missionare	1895	„	Millhiller Missionare
1868	„	Weißen Väter	1898	„	Prämonstratenser
1873	„	Söhne des hlsten Herzens	1899	„	Redemptoristen
1882	„	Trappisten	1902	„	Turiner Missionare
1882	„	Salesianer	1904	„	Priester vom Herzen Jesu

So daß kurz vor dem Weltkrieg

2128 Missionspriester,
1067 Brüder und
3395 Missionsschwestern

sich in die Weinbergsarbeit des schwarzen Kontinents teilten. Welcher Aufschwung, welche Liebesleistung! Wer deutet uns die unendliche Summe von Heroismus und Christusliebe, die hinter diesen trokkenen Zahlen verborgen liegt? Gott allein weiß es!

Schon gut; aber die Erfolge, die Erfolge, fragst du mit zweifelnder Miene.

Nun ja; die Erfolge sind sicherlich nicht nach den Wünschen und Erwartungen der Glaubenspioniere, die alles verlassen, um alles zu gewinnen.

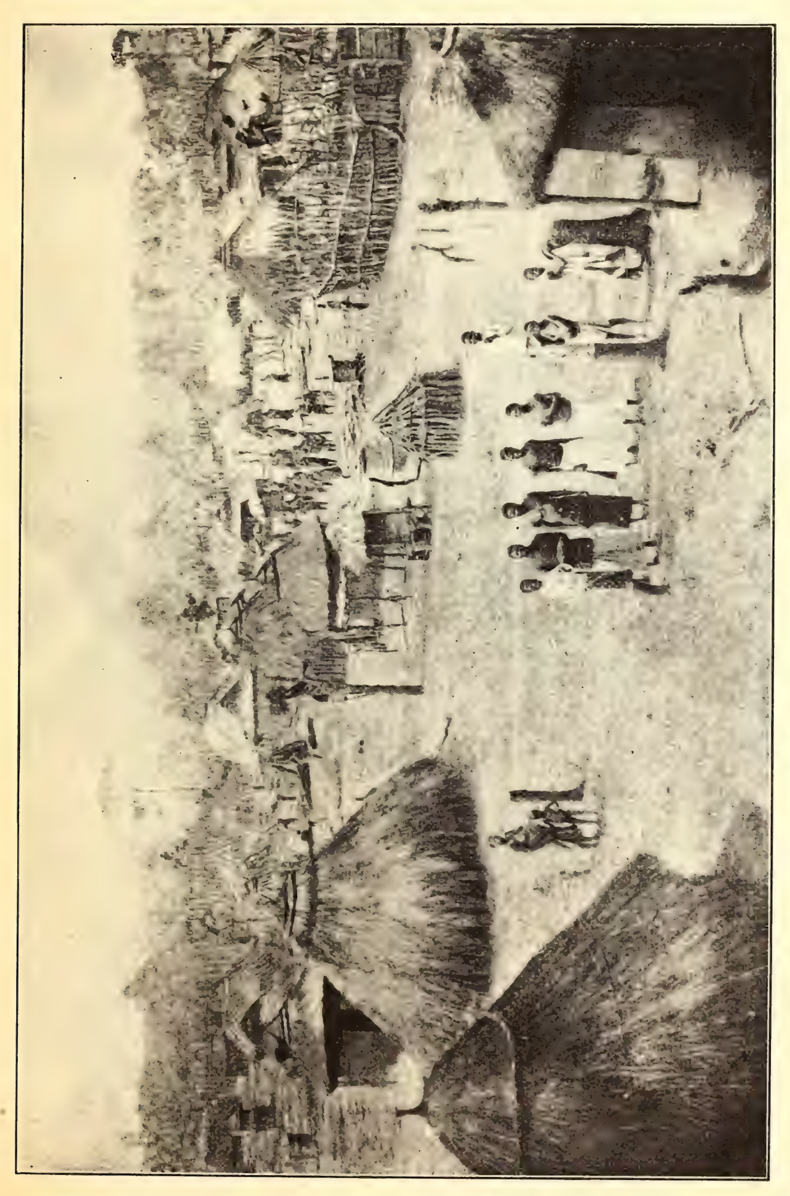
Und doch — — —!

Bedenk es: 1½ Millionen Heidenchristen mit mindestens einer halben Million Katechumenen, die nun kennen und lieben denselben Gott, den auch du liebst und verehrst, denselben Christus, der dich und alle Völker am Kreuze erlöset hat.

Anderthalb Millionen Menschen, direkt dem Christentum hinzugewonnen und eine halbe Million, die auf die hl. Taufgnade sich vorbereitet — — ist das denn so gar wenig? Soll das wirklich Arbeit sein, die nicht fruchtet und nicht zählt? Ist das allen Ernstes Aussäen auf Wasserfluren oder Ausstreuen in dankbare Menschenseelen? Was ist denn Mühe, die sich lohnt, wenn nicht die, welche anderen den Himmel öffnet?

Und weiter. 5783 Katecheten und Lehrer — einheimische, schwarze, wurzelstarke Christenmenschen — unterrichten in 5107 Schulen über 273700 Schüler und Schülerinnen, unterrichten nach den Anweisungen des Missionars, dessen rechter Arm sie sind, oftmals geradezu prächtige Laienmissionare... Was sie lehren? Genau, was

in deinem Katechismus steht und jeder Christ glauben und tun muß, um die ewige Seligkeit zu erlangen. Ist das nicht genug, ist das nicht das Beste, die Hauptsache?



Negerdorf Muleke, Angola (W. Afr.)

Mein lieber Freund! Meinst du nicht schließlich auch, daß Gottes Segen ruhe und ruhen muß auf dieser stillen Erlöserarbeit?

Meinst du nicht auch, Missionsarbeit sei heilige Heilandsarbeit? Nun wohl, dann erlaube mir zum Schluß eine kleine Anfrage, wie sie jetzt im Reichstag üblich geworden:

Was hast du bereits für diese hehre, gottgewollte Sache getan? und was gedenkst du in Zukunft zu tun?

Ah! — bitte sehr, beantworte die Frage nicht gleich, beantworte sie an deinem nächsten Kommuniontag. Der möge dann ein Missionskommuniontag werden, verstanden?

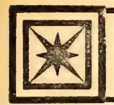
Ein Missionssonntag wo du

1. beten wirst für deine Brüder und Schwestern, die noch wandeln in den Todesschatten des grausigen Heidentums; wo du
2. danken wirst für die Lichtwege des Glaubens, die du gehen darfst mit hoffender Seele an der Hand gütiger Heilandsliebe; und
3. geloben wirst — — ja was geloben?... Etwas Großes, Schönes und Notwendiges, etwas Ideales und Leichtes... du wirst geloben:
    1. deinen Glauben zu wahren, stark, tapfer und treu.
    2. deinem Heiland zu helfen auf dem weiten, weiten Missionsfeld der Welt, wo und wie du kannst durch Gebet und Hingabe, durch Liebe und Opfer. Das gebe Gott!

Wer recht will tun immer und mit Lust,
Der hege wahre Liebe in Sinn und Brust.

Es ist wirklich zu verwundern, daß der göttliche Heiland so viel Geduld mit uns hat und daß er in so niedrigen, elenden und unbotmäßigen Seelen wohnen will, die unaufhörlich seinem göttlichen Willen widerstreben, die sich das Gute zuschreiben, das Jesus wirkt, und die das Böse, was sich in ihnen findet, anderen zuschreiben, und die sich in ihren eigenen Augen über das rechtfertigen, was sie anderen nicht zuschreiben können. Sie verblenden sich über ihr Verhalten und geben sich darüber beständigen Täuschungen hin, um mit sich selbst zufrieden sein zu können. Wir sind demnach sehr elend vor Gott; ja, mein Freund, noch mehr als wir glauben. Sollen wir deshalb verzweifeln? Im Gegenteil, die Größe unseres Elends muß uns mit dem größten Vertrauen auf Jesus, unseren guten Meister, erfüllen. Wir müssen von ihm alles erwarten und immer Mißtrauen gegen uns selbst hegen und demütig vor Gott und den Menschen sein.

(Aus einem Briefe des ehrwürdigen P. Libermann.)



Aus unsern Häusern



† P. Generalrat Anton Zielenbach C. S. Sp.

Nach einem Leben rastloser und verdienstvoller Arbeit verschied am 3. Oktober zu Knechtsteden der hochwürdige P. Anton Zielenbach, Generalrat der Kongregation vom Heiligen Geist. Wer den bescheidenen, vorbildlichen Ordensmann gekannt, fühlt mit uns die Schwere des Opfers, das Gott uns abverlangte. Ein Lebensbild des Verewigten, wie es seine Bedeutung für unsere Kongregation und ihre Missionen erheischt, ist erst möglich, wenn wir wieder einmal frei mit unsern Missionen und Provinzen, in denen Zielenbach gewirkt, verkehren können. Einstweilen legen wir ein bescheidenes Herbstblümlein auf sein frisches Grab.

Anton Zielenbach erblickte das Licht der Welt am 28. Januar 1855 in der Pfarre Morsbach (Kr. Waldbröl). Seine Eltern waren einfache, brave Bürgersleute, die sich mühsam vom Ertrag ihres kleinen Ackers ernährten. Auf die bescheidenen Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen, hat der Verstorbene oft angespielt, wenn die Kriegsmaßnahmen der Behörden Vereinfachung und Einschränkung der Lebenshaltung forderten. — „Antönchen" besuchte die Volksschule seines Pfarrdorfes, war fleißig und fromm. Dreiviertelstündigen Weg hatte er vom elterlichen Hause zur Kirche; er machte ihn alle Tage, um zur heiligen Messe zu kommen, und er machte ihn trotz Eis und Schnee.

Pfarrer Nelke und Vikar Jansen (gestorben als Pfarrer von Ratingen) gewannen den eifrigen Kleinen bald lieb und übernahmen es gerne, ihm durch Privatstunden über die ersten Jahre des Gymnasiums hinwegzuhelfen. Mit liebender Dankbarkeit gedachte der Verewigte bis in seine letzten Tage seiner beiden geistlichen Lehrer. Wie oft hörten wir ihn sagen: „Nie hätte ichs als Kind zu hoffen gewagt, der liebe Gott könne mich zum Priester- und Ordensstand erwählt haben. Trotz meines Herzenswunsches hielt ich mich dessen für unwürdig. Wäre nicht der edle und eifrige Herr Pastor ein Werkzeug in Gottes Hand gewesen, wer weiß, ob ich je meinen heiligen Beruf gefunden hätte!" Seit Menschengedenken der erste Priester seines Heimatortes, hat sein Beispiel und später sein ermunterndes Wort auch andern den Weg ins Heiligtum gezeigt.

Die in der ehemaligen Zisterzienserabtei Marienstatt (Westerwald) eingerichtete Missionsschule nahm Knaben auf, die den Missionen der Kongregation vom Heiligen Geist sich widmen wollten. Zielenbach erhielt hier die erbetene Aufnahme und trat um Ostern 1871 ein. Nur zu schnell flossen die glücklichen Tage dahin, die er hier verlebte. Schon am 10. August des folgenden Jahres verfügten die Maigesetze die Aufhebung der Missionsanstalt und die Ausweisung ihrer Mitglieder. Schnell entschlossen zog auch Zielenbach seinem heiligen Beruf zulieb in die Verbannung. Mit den Jüngsten ging er nach Irland — „Erstlingsopfer des Kulturkampfes". Nachdem er die Gymnasialstudien absolviert hatte, wurde er für das Studium der Philo-

sophie und Theologie nach Frankreich geschickt. Am 28. Oktober 1878 erhielt er mit der heiligen Priesterweihe die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche. Wie freute er sich nun auf das feierliche heilige Opfer am Altare der Heimatkirche! Allein Primiz war unmöglich. Die eingeleiteten Feierlichkeiten mußten unterbleiben. Vierzehn Tage las er hinter verschlossenen Türen die hl. Messe.

Noch ein Jahr der Vorbereitung auf das apostolische Wirken, dann wurde er nach seiner Profeß der amerikanischen Ordensprovinz zugeteilt, der er bis 1906 angehörte und im Lehrfache, in der Verwaltung und Seelsorge die größten Dienste leistete. Wohin ihn der Gehorsam rief, da stellte P. Zielenbach seinen Mann, und was er angriff, das tat er ganz. Besondere Aufmerksamkeit und Liebe schenkte er im Lande des Sternenbanners den seelsorglich recht verwahrlosten Negern. Leider waren die Verhältnisse damals noch nicht so weit geordnet, daß seine Gedanken und Anregungen für eine planmäßige Missionierung der Neger sich hätten verwirklichen lassen.



P. Generalrat Anton Zielenbach C. S. Sp.

In Arkansas und Pensylvanien, wo er arme Auswanderer aus der Rheinprovinz pastorierte, fand er übrigens reichlichen Ersatz für das immer erhoffte Missionsleben. 1892—1896 führte P. Zielenbach die Zentrale des Kindheit Jesu-Vereins für die Vereinigten Staaten. Hier war noch so gut wie alles zu tun. Aber er ließ sich durch keine der zahlreichen Schwierigkeiten entmutigen und wußte mit zielbewußter Organisation und Propaganda der Vereinssache bessere Bedingungen zu schaffen.

Die Jahre seines Provinzialates (1898—1906) waren eine Zeit stetiger Entwickelung und hoher Blüte für unsere Werke in den Vereinigten Staaten. Um die Bildungsanstalten der Provinz hat er sich besondere Verdienste erworben. Das Kleine Scholastikat (Missionsschule) trennte er von dem Kolleg in Pittsburg, berief in den Lehrkörper dieser Anstalt die rechten Männer und eröffnete neben dem Noviziat auch das Große Scholastikat (Lehranstalt für Philosophie und Theologie) für seine Provinz.

Als Vertreter der deutschen Provinz berief ihn das Generalkapitel 1906

in den Generalrat der Kongregation. In dieser Eigenschaft war er auch 1911 als Visitator in Knechtsteden und in unsern andern deutschen Missionshäusern, nachdem er unsere Missionen in Deutsch-Ostafrika schon 1908 mit dem gleichen Auftrag besucht hatte. Oft kam er auch zu Exerzitien in unsere deutschen Häuser. Wer einmal von ihm Exerzitienvorträge gehört hatte, der freute sich immer wieder, so oft es hieß: P. Zielenbach kommt. Er war kein Schönredner. Ohne viel schöne Worte ging er rasch und bestimmt auf sein Ziel los. Aber was er in seinen Ansprachen bot, das war erlebt. Das kam von Herzen und fand die Herzen, wie denn überhaupt einfache Herzlichkeit und schlichte Aufrichtigkeit ein Hauptzug seiner Persönlichkeit war.

Die ganze Zeit seines Pariser Aufenthaltes benutzte er gerne, soweit seine Amtsgeschäfte das zuließen, zur Aushilfe an der deutschen Liebfrauenmission. Wenn der damalige Vorsteher der Mission, P. L. Helmig, ihn darum anging, war er immer bereit, im Beichtstuhl zu helfen, Fastenpredigten und Exerzitien zu übernehmen oder Vorträge im deutschen Gesellenverein zu halten. Mit Vorliebe wandten sich die Mitglieder des Gesellenvereins wie auch der Jungfrauenkongregation an P. Zielenbach. Auch an der St Josephsmission der Jesuiten hat der Verewigte jahrelang monatlich eine deutsche Predigt gehalten.

Der Krieg, der so manchen lieben Mitbruder aus unserer Mitte nahm, führte uns den allverehrten und geliebten P. Zielenbach zu. Bis Ostern dieses Jahres stand er unserm Hause in Heimbach vor und hielt nebenbei Exerzitien und half aus in der Seelsorge. Dann übernahm er — selbst schon ein kranker Mann — die Leitung des Großen Scholastikates, dessen Direktor im Süden Genesung von schwerem Leiden suchen mußte.

So hat der Verstorbene bis in seine letzten Tage hinein gearbeitet mit Einsetzung seiner ganzen Kraft. Wenn es Gottes Sache zu fördern galt oder das Wohl der Genossenschaft und ihrer Mitglieder es forderte, da hat er Schonung nie gekannt, dann war er zu allem bereit. Nun hat der Herr ihn abberufen zum ewigen Feierabend, um ihm nach arbeitsreichen Jahren die ewige Ruhe zu schenken als verdienten Lohn für alle Mühe und Opfer. Uns soll sein bescheidenes, liebenswürdiges Wesen, sein unermüdlicher Eifer, sein tiefinniges Glaubensleben, seine kindliche Frömmigkeit, sein erbaulicher Wandel, seine rückhaltlose Hingabe an die Kongregation, seine nie versagende Hilfsbereitschaft, sein vorbildliches Leben und Sterben unvergeßlich bleiben. In memoria erit iustus!

Die Wallfahrt nach Knechtsteden

Manche Lücken schafft der Krieg. Auch vor Klostermauern macht er nicht Halt. Heraus aus Studium und Arbeit, die ihn auf die Missionsarbeit in afrikanischen Kolonien vorbereiten sollten, hat er schon so manchen Jüngling gerufen. Und so findet der Pilger, der nach Knechtsteden kommt, auch in unserer Kirche manchen Platz unbesetzt, den bisher ein Klosterbewohner einnahm. Das harte Leben hat den bisherigen Inhaber in eine rauhere Schule genommen. Zu Gottes Ehre leidet und streitet er jetzt fern von dem

Orte, wo er bisher zu Füßen der Schmerzhaften Mutter sein Leben Gott geweiht hat.

Desto freudiger ist es zu begrüßen, wenn die Pilger in großen Scharen zur Schmerzensmutter eilen, um ihre und der Draußenweilenden Anliegen ihr anzuempfehlen. Und zahlreich wie seit Kriegsanfang, wohl auch noch zahlreicher sind sie in diesem Jahre herbeigeeilt, Pfarreien in Prozessionen mit ihren Geistlichen, dann auch Schulen und Vereine, Jünglinge wie Jungfrauen.

Oberrealschüler von Neuß machten im Mai den Anfang. Sie kamen bereits vormittags, um dem Hochamt beizuwohnen, das wir trotz der zusammengeschmolzenen Zahl unserer Kleriker immer noch mit der ganzen einfachen Pracht der Zeremonien unserer hl. Kirche zu feiern uns bemühen. Ihnen folgten alsbald an Christi Himmelfahrt zahlreiche München-Gladbacher Pilger, denen es diesmal ausnahmsweise wieder gelungen war, einen Extrazug zu erhalten; am zweiten Pfingsttage sodann zu Fuß die Pilger von Neuß. Neußer und Gladbacher sind schon lange die getreuesten alljährlich wiederkehrenden Wallfahrer zur Schmerzhaften Mutter von Knechtsteden.

Die Pfarreien der näheren Umgebung blieben auch nicht zurück. Es kamen, zum Teil selbst mehrere Male, Straberg, Poulheim, Stommeln, Dormagen, Rosellen, Worringen, Esch, Sinnersdorf, Thenhoven, Evinghoven, Rommerskirchen, Nettesheim, Okhoven, Delhoven. Einen schon etwas weitern Wallfahrtsweg legten zurück Weckhoven und Frauweiler. Korschenbroich, Knapsack, Odenkirchen gelang es, von der Bahnverwaltung einige besondere Wagen gestellt zu erhalten, während die Bitte anderer um einen Sonderzug keine Erfüllung finden konnte. Von Schulen und Vereinen, für die Knechtsteden zugleich Ziel der Wallfahrt wie des Ausfluges war, sind noch zu nennen: die höhere Mädchenschule von Marienberg (Neuß), die Jünglingsvereine von Wewelinghoven, von Nippes (St Mariä Himmelfahrt, St Bonifatius, St Joseph), von Bergisch-Gladbach, die in Straberg beschäftigten Jungmannen, die Jungfrauenkongregationen von Heerdt, Gladbach-Holt, Cöln (St Aposteln), Arbeitervereine von Düsseldorf-Heerdt und Düsseldorf-Derendorf, die Marianische Kongregation verheirateter Männer von Cöln.

Die größte Pilgerzahl sahen wir wie alljährlich am Hauptfest der Sieben Schmerzen, am 3. Sonntag im September. Allen voran kamen bereits am Morgen die Neußer — es war ihre 8. Bittprozession während des Krieges. Manche hatten trotz der weiten Entfernung den Weg nüchtern zurückgelegt, um hier die hl. Kommunion noch empfangen zu können. Mit ihnen war der Cäcilienchor der Münsterpfarre gekommen, um durch eine mehrstimmige Messe die Feier des Hochamtes zu erhöhen. Prozession um Prozession löste sich dann ab, besonders am Nachmittag; — es waren ihrer insgesamt acht an diesem Tag, so daß die Kirche immerfort mit Andächtigen angefüllt war.

Leichtern Herzens verließ an diesem und an andern Tagen mancher Wallfahrer Marias Gnadenbild, voll frohen Mutes das von Gott ihm auferlegte Kreuz standhaft so lange zu tragen, als es Gott gefällt, fest entschlossen, die jetzige Zeit der Prüfung in Nachahmung der Schmerzensmutter zu ertragen, voll der zuversichtlichen Hoffnung, vor allzuschweren Heimsuchungen bewahrt zu werden.



Unsere gefallenen Helden



† Scholastiker Paul Heupel

Paul Heupel wurde am 18. Januar 1895 zu Siegen geboren. September 1909 trat er in die eben eröffnete Missionsschule zu Broich ein. Am 14. Sept. 1911 kam er zur Fortsetzung seiner Studien nach Knechtsteden, wo er als treuer Ehrenwächter der Schmerzensreichen zu einem opferfreudigen Jüngling heranwuchs. 21. Juni 1913 erhielt er das hl. Ordenskleid. Schon hatte er das letzte Jahr seiner Gymnasialstudien begonnen, da mußte er gerade am Schluß der hl. Exerzitien Ende September 1915 sein liebes Knechtsteden verlassen. Sein heiteres Wesen und seine feste Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen nach baldigem Frieden halfen ihm über den Schmerz der Abschiedsstunde hinweg. Der Friede, der ewige Friede sollte ihm bald zuteil werden, die Freude des Wiedersehens aber erst in der Ewigkeit.



Scholastiker Paul Heupel

Wie im Scholastikate, so erfüllte er auch draußen seine Pflicht. „Ein jeder tue seine Schuldigkeit," so schrieb er einmal, „an dem Platze, an den der Herr ihn gestellt, sei es als Soldat oder Knechtstedener Scholastiker." Große Freude bereitete ihm stets das Zusammentreffen mit seinem Divisionspfarrer, dem hochw. Herrn P. Sester C. S. Sp. „Öfters traf ich mit Heupel zusammen", so erzählte dieser uns später. „Wir sprachen miteinander von diesem und jenem, von Knechtsteden, von frohem Wiedersehen daselbst. Und hatte ich in meinem Koffer das Allerheiligste, so knieten wir nachher nieder und beteten zusammen den Rosenkranz, oder ich reichte ihm die hl. Kommunion, wenns ging." Zum Lohn für seine Pflichttreue und sein tapferes Durchhalten brachte ihm das Christkind Weihnachten 1916 eine kleine Überraschung: am hl. Abend wurde er zum Unteroffizier befördert. — Ende April erhielten wir die Nachricht, er sei vermißt. Lange waren wir über sein Schicksal im Ungewissen, bis uns am 12. September ein Unteroffizier aus französischer Gefangenschaft mitteilte, daß Heupel am 16. April durch eine schwere Mine verschüttet und sogleich, aber bereits tot aufgefunden wurde.

In ihm verloren wir einen recht lieben Mitbruder, der uns durch seinen Frohsinn und seine Zuvorkommenheit manche angenehme Stunde bereitet, aber auch durch seine Pflichttreue und Regelmäßigkeit stets das gute Beispiel gegeben hat. R. I. P.

Scholastiker Georg Barthelmann †

Der Gefallene erblickte das Licht der Welt am 8. August 1893 in Buchenhofen (Bayern) und trat am 19. September 1911 in das Missionshaus Knechtsteden ein, um sich dem Zuge seines jugendlichen Herzens hinzugeben und sich ganz Gott im hl. Stande zu weihen. Er erwarb sich bald die Liebe und Achtung seiner Mitbrüder, die seinen schlichten, goldenen Charakter zu schätzen wußten. Am 21. Juni 1913 empfing er das hl. Ordenskleid — leider sollte er es bald mit dem Waffenrocke vertauschen. Am 6. Dezember 1914 erfolgte seine Einberufung zum Heere. Mutig kämpfte er an verschiedenen Kriegsschauplätzen. Beförderungen und manche Auszeichnungen waren der Lohn seiner treuen Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes. Bei den letzten Kämpfen in der Bukowina wurde er zum Leutnant d. R. befördert und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Kl. sowie das Militär-Verdienstkreuz mit Krone und Schwertern. Doch bevor er Kenntnis von dieser Auszeichnung hatte, sollte ihn sein früher Tod erreichen. Am 1. August wurde er an der Spitze seiner Soldaten bei einem erfolgreichen Sturmangriff von vier Kugeln getroffen. Zwei zerschmetterten den linken Arm, eine drang durch die Brust, eine andere in den Unterleib. Die Nacht verbrachte er auf dem Verbandplatze, ohne sich der tödlichen Unterleibswunde bewußt zu sein. Am 2. August wurde er in ein bayrisches Feldlazarett gebracht, wo er am folgenden Morgen nach Empfang der hl. Wegzehrung verschied.



Scholastiker Georg Barthelmann

Wir verlieren in dem Gefallenen einen unserer Besten: sein einfaches, edles Wesen und seine echt bayrische Gutmütigkeit werden allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben. Sein hohes Ziel konnte er nicht mehr erreichen — aber er wird alle Mühen und Entbehrungen, die er zu tragen hatte, im Sinne seines hehren Berufes Gott aufgeopfert haben und in der Ewigkeit den Lohn für sein gutes Leben genießen.

Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Wwe Barbara Bayer und Frau Maria Jussenhoven, Dormagen. Aug. Kemmler, Frau Menz, Wilh. Günther, Frau Calmowski, Pfarrer a. D. J. Noë, Neuß. Cäcilia Vogel. Adelheid Nesseler. Wilh Wittstein und Joseph Groß, Derichsweiler, gefallen. Fräul. Maria Petzel (Redeatis), Fulda. Anastasia Wurtz, Hilsenheim. Frau M. Düster, Zülpich. Anna Thomé, Burgen. Brudernovize Gebhard Rödder, gefallen. Kath. Schings, Karoline Classen und Jos. Körfer, Morsbach. Marg. Koch, Linden. G. Peters und M. Jorias, Baesweiler. R. I. P.



Aus unsern Missionen



Afrikanisches Volksleben

Im Lande der Wabonde

von P. J. Brüning C. S. Sp.

3. In Vergnügungen ganz bei der Sache

Wie benehmen sich diese Leutchen bei ihren Vergnügungen? Da ist alles Leben und Bewegung. An Markt- und gewissen Festtagen des Jahres versammeln sich alle Leute der Umgegend in größeren Ortschaften. Dann gehts hoch her. Palmwein und Tabak für Männer, Frauen und Kinder — alles trinkt und raucht. Palmenwein (Tembe) ist der von der Kokospalme gezapfte Saft, der gegoren von berauschender Wirkung ist. Frisch vom Baume, also ungegoren, ist sein Geschmack gar nicht übel. Bei den Trinkgelagen wird unter betäubendem Lärm der Tamtammusik gespielt und getanzt, oft mehrere Nächte hindurch. Nicht selten hört man auch eine Art Glockenspiel. Das Instrument besteht aus zwei dicken Bambusrohren, die als Resonanzboden dienen. Auf denselben liegen in vertikaler Richtung, fast nebeneinander, eine Reihe Hölzer aus dem festesten Holze des Landes. Diese Hölzer werden so lange beschnitten und gerieben, bis sie melodisch harmonierend mehrere Tonleitern spielen, sobald man mit kleinen Stäbchen darauf schlägt. Ich hörte einst vier Neger einem solchen Instrumente eine selbst für ein verwöhntes europäisches Ohr gefällige Musik entlocken.

Die größte Leidenschaft des Negers bei solchen Gelegenheiten äußert sich im Spiel. Da verspielt er, wenn es sein muß, alles. sein Geld, seine Kleider, seine eigene Freiheit. Ja, als Sklave eines anderen hat man ihn schon vom Spiele aufstehen sehen! Die Regierung bestraft solche Spiele aufs strengste, dennoch kommt es noch vor.

Es gibt für den Neger keine Feier ohne Tanz. Bei Trauergelegenheiten sogar wird neben dem üblichen Geheul auch mehrere Tage getanzt. Die Leiche steht aufgebahrt auf dem Dorfplatz. Rings herum die Trauernden. Ihre Gefühle kommen verschiedentlich zum Ausdruck. Die einen heulen mit emporgehobenen Händen, die andern kauern am Boden in ihre Tücher gehüllt, meistens Frauen. Die Männer und Jünglinge tanzen im Reigen um die Bahre herum.

Ist die Feier vorbei, — die je nach Würde und Ansehen des Verstorbenen lange dauert, schreitet man zum Begräbnis. Ganz in der Nähe der Hütte wird das Grab ausgehoben. Die Leiche, in ein Tuch eingewickelt, darin versenkt, jedoch so, daß nicht direkt die nachkommende Erde auf sie fällt. In der Grube wird nämlich auf der Seite eine kammerartige Höhlung angebracht und dahinein die Leiche gelegt — dann erst wird das Grab zugeworfen. Ein Hügel darauf mit vier Pfählen an den Ecken. In die Rinne um das Grab herum läßt man das Blut eines auf dem Hügel geschlachteten

Ochsen laufen und versinken. Das Fleisch des Opfertieres wird an die Anwesenden verteilt.

Die Tänze sind nicht immer einwandfrei in bezug auf die gute Sitte. Leider gibt es hier im Bondelande eine tief eingewurzelte Unsitte beim Hochzeitstanz, die in gewissen Einzelheiten so abscheulich ist, daß wir unmöglich unseren Christen erlauben können, solchen Tanz zu veranstalten, noch ihm anzuwohnen. Nun aber existiert der Wahn im Volksglauben, daß jedes Ehepaar diesen Tanz tanzen müsse. Da stehen nun die Missionare vor einer großen Schwierigkeit. Den Tanz erlauben? — unmöglich! Er spricht aller Sitte Hohn. Den Tanz verbieten, hieße die Leute von der Mission entfernen, sie wollen nicht auf ihn verzichten. Den Tanz modifizieren, das Unsittliche daraus entfernen? — Da liegt gerade der heikle Punkt. Es scheint, daß alle bisherigen Versuche, die Leute eines besseren zu belehren, erfolglos geblieben sind. Christen- oder Heidenmädchen wissen, daß sie, wenn sie zur Mission kommen, auf diesen Tanz verzichten müssen. Und deshalb kommen sie nicht zur Mission oder werden von den Alten mit Gewalt davon entfernt. Die Knaben kommen schon leichter, finden aber aus besagten Gründen schwerlich christliche Frauen. Wie diesem Übelstande abhelfen? Öfter haben wir die Leute versammelt, mit ihnen beratschlagt, aber immer fanden sich böse Geister genug, die durch ihr Wort das Volk und seine Meinung beherrschen, und Satan triumphiert. Wir haben es wohl hier mit einem jener Teufel zu tun, von denen der Heiland sagt: sie können nur durch Gebet und Fasten vertrieben werden. Da genügt es nicht, Missionar zu sein; da muß man ein heiliger Missionar sein, denn es bedarf einer außerordentlichen Gnade Gottes. Die übrigen Tänze und Belustigungen bei festlichen Gelegenheiten sind ganz unschuldiger Natur. Wenn man beiwohnen will, vergesse man eines nicht: sich vorher die Ohren genügend mit Watte zu versehen.

4. Schutz und Wehr gegen Löwe, Panther, Leopard usw.

Sehen wir nun noch den Bonde auf der Jagd. Diese Arbeit fällt dem Manne zu. Zur bloßen Belustigung geht der Neger selten oder nie auf die Jagd. Entweder will er Fleisch haben, oder seine Felder verteidigen. Andere Gründe treiben ihn nicht zum Jagen. Ehedem der weiße Mann kam, ging der Neger mit Bogen, Pfeil und Schlinge zur Jagd. Der Pfeil in seiner Hand ist des Zieles immer sicher. So sah ich einmal einen Buben von ungefähr 12 Jahren auf 50 Meter Entfernung auf einen nur 8 Zentimeter dicken Stamm zielen, er schoß ihn mitten durch. Heute ist die Schußwaffe alltäglich, meistens ist es die lange Vorderladerbüchse der Araber, die dem Neger ein etwas besseres Verteidigungsmittel in die Hand gibt. Sie wird mehrere Finger hoch mit Pulver vollgestopft. Darauf kommen alte Eisenstückchen, wie der Neger sie findet, Stücke Nägel, Stückchen Feile usw. Ein Pfropfen darauf, ein Zündhütchen unter den Hahn, und der Schuß ist fertig. Wenn nun die Flinte etwas alt geworden, kommt es vor, daß der Lauf zerspringt, und die ganze Geschichte platzt dem Kerl ins Gesicht, daß Nase und Backen davonfliegen. So zerschunden kommen sie zur Mission und holen sich Heilmittel. Mit einer solchen Flinte glaubt sich der Schwarze ein König, er geht damit auf alles los, was da kreucht und fleucht, Löwen und Dick-



Affenbrotbaum

mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin Daressalam u. Tanga D. O. A.

häuter ausgenommen. Die fängt er in Fallen. Den Schuß dieser Tiere überläßt er dem weißen Mann, der es verstanden hat, in wenig Jahren gewaltig damit aufzuräumen.

Solche Wildfallen sind gar klug ausgedacht. Ich ging einmal einem Wildpfad nach. Da hielt mich plötzlich der mitreisende Bruder an. Es war just noch Zeit. Nur einige Schritte mehr und ich wäre in ein 4 Meter tiefes Loch auf unten aufgestellte spitzige Stäbe gefallen. Als der Bruder das Laub vom Wildpfad ein wenig weggefegt, fanden sich dünne Reiser, die ein 1 Meter breites, 3 Meter langes und 4 Meter tiefes Loch deckten. Die Wilden legen diese Fallen auf den Gängen, die das Wild tagtäglich zum Wasser geht. Kommt nun so ein Dickhäuter dahergetrabt, so fällt er mit der ganzen Wucht seines Gewichtes hinein auf die Pfähle, deren Spitzen ihn aufspießen. An ein Herauskommen ist nicht mehr zu denken. Den Löwen fängt der Schwarze in hölzernen Fallen oder Schlingen in einer Weise, daß, einmal in einer Kordel verstrickt, der Löwe sich mehr und mehr verwickelt und endlich sich selbst erwürgt. Eine andere Art Falle für Löwe und Leopard ist ein doppelter Käfig aus starken Stäben. Der vordere zugänglich für das Wild zeigt demselben in dem zweiten Käfig ein darin eingesperrtes Opfer — eine Ziege oder gar einen Kriegsgefangenen. Der Löwe oder Leopard wird eintretend in den ersten Käfig einen geschickt angelegten Faden lösen, welcher eine Falltüre herunterstürzen läßt, die den eben passierten Eingang sperrt. So sitzt er gefangen, ohne jedoch an das geängstigte Opfer herankommen zu können.

Menschenfeindliche Tiere sind furchtbarer Art. Der König der Tiere, der Löwe, ist nicht der schlimmste Feind der Menschen. Sein viele Kilometer hörbares Gebrüll verrät ihn, und der Mensch bleibt auf seiner Hut. Panther und Leopard hingegen sind tückisch, schleichen heran, melden sich nicht an Der verwegenste Geselle ist der Leopard. Den treibt der Neger nur nachts durch Höllenlärm von seinem Felde. — Wir hatten einen prächtigen Fox, er schlief auf der vom Boden 2 Meter erhöhten Gallerie, die um das Zimmer des P. Superiors herumgeht. Der Leopard schleicht sich heran und mit gewaltigem Sprung schwingt er sich auf den Hund und schlägt ihn. Der Sprung war aber zu stark und warf ihn gegen die Pappwand des Häuschens, welche nachgab. Das Tier wäre uns in die Bude hereingekommen, hätte nicht ein vor dem Loche stehendes schweres Möbel es daran gehindert. Erschreckt sprang P. Superior auf, griff nach der geladenen Flinte ... aber von Hund und Leopard keine Spur mehr. Folgenden Tages saß der Räuber in der Wildfalle und heulte jämmerlich. Als der Bruder sich mit der Flinte näherte, sprang das wütende Tier mit der wohl 1 Zentner schweren Falle einen Meter hoch in die Luft. Eine Kugel traf ihn in den Kopf; von dem waren wir erlöst.

Unheimliche Gäste sind auch die Schlangen. Als der Bruder einst im Garten rodete, vermeinte er auf einen liegenden Baumstamm zu stoßen, aber schon hob sich der Kopf einer ungefähr 6 Meter langen Riesenschlange, deren Umwindung auch nicht das stärkste Tier entrinnen kann. Eben wollte sie die verräterische Wendung um den Bruder herum beschreiben, als dieser schon zur Seite sprang und nach der Flinte griff. Während dieser Zeit hatte einer der Hunde bereits angegriffen — aber ein gewaltiger Biß der Schlange machte den Hund schweigen, eine Minute später war der ganze Hund schon verschlungen. Ein wohlgezielter Schuß in den Nacken zertrümmerte dem Tier das Rückgrat, wodurch seine Kraft gebrochen war. Viel gefährlicher sind die Giftschlangen, die sich unversehens ins warme Bett schleichen, um den ahnungslosen Schläfer zu töten.

5. Missionshoffnungen.

Wie aber steht es mit der Religion und Bekehrung unsrer Bondes? Der Neger im allgemeinen, der Bonde im besonderen ist Fatalist. Es gibt für ihn ein Wesen, groß, übernatürlich, das alles ordnet, von dem Gutes und Böses kommt. Es gibt gute und böse Geister. Durch Amulette sichert man sich den Schutz der guten und vertreibt die bösen. Es gibt ein Leben nach dem Tode. Die Vorstellung von diesem Leben ist allerdings sehr verworren. Überhaupt läßt sich Sicheres über die Religion dieses Volkes nicht feststellen, da der Neger dem weißen Manne gerade in diesem Punkte nichts verrät. Sie wollen uns keinen Einblick in ihr religiöses Leben gewähren — aber in großen Bäumen, wie in den gewaltigen Stämmen der Affenbrotbäume wohnt ein »Msimu« (Geist); den zu beschwichtigen, ihn zufrieden zu stellen, muß man Opfer bringen. So findet man kleine Tempelchen unter diesen Bäumen: 4½ m hohe Stäbchen und ein Dächlein darauf. Unter dieses stellen sie eine Schale mit Reis oder Maiskörnern — auch wohl ein Hühnerei. Oftmals ist die Schale mit einer Geheimschrift der Zauberer beschrieben. Auch Zettel, beschrieben in dieser Geheimschrift mit hieroglyphischen Zeichen, finden sich angeheftet am Baume in diesen Tempelchen. Wenn die Nahrung verschwindet (durch Tiere gewöhnlich) glaubt der Neger, der Geist habe sich damit gesättigt. In der Nacht werden geheimnisvolle Tänze um solche Bäume herum getanzt. Sie haben stattgefunden — man hört es nachher, vorher nie. Nie erfährt man Genaueres über ihren Götzendienst und Geisterkult. Vielleicht nach Jahren erst erfahren wir einiges Sichere hierüber. Die Mission Mlingano, erst seit 1904 gegründet, zählt über 300 Christen. Diese Christen sind noch im Anfangsstadium ihrer Bekehrung, also dem Heidentume noch sehr nahe. Rücktritte kommen vor, denn der Schwarze ist von Natur sehr unbeständig und sieht hart neben sich das verlockende Leben des immer mehr um sich greifenden Mohammedanismus. So kommt es, daß der Missionar viele, viele Täuschungen erlebt. Wir müssen mit der Taufspendung äußerst vorsichtig zu Werke gehen. Wundern wir uns nicht allzusehr und bedenken wir, wie viele Jahrhunderte es gekostet hat, bis wir Deutschen ein christlich denkendes Volk wurden. Was waren wir zur Zeit Karls des Großen, als das Christentum bereits seit Jahrhunderten an den Rhein- und Donauufern blühte? Ist's zu hart geurteilt, wenn ich sage, daß wir noch halbe Barbaren waren? In Afrika sind die christlichen Apostel erst seit kaum 70 Jahren im Lande, im Bondelande erst seit 1904. Wie viele Missionare werden hier noch ihr Leben lassen müssen, bis die Wabonde ein durch und durch christliches Volk geworden sind? Darum Geduld und wieder Geduld! Geduld die Missionare in Afrika, Geduld die Missionsfreunde in Europa! Betet, wenn die Bekehrung langsam geht. Besonders aber möge der Herr des Himmels uns Missionaren Geduld verleihen, die einzige Tugend, die den Missionar bei all den täglich getäuschten Hoffnungen hochhält. Der Neger bedarf einer energischen, aber geduldigen Erziehung. Das volle und ganze Vertrauen dieser vertierten Naturmenschen zu gewinnen, ist eine schwere Aufgabe. Sie haben leider den weißen Mann vielfach nur von der schlechten Seite kennen gelernt. Darum sind vorderhand alle Weißen schlecht. Schon beginnt das Vertrauen. Schon bringen sie ihre Kinder zur Mission, geben

den Missionaren Elternrechte über dieselben, vertrauen ihnen ihre ersparten Heller an. Die Mission muß, um all diesem zu begegnen, der Kinder sich annehmen; dazu dienen die Schulen, die sie in weitem Umkreise um die Mission teils gegründet hat, teils noch zu gründen gedenkt. Die Patres versuchen die Eltern zu bestimmen, ihre Kinder in die Missionsschule schicken zu wollen. An verschiedenen Orten sind Mädchen- und Knabenschulen errichtet, die von Katecheten geleitet, vom Pater wöchentlich visitiert werden. Aber, wie schon bemerkt, ist es schwer, fast unmöglich, Mädchen in die Schule zu bekommen, da die Eltern wissen, daß es dann mit dem berüchtigten Tanze aus sein würde. Auch die Sucht nach Geld entzieht der Mission vielfach die Kinder. Frühe schon schickt man sie in die Pflanzungen, um einige Pesas zu verdienen.

Hoffen und beten wir, daß es den Missionaren trotz der durch den Krieg erschwerten Lage gelingt, dem Christentum einen Weg über alle Hindernisse hinweg zu bahnen, die das Heidentum aufwirft.

Bischof und Marabut

Die Grenze des Apostolischen Vikariates Senegambien geht über den Senegalfluß hinaus. Nur von Mohammedanern bewohnt, bietet dieser nördliche Teil kein geeignetes Arbeitsfeld für die Mission. Gleichwohl zog es den Apostolischen Vikar, Bischof Jalabert, schon lange in diesen Teil Mauretaniens, wo im heißen Wüstensande, in steinigten Berggegenden und an seltenen Oasen viele Christen ihre letzte Ruhestätte fanden. Noch nie hatte ein Diener der Kirche deren einsame Gräber besucht und eingesegnet. Da bot es gewiß ganz eigenartigen Reiz, als katholischer Hoherpriester eine solch unumstrittene Domäne der Prophetensöhne zu durcheilen, die Heimat der wilden Eroberer Marokkos und Spaniens, der Almoraviden des Mittelalters.

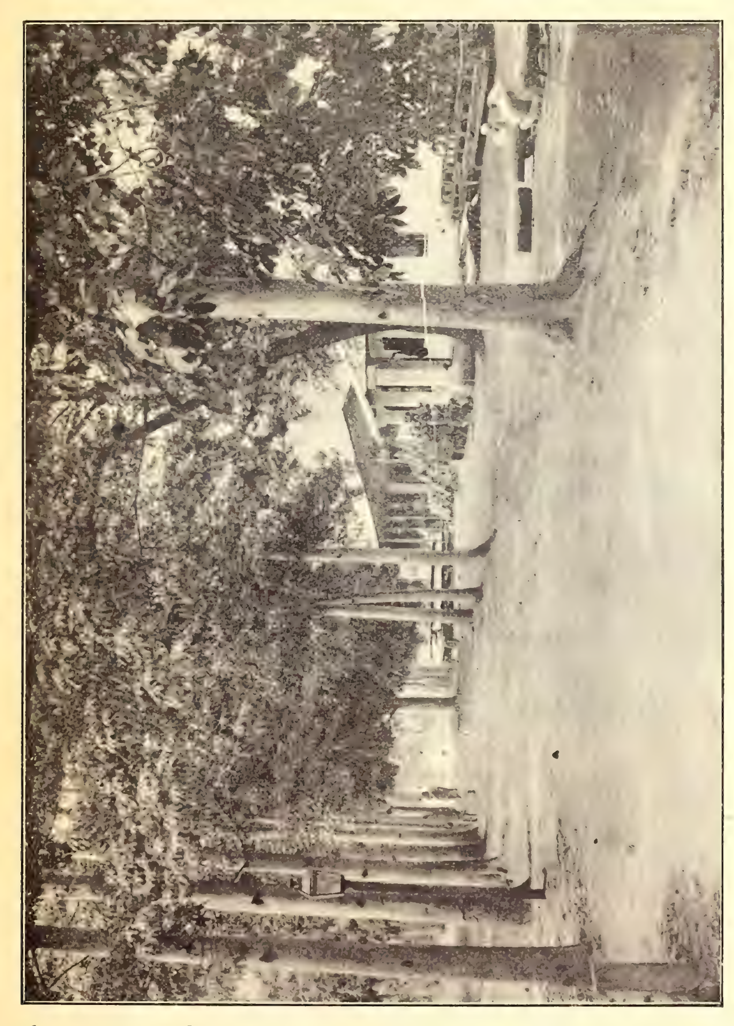
In Mauretanien gibt es eine ganze Anzahl einflußreicher und hochverehrter Marabuts. Pole des Islams werden sie von den mohammedanischen Lehrern genannt. Unter ihnen ist einer, der durch rechte Lehre und solide Frömmigkeit, durch Kenntnisse und Geistesbildung vor allen andern in hohem Ansehen steht. Der „Heilige" Marabut, Scheik Sidia.

Er wohnt in Butilimit und hat viele Schüler in Mauretanien und im Senegal. Bis nach Marokko hinauf ist sein Name bekannt. Zahlreiche Wunder soll er gewirkt haben, und unter Mauren und schwarzen Muselmanen zweifelt keiner an der Macht seiner baraka, der geheimnisvollen Gewalt, mit der ihn göttliche Huld nach ihrem Glauben umkleidet hat.

Wen Scheik Sidia seinen Freund nennt, der mag in aller Ruhe und Sicherheit Mauretanien durchziehen. Wer aber als Feind

Scheik Sidias sich dorthin verirrt, der läuft große Gefahr, Leib und Leben da zu lassen.

Um den Ungemütlichkeiten zu entgehen, die ein Zusammentreffen mit maurischen Räuberbanden haben kann, hätte der Bischof sich vorsichtshalber eine Schutztruppe maurischer Gendarmen an-



Straßenbild, Tanga D. O. A.

Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin, Daressalam u. Tanga D. O. A.

werben sollen. Sie hätten ihn geschützt, weil sie in seinem Solde gestanden wären. Doch ein armer Missionsbischof gestattet sich solchen Luxus nicht.

So blieb, wollte der Bischof den Erfolg seiner Reise nicht durch ärgerliche Zwischenfälle in Frage stellen, nur eines: Freundschaft

schließen' mit dem mohammedanischen Großmarabut von Mauretanien.

Er tats, und die Ergebnisse übertrafen seine Erwartungen.

Er ließ sich bei Scheik Sidia anmelden. Über Zeit und Art der bischöflichen Reise unterrichtet, zeigte dieser lebhaftes Verlangen, den Bischof zu empfangen, mit ihm sich zu besprechen und ihm alle Erleichterung zu bieten.

Auf dem Senegal traf der Apostolische Vikar den Sohn des Scheiks, der sich ihm als Führer anbot und ihm eine Begleitung aus tüchtigsten Reitern stellte.

Auf die Nachricht von der Ankunft eines christlichen Bischofs, den der Scheik mit seiner »baraka« umgab, strömten die Mauren von allen Seiten an den Weg, den der Bischof zog, um ihn zu begrüßen, ihm frische Milch und Butter und Hämmel anzubieten und als Gegengabe seinen Segen zu erbitten.

Nach jeder Wegstrecke fand Msgr Jalabert ein Lager hergerichtet mit allen Bequemlichkeiten, die man in einem so armen Lande erwarten darf.

Einige Kilometer von Butilimit trafen Bischof und Großmarabut zusammen. Scheik Sidia war seinem hohen Besucher entgegengeeilt. Die Zusammenkunft trug das Gepräge großer Herzlichkeit. Die beiden Männer brachten Vertrauen und Sympathie sich entgegen, und gar schnell verband aufrichtige Freundschaft die Repräsentanten der beiden oft einander so feindlichen Religionen.

In Butilimit hatte Scheik Sidia für den Empfang seines Gastes das große Festzelt aufschlagen lassen. Umgeben von allen seinen Kindern, seinen vornehmsten Schülern und zahlreichem Volk bot er im Namen der Muselmanen herzlichen Willkomm dem „christlichen Großmarabut, dem beglaubigten Kalifen und Vertreter des Papstes aller Christen".

Die Unterhaltung dauerte lange und bewegte sich fast nur auf dem religiösen Gebiet. Scheik Sidia wurde nicht müde, den Bischof zu befragen, von dessen Antworten er voll befriedigt schien. Andererseits konnte Msgr Jalabert nicht umhin, Bildung und Urteil seines Gastgebers zu bewundern.

Im Laufe der Unterhaltung erschienen die Töchter des Großmarabuts und baten ihren Vater, den bischöflichen Segen empfangen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde augenblicklich erteilt. Ein eigenartiges Bild: Auf der großen Düne von Butilimit empfangen Mohammedanerinnen, deren Vater einer der hervorragendsten islamitischen Sekten Afrikas als Oberhaupt vorsteht, den Segen eines katholischen Bischofs!

Als Andenken überreichte Bischof Jalabert dem Scheik ein

Seidenkissen mit der Aufschrift: „Andenken des Bischofs von Senegal für seinen Freund Scheik Sidia". Mit sichtlicher Rührung empfing der Marabut das Geschenk, dankte dem Bischof herzlich, äußerte seine Freude, die Bekanntschaft eines so frommen und gelehrten Mannes gemacht zu haben und bat ihn, auf seine unveränderliche Zuneigung zählen zu wollen.

Da Bischof und Marabut sich trennten, versprachen sie einander, durch regen Briefwechsel in Verkehr zu bleiben und sich in Dakar wiederzusehen, wo der Marabut den Besuch des Bischofs erwidern will.

Der noch übrige Teil der Reise glich einem wahren Triumphzug. Schnell hatte es sich verbreitet, daß die beiden Religionsvertreter sich gesprochen und beschenkt und daß der Großmarabut seinem christlichen „Kollegen" ganz besondere Freundschaft bekundet hatte. Schon das Äußere Msgr Jaläberts, seine hohe Gestalt, die aszetischen Züge seines Gesichtes sein schneeweißer Bart, sein weißes Gewand, auf dem das bischöfliche Brustkreuz glänzte, all das trug dazu bei, ihn den Mauren sympathisch zu machen und in ihm etwas von ihrem hochverehrten Marabut zu sehen.



Der Benjamin der Missionskinder
Mussuku (Angola W.-Afr.)

Wenn sie ihn bei seinem hohen Alter ohne sichtliche Ermüdung lange Strecken auf dem Kamel zurücklegen sahen, so waren sie sehr versucht, diese physische Widerstandskraft einer wunderbaren Macht oder doch besonderer göttlicher Hilfe zuzuschreiben.

Scheik Sidia fragte den Bischof unter anderm auch, ob er die

Wundergabe besitze. Demütig antwortete dieser, daß er ein armer Mensch sei und Gott allein über solche Macht verfüge, daß Gott aber als Werkzeug seiner Allmacht sich auch seiner bedienen könne.

Die Antwort gefiel dem Großmarabut. Die Menge schloß daraus, daß der Bischof ein Wundertäter sei und erwartete bestimmt, ein Wunder von ihm zu sehen. Ihre Erwartung sollte nicht getäuscht werden.

Das „Wunder“ geschah in Aleg. Ein Brunnen wurde dort gegraben. Schon war man recht tief gekommen, ohne Anzeichen von Wasser zu finden. Eben sollten die Arbeiten eingestellt werden, als gerade bei der Ankunft des Bischofs im Orte, das Wasser zu fließen begann, reichlich und rein.

Da waren sie außer sich. Alles stürzte sich auf den Bischof, um den Saum seines Gewandes zu küssen und so teilzuhaben an der göttlichen Kraft, die sichtlich von ihm ausströmte. Aber keiner von ihnen kam auf den Gedanken, zu dem Ende die Religion Mohammeds zu verlassen. Alle waren davon überzeugt, daß der christliche Großmarabut ein vollkommener Muselmann sei, ein uali, ein Gottesfreund, ein Nacheiferer Scheik Sidias, ein Heiliger wie er. Und alle, die es ermöglichen konnten, machten es sich zur Pflicht, ihn zu begleiten auf dem letzten Teil seiner Reise bis zum Senegalfluß.



Divisionspfarrer P. Brendel C. S. Sp. verabschiedet sich von den Ärzten. Links Sanitätsunteroffizier Scholastiker Hascher C. S. Sp.



Aus Kirche und Welt



Die diamantene Jubelfeier des Franziskus Xaverius-Vereins

Der 21. Oktober war für die Sache der katholischen Missionen ein hervorragend wichtiger Tag. War er einerseits das Jubelfest einer ruhmreichen Vergangenheit, so ist er andererseits das Wiegenfest einer hoffentlich noch bedeutsameren Zukunft, da der Franziskus Xaverius-Verein bei Gelegenheit seines diamantenen Jubiläums zu einer Missionszentrale größten Stils ausgestaltet werden sollte. Der Anfang dazu ist gemacht. Gottes Segen und damit auch der Erfolg dürften dem Werke wohl sicher sein, nachdem der Oberhirt der Diözese, Eminenz Kardinal v. Hartmann, dem Verein so herzinnige Segensworte mit auf den Weg gegeben, wie er es bei seiner Schlußansprache am Ende der akademischen Missionsversammlung getan.

Se. Eminenz führte unter anderem folgendes aus:

„Dankbar schaut der Verein rückwärts auf 75 Jahre, in denen er für die Missionen tätig gewesen ist und ungezählte Summen zur Unterstützung der Missionen gesammelt hat. Er dankt dem lieben Gott für diesen Segen und seinen Freunden für die treue Hilfe. Mutig schreitet er vorwärts. Er hat keinen anderen Wunsch als mit immer größerem Erfolg für die Missionen tätig sein zu können. Er will möglichst viel leisten für die Missionen. Die Bedü fnisse der Heidenwelt sind unermeßlich groß, und darum ist jede Hilfe, woher immer sie kommt, dem Hl. Vater willkommen, der von Christus dem Herrn den Auftrag erhalten hat, alle Völker der Erde ihm zuzuführen. Er weiß auch, daß er keine Seele für Christus gewinnen kann, ohne die Gnade Gottes, und darum läßt er seine Mitglieder alle Tage durch ein Vater unser und Ave Maria mit dem Zusatze: „Heiliger Franziskus Xaverius bitte für uns," um den Segen von oben bitten.

Dankbar rückwärts schauend, mutig vorwärts, gläubig aufwärts, tritt der Xaveriusverein ins vierte Vierteljahrhundert seines Bestehens.

Meine verehrten Herren! Wir tagen hier in der alten Kaiserstadt Karls des Großen. Von hier aus hat der große Kaiser das heidnische Sachsenvolk bekehrt und die alten ehrwürdigen Bistümer Osnabrück, Paderborn, Münster, Minden, Bremen, Halberstadt und Werden gegründet. Ein unaussprechlicher Strom von Segen hat sich dadurch über die Sachsengaue ergossen. Möge sich ein gleicher Strom des Segens von hier aus auch über die fernen Heidenlande ergießen durch den Xaverius-Verein."

Wenn der Xaverius-Verein überall mit gleichem Glück wie in Aachen seine Veranstaltungen hält, dann wird jener Segenswunsch unseres verehrten Oberhirten gewiß in Erfüllung gehen. Die Aachener Missionstagung war herrlich. Überaus zahlreich waren die hl. Kommunionen, die empfangen und für die Missionen aufgeopfert wurden. Die Kirchen waren gedrängt besetzt, und gespannt horchten die Zuhörer den Ausführungen der Missionare. Für die höheren Schulen waren besondere Gottesdienste und Schulfeiern vorgesehen. Den Kindern wurde nachmittags von den Missionaren eine besondere Missio skatechese gehalten. Psychologisch richtig erfaßt war die Veranstaltung der Jünglingsvereine. Dieselben veranstalteten nachmittags einen Festzug

mit ihren Vereinsfahnen, nachdem für sie in der Marienkirche eine weihevolle Pontifikalandacht gehalten worden war. Sie zogen mit jugendlicher Begeisterung durch Aachens Straßen zum alten Kurhaus, woselbst sie eine sehr anregende Versammlung hatten. — Sonderversammlungen fanden statt für Lehrer und Lehrerinnen, für Oberlehrerinnen und Ordensschwestern.

Am Abend wurden um 6 Uhr drei Parallelversammlungen gehalten, in denen Laien das Wort für die Missionssache ergriffen. Um 8¼ Uhr lockte eine Missionslichtbildervorstellung ungezählte Gäste ins alte Kurhaus, das an jenem Nachmittag und Abend eigentlich gar nicht leer wurde. Den glänzenden Abschluß des Tages aber bildete die erhebende akademische Versammlung. Während derselben lief das beachtenswerte Telegramm des Staatssekretärs des Reichskolonialamtes, Dr Solf, ein:

„Leider in letzter Stunde am Erscheinen verhindert, entbiete ich hierdurch dem Franziskus Xaverius-Missionsverein meine aufrichtigsten Glückwünsche zur Feier des diamantenen Jubiläums. Allen Stürmen des Weltkrieges zum Trotz hat sich die rege Anteilnahme des deutschen Volkes an dem erhabenen Missionswerk auch im 4. Kriegsjahre in unverminderter Kraft erhalten. Möge das Gelöbnis zur Erfüllung der apostolischen Aufgaben, das heute in der alten ehrwürdigen Kaiserpfalz von der dort versammelten katholischen Christenheit erneuert werden wird, reiche Früchte tragen, und möchten die Sendboten des göttlichen Wortes recht bald wieder in unseren Kolonien, wie auch in der sonstigen weiten Welt ebenso segensreich arbeiten können wie vor dem Ausbruch des Weltkrieges."

Mögen all die erhabenen Gedanken, die an jenem Aachener Missionsdankfest ausgestreut wurden, reiche Früchte tragen. Jedenfalls hat die Aachener neugegründete Zentrale es verstanden, alle Volkskreise zu erfassen, jedem etwas ihm Entsprechendes zu bieten, jedem von seinem Standpunkt aus den Missionsgedanken nahe zu bringen. **Möge bei Hohen und Niedern, bei Gebildeten und einfachen Leuten der Missionsgedanke immer mehr Wurzel fassen und zwar nicht nur in Form einer allgemeinen Begeisterung für die Sache der Missionen da draußen, sondern vor allem auch für die Kernfrage des Missionswerkes, für die Frage des Nachwuchses an Missionskräften, mit welcher das ganze Missionswerk da draußen steht und fällt. Es muß eifrigst um Missionsberufe gebetet werden, man muß um solche werben, man muß denselben zu ihrer Ausbildung verhelfen,** indem man zu den Unkosten beiträgt, welche ihre Studien verursachen. Wer auf eigene Kosten einen Missionar ausbilden läßt, tut der Mission das größte Liebeswerk das sich denken läßt, aber ebenso erhält der gerechten und verdienten Lohn, der beitrag- und scherfleinweise zur Heranbildung von Missionaren spendet. **Wenn so das eine getan und das andere nicht unterlassen wird, wenn so dem ehrwürdigen Xaverius-Verein und den Bildungsanstalten ein gesteigertes Interesse geschenkt wird, dann werden beide Faktoren mit vereinten Kräften Großes leisten.** Gebe Gott uns recht viele apostolische Berufe und die Mittel, sie zum Ziele zu führen. Segne er den Xaverius-Verein in seinen Bemühungen, den Sendlingen der frohen Botschaft in materieller Weise zu helfen. Ein Herz und eine Seele! Für den einen Gott und sein Reich! Für Christus, den Welt- und Menschenkönig! Mit vereinten Kräften

Missionskursus für Lehrerinnen und **Förderung der Missionsvereine und Missionsgesellschaften** s. 3. Umschlagseite.



Für Mußestunden



Zwei Freunde

Einer Tatsache nacherzählt von Pfarrer Dr Bergervoort

1.

Es war an einem sonnigen Nachmittage der Weihnachtswoche des Jahres 1890. Mit vielen anderen Pilgern und manchen Neugierigen lenkte ich meine Schritte zur Kirche Ara Coeli in Rom. In der Oktav von Weihnachten finden nämlich in dieser Kirche die weltberühmten Kinderpredigten statt. Es sind das keine Predigten für Kinder, sondern Kinder sind es, die die Predigten halten. Kleine Kinder sollen aussprechen, was das Kind in der Krippe stumm gepredigt hat; und kleine Kinder sollen das Kindlein preisen, das auch für die Kinder geboren wurde und auch für die Erlösung der Kinder gestorben ist. Bei diesen Predigten kann man so recht den italienischen Charakter, aber auch die tiefe Glaubenslebendigkeit der eigentlichen Römer kennen lernen. In anderen nördlichen Ländern würden die Kinder sich sträuben, zu weinen beginnen und nichts herausbringen als Kindergeschrei, und die Großen würden die armen Kinder dann auslachen und ihre Verwirrung noch vergrößern und steigern. Von alledem sieht man in der Kirche in Rom nichts. Ein einziges Mal in vielen Jahren sah ich ein kleines Kind von etwa 3 Jahren weinen, als es stecken blieb und in seiner Angst nach der Mutter rief, wobei die Großen lachten. Sonst geht die Sache stets mit großem Ernste vor sich. Das Kind, welches eine Predigt halten soll, wird von seiner Mutter auf das Predigt-Podium gehoben und beginnt furchtlos — man möchte versucht sein zu sagen: tamquam autoritatem habens, also: von Amtswegen — seine Ansprache, meist eine wohldisponierte, gut durchdachte Predigt, macht Hand- und Kopfbewegungen wie ein Großer. Betonung und Pausen lassen selten zu wünschen übrig, und die Verbeugungen am Beginne und am Ende sind in der Regel tadellos. Zufrieden mit der guten Leistung der gelösten Aufgabe läßt sich das Kind vom Podium wieder herabheben, und stolz blickt das Auge der Mutter in die Runde, stolz darüber, ein so gewecktes Kind in der Familie zu haben. Die Erwachsenen aber, einige ausländische Neugierige abgerechnet, lauschen den Worten der Kleinen mit derselben Andacht wie bei den sonstigen Predigten; eine Andacht, die mancher alte Prediger bei seinen Predigten sich nur wünschen könnte. In dem zum Schlusse gespendeten Beifallklatschen der Zuhörer in der Kirche findet bekanntlich der Italiener nichts Ungehöriges.

Als ich die Kirche betrat, hatte gerade ein Kind seine Predigt beendet und es bot sich nun das nicht oft vorkommende Schauspiel, daß zwei kleine Knaben zugleich auf die „Kinderkanzel" gehoben wurden. Die kleinen Knirpse machten nach allen Richtungen hin ihre Verbeugungen, die recht gönnerhafte Manieren aufwiesen, und dann begann der eine der beiden seine Predigt: lebendig, ohne Scheu, seiner Sache sicher. Er pries in beredten Worten den neugeborenen Heiland, das göttliche Kind von Bethlehem, das gerade den

Kindern besonders nahe stehe, weil es, obwohl ewiger Sohn Gottes, doch als Kind auf die Welt gekommen sei, um den Kindern ein Beispiel von Gehorsam, Reinheit und Heiligkeit zu geben; das Menschenkind geworden, um die Menschen zu Gotteskindern zu machen; ja, das den Großen sogar gesagt habe: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen." Mit der Aufforderung: „Venite adoremus, kommt lasset uns anbeten!" schloß der kleine Prediger mit einem Gebete an das Jesukindlein in der Krippe. Als er dann aufstand und unter dem Beifall der Zuhörer den Schauplatz seines ersten öffentlichen Auftretens verlassen wollte, hielt ihn der zweite Knabe zurück und begann nun eine hochphilosophische Widerlegung dessen, was sein Kollege soeben gesagt hatte. Der gelehrteste und geriebenste Ungläubige hätte sich dieser Ausführungen nicht zu schämen brauchen. Die alten heidnischen Gegengründe gegen das Christentum, gegen die Geburt des göttlichen Sohnes usw. erlebten hier ihre Auferstehung. Es war kostbar anzusehen, wie triumphierend das Auge über die Menge schaute bei dieser Leistung, die so natürlich aus dem Munde des Kleinen kam, als ob es wirklich seine geistige Schöpfung sei. Aber mit kaum geahnter Dialektik uud logischer Geistesschärfe wurden alle seine Gründe der Reihe nach vom kleinen Christen zerpflückt und zurückgewiesen, so daß nach einigem Hin- und Herreden der „Heide" in das Venite adoremus einstimmte. Ich hatte schon manche dieser Kinderpredigten gehört, aber in dieser brillanten Form noch nicht. Das Schauspiel hatte auf mich großen Eindruck gemacht.[1] Unter begeistertem und bewunderndem Beifall verließen die beiden Podium und Kirche.

Auch ich verließ die Kirche. Als ich kurz nachher über das Forum des Augustus schritt, sah ich am Tempel des Mars Ultor die beiden Gegner im friedlichen Gespräche beisammen stehen. Als sie mich erblickten und in mir den katholischen Geistlichen erkannten, sprangen sie herbei, hielten ihre kleinen Händchen mir entgegen und baten mit einem treuherzigen Augenaufschlag: »Da mi un Santo« (Gib mir ein Heiligenbildchen). »Anche a me« (mir auch eins). Ich suchte zwei schöne, bunte Bildchen aus, zeigte sie ihnen und sah vier leuchtende Augen auf die Bildchen geheftet.

„Seht, die schenke ich euch; aber erst beantwortet mir einige Fragen. Wollt ihr?"

»Si, si«, (Ja, ja) sagte der Kleinere. Den Augen sah ich es aber an, daß es ihnen schon zu lang wurde, bis sie in den Besitz des Gewünschten kamen.

„Wie heißest du?" sagte ich zum größeren der beiden Knaben.

„Peppino (Joseph) Buonolungo", antwortete er.

„Wie alt bist du?"

„6 Jahre".

Auf dieselben Fragen bekam ich von dem Kleineren die Auskunft, daß

---

[1] Ein Gegenstück zu dem geschilderten und tatsächlich geschehenen Auftritt der jungen Prediger findet im September in der Kirche des deutschen Kollegs San Stefano Rotondo statt, wenn die am Grabe des hl. Aloysius am 21. Juni niedergelegten Briefe der Römischen Jugend feierlich verbrannt werden. Die Predigt hält ein Knabe von 8—10 Jahren in Rochett und Birett, natürlich „wie ein Alter".

er Michelangelo Petrucci heiße und vier Jahre alt sei. Ich lobte sie noch etwas für ihr Auftreten in der Kirche, ermunterte sie in der Erkenntnis und Nachahmung des Jesukindleins fortzufahren und gab jedem seinen Santo.

»Grazie tante« (Vielen Dank).

»Addio«, verabschiedete ich mich.

»A rivederci!« riefen sie mir noch nach. Weder sie noch ich ahnten damals, wie prophetisch dieser Abschiedsgruß sein sollte. „Auf Wiedersehen!" hatten sie mir nachgerufen. Ich hielt diese Worte für einen Ausdruck des Verlangens, beim nächsten Zusammentreffen wieder ein schönes Bildchen zu bekommen.

2.

20 Jahre später.

Ich betrat das Gefängnis in E., dessen Seelsorger ich war. Gleich an der Pforte bekam ich den Bescheid, auf das Lazarett, das sich im Gefängnis befand, zu kommen, da ein schwer kranker Gefangener mich zu sprechen wünsche. In der Liste stand derselbe eingeschrieben als Petrucci Michelangelo, am Tage vorher angekommen, wegen Totschlags verhaftet und in Untersuchung gebracht. In eine Schlägerei verwickelt, hat er zwei Personen erstochen, die sofort tot waren. Heimat: Rom. Alter: 24 Jahre.

Ich ging zu ihm und fand, daß die Lungenschwindsucht reißende Fortschritte bei dem Gefangenen mache und daß ihm nur mehr 2—3 Wochen zuzuerkennen seien. Im Verlaufe meiner Besuche bereitete ich ihn auf eine gute Beichte und auf die Möglichkeit des Sterbens vor. Er wollte zwar bei der Tat angetrunken und auch in Notwehr gewesen sein; aber der Gedanke, zwei Seelen unversehen und plötzlich in die Ewigkeit geschickt zu haben, machte doch tiefen Eindruck auf ihn und erschütterte ihn zu wahrer Reue. Er erzählte mir dann nach und nach sein ganzes Leben und dadurch fand ich auch in ihm den wieder, an den ich lange, lange Jahre kaum noch gedacht hatte, wenn auch die Szene in der Kirche Ara Coeli aus dem Jahre 1890 meinem Gedächtnisse lebendig geblieben war.

Der Gefangene erzählte:

Er rühme sich, ein „Romanesco", ein echter Römer, zu sein. In seiner Jugend sei er brav gewesen, habe in Ara Coeli auch mehrfach gepredigt und habe den Beruf in sich gespürt, Prete und zwar Frate (Priester, Ordensmann) zu werden. Aber seine Eltern seien arm gewesen, und da habe er verdienen müssen. Von mir an die Unterredung auf dem Forum des Augustus erinnert, gedachte auch er derselben und teilte mir mit, daß er das Heiligenbildchen, welches ich ihm damals geschenkt hatte, noch besitze. In seiner Wohnung habe er es im Gebetbuche. Nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt gelegentlichem Verdienste nachgegangen, kam er eines guten Tages nach Deutschland, wo andere Kameraden von ihm durch Fleiß und Sparsamkeit viel Geld verdienten. Auch er habe gutes Verdienst gehabt, seiner Mutter regelmäßig seine Ersparnisse gesandt und sei im Begriffe gewesen, nach Italien zurückzukehren, da er sich — er meinte aus Heimweh — nicht besonders wohl und arbeitsfähig fühle. Beim Abschiedstrunk sei eine Schlägerei ausgebrochen und er habe, von seinem hitzigen italienischen Blute hingerissen, mit dem Messer in der Faust um sich gehauen und dabei zwei getroffen. Schon wollte

er flüchten, da wurde er verhaftet. Seine größte Sorge war, ob es ihm vielleicht den Kopf kosten könne, so daß er dann seine geliebte „Mamma“ nicht wiedersehe. Über das erstere konnte ich ihn beruhigen angesichts der Fortschritte seiner Krankheit: „Du wirst bald das Gefängnis wieder verlassen“, versicherte ich ihm; allerdings in anderem Sinne, als er meinte. Ich fragte ihn auch nach seinem Jugendfreunde Peppino. „Wir sind,“ sagte er, „bis vor kurzem immer beisammen gewesen und haben wie Freunde Leid und Freud redlich geteilt. Jetzt arbeitet mein Freund in dem etwa 2 Stunden entfernten Örtchen S. Wenn er wüßte, daß ich hier wäre, würde er jedenfalls zu mir kommen.“ Vor seinem Tode ging dieser Wunsch noch in Erfüllung, aber anders wieder, als er meinte.

3.

Ich kam eines Tages von meiner Arbeit nach Hause und griff zur Zeitung. Da fiel mein Auge auf eine großgedruckte Notiz mit der Überschrift: „Schreckliches Unglück“. In einem nicht weit entfernten Tale wollten zwei Brüder während der Nacht verbotenerweise im Bache Fische fangen und zwar versuchten sie, dazu Dynamitpatronen zu gebrauchen. Diese sollten im Wasser explodieren und ein Massensterben unter den Wasserbewohnern hervorrufen. So schlichen die beiden Fischdiebe zum Bache, das Dynamit in der Tasche. An Ort und Stelle angekommen, nimmt der eine der Brüder, J. B., die Patrone in die Hand, um sie ins Wasser zu werfen. Wie es gekommen, weiß man nicht, kurz: die Dynamitpatrone explodiert statt im Wasser in der Hand. Mit einem gräßlichen Schrei und blutüberströmt sank der Arme ins Gras. Hilfe, auch die eines Arztes, war bald zur Stelle, so daß der Verletzte einem Spitale zugeführt werden konnte. Ein Auge und beide Arme hatte er verloren. Er blieb für sein ganzes Leben ein bedauernswerter Krüppel. Dazu kam noch die Aussicht auf eine gerichtliche Bestrafung wegen Übertretung des Sprengstoffgesetzes. Sobald er transportfähig war, wurde er für verhaftet erklärt und ins Gefängnislazarett überführt. Der eingelieferte Mann hieß Buonolungo Peppino, 26 Jahre alt, aus Rom.

Das Wiedersehen der beiden Freunde an diesem Orte und in dieser Verfassung läßt sich nicht schildern. Die drei, die 1890 auf dem Forum des Augustus im schönen Rom sich zuerst getroffen, fanden sich 1910 in einem deutschen Gefängnisse wieder zusammen. Aber wie! —

Vierzehn Tage nachher starb wohlversehen Petrucci, sanft schlummerte er hinüber. Die Rechte hielt die Hand seines Seelsorgers, die Linke lag auf dem verstümmelten Haupte seines weinenden Freundes.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

